

# Kieler sozialwissen Tönnies-Forum schafftliche Revue

Internationales

4. Jahrgang, Heft 1, 2026

herausgegeben von der  
Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V.

**Jan Philipp Reemtsma** „Etwas mehr Nomos ins Leben bringen“. Lars Clausens Staunen über Schlangen

**Lara Pellner & Alexander Wierzock**  
Annäherungen an den jungen Lars Clausen:  
Soziologie zwischen Ruhrrevier und Copperbelt

**Elke M. Geenen** Lars Clausen – Begründer  
der Katastrophensoziologie in Deutschland

**Sebastian Klauke** Lars Clausen und die Wikipedia

**Karl-Siegbert Rehberg** Erinnerungen an Lars Clausen

**Stephan Moebius** Karl Mannheims Krisendiagnosen  
der Weimarer Republik

**Jens Herold** Tönnies und Gustav Schmoller. Zur Karriere  
der Soziologie in Deutschland

## Kieler sozialwissenschaftliche Revue

Internationales Tönnies-Forum

ISSN: 2939-9416 | eISSN: 2939-9424

### Herausgegeben von:

Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V., Kiel

### Redaktion:

Prof. Dr. Dieter Haselbach, Prof. Dr. Carsten Schlüter-Knauer

Dr. Sebastian Klauke, Tatjana Trautmann, M. A.

### Principal Editorial Consultant:

Prof. Dr. Peter-Ulrich Merz-Benz

### Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Stefanie Averbek-Lietz, Dr. Cornelius Bickel, Prof. Dr. Niall Bond,  
Prof. Dr. Hauke Brunkhorst, Lars Clausen, M.A. (Ed.), Senior Research Fellow,  
Dr. Nicole Holzhauser, Prof. Dr. Stephan Moebius,  
Prof. Dr. Doris Schweitzer, Prof. Dr. Robert Seyfert

### Redaktionsanschrift:

Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V.

Freiligrathstraße 11

D-24116 Kiel

E-Mail: [ksr@ferdinand-toennies-gesellschaft.de](mailto:ksr@ferdinand-toennies-gesellschaft.de)

### Erscheinen und Bezugsmöglichkeiten:

Die Kieler sozialwissenschaftliche Revue erscheint zweimal jährlich mit einem Jahresumfang von 160-200 Seiten im Open Access. Ein Einzelheft (print) kostet 29,90 €. Alle weiteren Preise sowie Abonnement- und Bezugsbedingungen inkl. Bestellmöglichkeit sowie alle verfügbaren digitalen Ausgaben (Onlinearchiv, PDF) und weitere Informationen zur Zeitschrift finden Sie unter <https://ksr.budrich-journals.de>.

© 2026 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber\*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz. [www.budrich.de](http://www.budrich.de)



Ausgenommen von dieser Lizenz sind jegliche Textauszüge, Abbildungen, Tabellen etc. aus anderen Quellen. Deren Verwertung ist außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ohne Zustimmung des Verlages bzw. des jeweiligen Rechteinhabers unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfelddt, [www.lehfelddtgraphic.de](http://www.lehfelddtgraphic.de)

Satz: 3w+p GmbH, Rimpar

Druck: paper & tinta, Warschau

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier, CO<sub>2</sub>-kompensierte Produktion. Mehr Informationen unter <https://budrich.de/nachhaltigkeit/>.  
Printed in Europe.

### Abonnements- und Anzeigenverwaltung:

Verlag Barbara Budrich, Stauffenbergstr. 7, 51379 Leverkusen.

Tel. +49 (0) 2171.79491.50 – Fax +49 (0) 2171.79491.69 – [info@budrich.de](mailto:info@budrich.de)

[www.budrich.de](http://www.budrich.de) / [www.budrich-journals.de](http://www.budrich-journals.de)

**Kieler sozialwissenschaftliche Revue im Internet unter:** <https://ksr.budrich-journals.de>

# Inhalt

Editorial des ersten Heftes im vierten Jahrgang .....	3
---	---

## **Themenschwerpunkt „Lars Clausen“**

<i>Jan Philipp Reemtsma</i> „Etwas mehr Nomos ins Leben bringen“ .....	5
<i>Lara Pellner &amp; Alexander Wierzock</i> Annäherungen an den jungen Lars Clausen: Soziologie zwischen Ruhrrevier und Copperbelt.....	17
<i>Elke M. Geenen</i> Lars Clausen – Begründer der Katastrophensoziologie in Deutschland.....	30
<i>Sebastian Klauke</i> Lars Clausen und die Wikipedia .....	40
<i>Karl-Siegbert Rehberg</i> Erinnerungen an Lars Clausen.....	45

## **Aufsätze**

<i>Stephan Moebius</i> Karl Mannheims Krisendiagnosen der Weimarer Republik. Mit einem Exkurs zum frühen Heidegger und Mannheims „Kehre“ vom Neukantianismus zu Dilthey.....	54
<i>Jens Herold</i> Ferdinand Tönnies und Gustav Schmoller. Zur Karriere der Soziologie in Deutschland.....	99

## **Miszelle**

<i>Arno Bammé und Thomas Steensen</i> „Nordfriesland im Roman“ .....	127
---	-----

**Rezension***Dieter Haselbach*

Varouxakis, Georgios: <i>The West. The History of an Idea</i> . Princeton & Oxford: Princeton University Press, 2025.....	130
Bitte um Einsendungen.....	135

## Editorial des ersten Heftes im vierten Jahrgang

Liebe Leser:innen,

mit dem ersten Heft des vierten Jahrgangs 2026 halten Sie die erste Ausgabe der Kieler sozialwissenschaftlichen Revue mit einem Themenschwerpunkt in Ihren Händen.

Am 8. April 2025 wäre der Soziologe Lars Clausen 90 Jahre alt geworden. Am 9. September des vergangenen Jahres veranstaltete das Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) das Kolloquium „Aspekte des Lebens und Wirkens von Lars Clausen – ein Kolloquium zum 90. Geburtstag“. Das HIS kooperierte dabei mit der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft. Am Abend hielt Jan Philipp Reemtsma mit dem Titel ‚*Etwas mehr Nomos ins Leben bringen*‘. *Lars Clausens Staunen über Schlangen* einen öffentlichen Vortrag, an den sich eine von Sebastian Klauke moderierte Diskussion anschloss. In diesem Heft werden die Beiträge des Kolloquiums dokumentiert.

Einen Aufsatz über (Warte)Schlangen, den Clausen 1981 veröffentlichte, stellt Jan Philipp Reemtsma in den Mittelpunkt seines Beitrags. In „Schlangen“, mit dem ein wenig rätselhaften Untertitel „Exkursion in den Quellsumpf der Theorien“, thematisiert Clausen das Phänomen der spontan und ohne Nötigung sich bildenden Schlangen nebst ihren zunächst irritierenden Eigenschaften anhand eigener und angeleiteter Beobachtungen seines Seminars. Warum machen Leute das, wenn sie nicht müssen? Reemtsma treibt den Gedanken, von den Beobachtungsbefunden ausgehend, weiter, beschäftigt sich dabei auch mit kulturkritischen Fragen.

Die heute weitgehend vergessenen Arbeiten des jungen Lars Clausen sind Gegenstand des Beitrages von Lara Pellner und Alexander Wierzock *Annäherungen an den jungen Lars Clausen: Soziologie zwischen Ruhrrevier und Copperbelt*. Seine Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Afrikanistik werden anhand seiner institutionellen Einbindung und seinen Feldforschungen näher analysiert. Thematisiert wird auch, wie und wo Clausen mit diesen Arbeiten wissenschaftliche Reputation erlangte.

Clausens Wirkung und Bedeutung auf dem Gebiet der Katastrophensoziologie kommen in dem Beitrag *Lars Clausen – Begründer der Katastrophensoziologie in Deutschland* von Elke M. Geenen zur Geltung. Das FAKKEL-Modell erweist sich gerade für unsere Gegenwart und Zukunft als äußerst nützlich, denn es erlaubt, soziale Katastrophenvoraussetzungen und -verläufe zu verstehen und auf dieser Basis Katastrophenvorkehrungen zu treffen.

Sebastian Klauke stellt *Lars Clausen und die Wikipedia* vor. Clausen war nicht nur eifriger Autor und Mitarbeiter am zivilgesellschaftlichen Projekt der Wikipedia, sondern wurde auch selbst Gegenstand der Onlineenzyklopädie.

Ein sehr wichtiger Zeitzeuge für das Wirken von Lars Clausen ist sein Weggefährte in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Karl-Siegbert Rehberg, der in seinen *Erinnerungen an Lars Clausen* die besonderen organisatorischen und inhaltlichen Leistungen dieses Vorsitzenden der DGS in ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Faches exemplarisch würdigt und überdies seine persönlichen Erfahrungen mit ihm anekdotisch und plastisch vor Augen führt.

Dass Clausen auch ein gehaltvoller politischer Denker ist, geht aus Carsten Schlüter-Knauers Tagungsvortrag *Das politische Denken von Lars Clausen. Strukturelle Vorkehrungen gegen Tyrannenmacht mit Hilfe politisch-dialogischer Ästhetik* hervor. Den Artikel zum Vortrag und zwei Texte aus der Feder von Lars Clausen, auf die sich der Vortragende maß-

geblich bezieht, finden Sie als Fortsetzung des Themenschwerpunktes in der nächsten Nummer der Kieler sozialwissenschaftlichen Revue. Aber schon jetzt wollen wir Ihnen zumindest mit den Titeln dieser Werke das kommende Heft schmackhaft machen: „Natürlich Kultur“, ein Text Clausens von 1990, und – als Erstveröffentlichung – „Die Ausbreitung der Politik in der Gesellschaft (Thesen)“ aus dem Jahr 1999. Seien Sie gespannt.

Nicht alle Aspekte von Clausens Wirken konnten auf dem Kolloquium abgedeckt werden. Clausens sprachwissenschaftliche Arbeiten und literarische Verbindungen, seine Arbeiten zusammen mit seiner Frau Bettina Clausen, schließlich seine Bedeutung für die Ferdinand-Tönnies-Forschung werden, ebenfalls im kommenden Heft, in zwei Interviews näher beleuchtet werden. Darüber hinaus thematisieren Klaus Schroeter und Cornelius Bickel aber auch ihre langjährigen Begegnungen mit Clausen und teilen insofern ihre persönlichen Erlebnisse mit diesem so außerordentlichen ordentlichen Ordinarius mit.

Außerhalb des Schwerpunktes enthält der vorliegende Band zwei Aufsätze:

Stephan Moebius analysiert *Karl Mannheims Krisendiagnosen der Weimarer Republik. Mit einem Exkurs zum frühen Heidegger und Mannheims „Kehre“ vom Neukantianismus zu Dilthey* minutiös und zeigt, wie sich Mannheims kultursoziologische und wissenssoziologische Arbeiten jeweils an konkreten Krisenerfahrungen entfalten.

Jens Herold vergleicht in *Ferdinand Tönnies und Gustav Schmoller. Zur Karriere der Soziologie in Deutschland* die unterschiedlichen Wege der beiden in der frühen Soziologie und setzt sich mit Schmollers und Tönnies' Wissenschaftsauffassung auseinander.

Arno Bammés und Thomas Steensens Miszelle „*Nordfriesland im Roman*“. *Ein soziographisch-literatursoziologisch-mentalhistorisches Projekt nach 18 Jahren beendet* weist auf ein abgeschlossenes Langzeitprojekt hin. Eine Rezension von Dieter Haselbach über *Georgios Varouxakis: The West. The History of an Idea* stellt einen Text vor, der ideengeschichtlich angelegt, aber für Soziologen interessant ist.

Wir danken der Kieler Stiftung Wissenschaft & Demokratie<sup>1</sup> dafür, dass sie ab diesem Heft entscheidend zur Finanzierung der *Kieler sozialwissenschaftlichen Revue* beiträgt und insbesondere das Erscheinen sowohl als Print- als auch als Open Access-Publikation fördert, was uns bis einschließlich des dritten Jahrgangs die Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur ebenso großzügig ermöglicht hatte.

Bei der Lektüre wünschen wir viel Vergnügen.

Dieter Haselbach, Sebastian Klauke, Carsten Schlüter-Knauer, Tatjana Trautmann  
April 2026

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

1 <https://www.swud.org/>.

„Etwas mehr Nomos ins Leben bringen“

Lars Clausens Staunen über Schlangen

Jan Philipp Reemtsma<sup>1</sup>

**Zusammenfassung:** Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts schrieb Lars Clausen einen Aufsatz über das soziale Phänomen des Schlangestehens und zusätzlich über das – erstaunliche – Phänomen des spontanen Sich-Bildens von Riesen-Schlangen. Der Vortrag zeichnet Clausens Gedankengänge, die bald ins Grundsätzliche soziologischer Reflexion gehen, nach und schließt eigene Überlegungen über das Staunen als Voraussetzung soziologischen Raisonierens an.

**Schlagworte:** Lars Clausen, Staunen, Schlange

**Abstract:** In the mid-1990 s, Lars Clausen wrote an essay on the social phenomenon of queuing and, in addition, on the astonishing phenomenon of the spontaneous formation of giant queues. The lecture traces Clausen’s train of thought, which soon delves into fundamental sociological reflection, and concludes with his own reflections on wonder as a prerequisite for sociological reasoning.

**Keywords:** Lars Clausen, wonder, queuing

Sehr geehrte Anwesende, liebe Soziologinnen und Soziologen, liebe Schachfreundinnen und -Freunde, liebe Literaturkennerinnen und -kenner, liebe Freundinnen und Freunde aphoristischer Wissenschaftsprosa – und so weiter und so fort – ich wäre überfordert, wenn ich den Erwartungen, die hinter den Stirnen derjenigen, die ich hier angesprochen habe, und derjenigen, die ich hätte ansprechen können, auch nur annäherungsweise nachkommen wollte. Lars Clausen, der Soziologe, der umfangreich und autobiographisch grundiert über sein Fach Auskunft gab, der Fachsoziologe, der – zusammen mit Bettina Clausen – Literatursoziologe, der Literaturwissenschaftler, der Theoretiker der sozialen Sachverhalte und Dynamiken, die man „Katastrophen“ nennt, der Ratgeber der Praxis, der Theoretiker von Schach, Tausch und Arbeit, der ... – seien Sie getröstet, es wird eine Ausgabe Ausgewählter Werke von Lars Clausen geben, aber das braucht noch ein wenig Zeit.

Ich möchte über einen Aufsatz von ihm sprechen und damit gleich auch auf einen Aspekt seiner Soziologie zu sprechen kommen, der mir, wenn er auch nicht bei vielen seiner Arbeiten ins Auge sticht, so doch immer irgendwie eine Rolle spielt, und bei diesem Aufsatz die Einsatzstelle des Gedankens ist.

Das Staunen hat einen guten Ruf bei den Philosophen. Platon lässt seinen Sokrates im „Theaitetos“ sagen, das Staunen sei der Anfang der Philosophie, Aristoteles folgte ihm, wie es

1 Jan Philipp Reemtsma ist Literatur- und Sozialwissenschaftler sowie Gründer und bis März 2015 Leiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung. Den nachfolgenden Vortrag hielt er am 9. September 2025 am Hamburger Institut für Sozialforschung.

scheint, Kant bestaunte den gestirnten Himmel und das moralische Gesetz, Goethe ließ seinen „Faust“ sagen, das Staunen sei der Menschen höchstes Teil, und sagte selbst, wie Eckermann berichtet, das Höchste sei, das Urphänomen anzustaunen, weiter könne der Mensch nicht gelangen, wogegen es Christoph Martin Wieland mit dem Horazischen *nil admirari* hielt, und Arno Schmidt in „Seelandschaft mit Pocahontas“ schrieb: „Das Erforschliche in Worte sieben, das Unerforschliche ruhig veralbern.“

Das Erstaunen und das Erstaunliche sind erstaunlich wenig selbstverständlich, wenn man drüber nachdenkt. Mit welchem Recht greife ich aus den Rätseln des Universums eines oder zwei heraus, deute auf sie und sage: „das ist jetzt besonders merkwürdig, so, dass es mich an den Schreibtisch und nach einer Abhandlung ruft?“ Oder, etwas weniger raumgreifend: die Leute ringsum – wann ist ihr Benehmen weniger, wann mehr zum Erstaunen? Ein ehemaliger Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung wurde auf dem Flugplatz in Newark nach dem Zweck seines geplanten USA-Aufenthalts gefragt, und er antwortete, er sei Soziologe und sei auf eine Tagung in New York eingeladen. Ah (war die Replik), Sie sind Soziologe... Sie können mir also erklären, warum alle diese Leute hier tun, was sie tun? Gar nicht schlecht. Die Wendung dieser schon ein wenig subversiven Frage in ein die Frageform beibehaltendes Statement, das für mich zum skeptischen Leitgedanken des Nachsinnens über das Soziale schlechthin geworden ist, findet sich zum Beginn von Michael Frayns wunderbarer Boulevardkomödie „Noises off!“ (der dämliche deutsche Titel lautet „Der nackte Wahnsinn“). Es geht im Stück um eine – schlechte – Schauspieltruppe, die für eine Tournee über – heruntergekommene – englische Provinzbühnen eine – hanebüchene – Boulevardkomödie erst einübt, dann zu spielen versucht, dann verkorkst. Drei Akte, der erste zeigt die Vorderbühne, die Probe einer Szene, die das spätere Chaos ahnen läßt. Der zweite zeigt die Hinterbühne während einer Vorstellung, die wir durch die Kulissen hören, und wir erleben, was im Hintergrund (für uns im Vordergrund) vor sich geht: allerlei, das deutlich macht, dass niemand aus dem Ensemble draußen auf der Vorderbühne wirklich bei der Sache sein kann. Dritter Akt wieder Vorderbühne, die Schauspieler sind dermaßen nur noch auf ihre Realität hinter der Bühne fixiert, dass sie ihre Texte und Textanschlüsse nicht mehr parat haben und nur noch Unsinn reden und tun, nur einer, der halbwegs bei Sinnen ist, versucht seine Rolle / seinen Text dem jeweiligen Unsinn der anderen anzupassen, um den Eindruck eines kohärenten Stücks zu geben. Ein großartiges Stück rasanten Boulevardtheaters, kunstreich geschrieben, und (wenn gut gespielt) eine tolle Gelegenheit, virtuose Schauspielkunst zu zeigen. Im ersten Akt nun wird ein Running Gag eingeführt, ein rätselhafter Teller mit Sardinen, der immer mal wieder aus dem Weg geräumt werden muss. Über ihm kann man tiefsinnig werden wie über Becketts *Godot*. Jedenfalls kann man in ihm das Gegenmodell zu Tschechows Diktum, wenn in einem Stück im ersten Akt ein Paar Pistolen an der Wand hängen, müssen sie spätestens im letzten auch gebraucht werden, sehen: Der Teller kommt im ersten und im letzten Akt vor und hat weder dort noch hier irgendeinen Sinn. Das fällt (im ersten Akt, bei der Probe) der Schauspielerin, die ihn aus dem Wege räumen und nach nebenan tragen soll, auf, sie fragt den Regisseur, warum sie in aller Welt das tun solle, ohne Begründung, ohne Motivation könne sie sowas nicht spielen. Worauf der Regisseur antwortet (und nur dieser Antwort wegen erzähle ich das alles): „Warum tut überhaupt irgendwer irgendwas?“ Punkt. Schluss. Von diesem Knockdown muss sich die Soziologie erstmal erholen.

Nun, die Soziologie, was bleibt ihr übrig?, macht einfach weiter – was soll sie auch tun – aber sie sollte dieses „Warum tut überhaupt irgendwer irgendwas?“ als methodischen Zweifel in ihr Denken einbauen. Es könnte ja sein, dass Schopenhauer mit seiner Behauptung

„Warum“ sei die Grundfrage und der Beginn aller Wissenschaft, gar nicht recht hat, er sagt: „Die Mutter aller Wissenschaften“<sup>2</sup>. Jedenfalls nicht, wenn man sich das „Warum“ als eine unschuldige Frage vorstellt, als gleichsam kindliches Erstaunen. Das ist zwar ontogenetisch gerechtfertigt – einfach weil es vorkommt, etwa in den enervierenden Wa-ha-ru-humm?-Ketten kleiner Kinder –, aber zum Erwachsenwerden gehört, es sich abzugewöhnen. Ich habe neulich diesen Beginn einer Einführung in die, laut Selbstauskunft, „moderne Philosophie“ gelesen: „Die Philosophie hat das Selbstverständliche zum Thema. Sie untersucht also nicht – wie die empirischen Naturwissenschaften – das Unbekannte und Unvertraute, um es schrittweise zu erklären“ – wir lassen diesen holden Unfug einmal unkommentiert – „sondern das Bekannte, das vielleicht allzu Vertraute, um seine Fragwürdigkeit und Rätselhaftigkeit ins Bewußtsein zu heben.“ (Hutter 2025: 11). Mit wenigstens ebensoviel Recht könnte man sagen, dass Philosophie darin bestehen sollte, unnötige Verrätselungen aufzulösen, wenigstens zu vermeiden, aber vielleicht liefe das ja auf eine Philosophie der Philosophievermeidung hinaus – in diesem Verdacht stehen ja der späte Wittgenstein und Richard Rorty (und in gewissem Sinne zurecht). Im Falle der Soziologie mag man das anders sehen. Aber das naive Fragen und die Idee, Natur und/oder Gesellschaft „seien“ *für sich genommen* „rätselhaft“, sollten am Beginn *keiner* gedanklichen Übung stehen.

Sich zu wundern ist eine künstliche Operation. Eine nicht unwichtige Theorierichtung wurde gleichsam eingeleitet mit dem Satz, es gelte „Theorien zu suchen, denen es gelingt, Normales für unwahrscheinlich zu erklären.“ (Luhmann 2021: 162). Dieses soziologische Erstaunen ist aber von ganz anderer Art als das philosophische rituelle Erschüttertersein durch die angenommene Größe des Gedankens, der mit dem angeblichen Erstaunen angekündigt wird, also einer Camouflage des Banalen. Das soziologische Erstaunen, das hier in seiner luhmannschen Radikalformulierung zitiert wurde, ist ein Weg des Perspektivwechsels, ein Appell, anders hinzusehen als man es gewohnt ist. Das Problem, das Luhmann zum Ausgangspunkt nimmt, ist das der doppelten Kontingenz, das in diesem wunderbaren Witz aufgehoben ist: „Du hast gesagt, dass du fährst nach“ – der Witz wird traditionellerweise mit osteuropäisch/jiddischem Anklang erzählt – „Przemysl. Nu weiß ich, du lügst immer, fährst also nach Warschau. Wenn du aber denkst, ich denk, du fährst nach Warschau, sagst du Przemysl, weil, du fährst wahrscheinlich nach Tschenstochau. Nu weiß ich aber, du fährst nach Przemysl. Also warum lügst du?“ Also kurz: „Du sagst, du fährst nach Przemysl, du fährst nach Przemysl – warum lügst du?“ Ich denke, dass er denkt, dass ich denke, dass er... und so weiter – es müsste in die Blockade führen, aber da es erfahrungsgemäß solche Blockaden nur in sehr seltenen (und soziologisch irrelevanten) Fällen gibt, ergibt sich, dass die Unwahrscheinlichkeit das Allerwahrscheinlichste ist (bei Luhmann heißt das: „die Verdoppelung der Unwahrscheinlichkeit führt zur Wahrscheinlichkeit“ (ebd.: 166)).

Ein wenig erinnern diese luhmannschen Anfänge an Zen-Meditationen, mal mit, mal ohne Ohrfeige. Sie sind leider zu grundsätzlich, gewissermaßen „zu tief“ angelegt, um wirklich klarzumachen, was es mit dem Erstaunen auf sich hat. Um wirklich – sagen wir: soziologisch über Erstaunliches zu reden, müssen wir es von dem unterscheiden, was wir ohne zu erstaunen hinnehmen. Und wenn dieser Gedanke nicht darauf hinauslaufen soll, einfach schulterzuckend und mit Otto Reuter zu sagen: „Ick wunder mir über jarnischt mehr“, kommt man zu dem praktischen Schluß, dass es weder vorgegeben noch theorieabhängig ist, was man für staunenswert erklärt, und dass es einzig vom darstellerischen Geschick abhängt, ob der

2 Schopenhauer 1988: 18 (Er konnte ja nicht wissen, dass Saddam Hussein die verlorene Schlacht um den Irak „Mutter aller Schlachten“ nennen würde.).

Schritt vom Sieh-es-so-an-und-find-es-sonderbar zum Wenn-du-es-so-ansiehst-ist-es-eigentlich-ganz-plausibel überzeugend und mit einer gewissen intellektuellen Eleganz gelingt. „Warum nur“, hat Lars Clausen in einem Aufsatz mit dem (einigermaßen Rätselhaften) Untertitel „Exkursion in den Quellsumpf der Theorien“ gefragt, „mögen sich Menschen auf eine so schwache Ordnung einlassen?“ (Clausen 1994: 155). Er meint das Schlangestehen.

Geschrieben 1981, beginnt der Aufsatz mit dem Blick des BRD-Deutschen auf eine der vielen Warteschlangen in der DDR bzw. mit der DDR-Replik auf den Blick, der ein Erstaunen („Wieder eine?“) ausdrückt: „Ihr habt das ja nicht nötig!“<sup>3</sup> Sprich: Für *uns* selbstverständlich – kein Grund zum Erstaunen. Das Warum wird gleich mitgeliefert: fürs Erstaunen (ihr kommt von anderswo, euch sind die Bräuche fremd) wie fürs Nichterstauntsein (so ist das eben bei uns) plus für Beides: wir sind hier im Sozialismus, das ist eine Knappheitsökonomie, das gehört dazu. (Trotzki hatte irgendwo den gesamten Stalinismus aus der Erscheinung der Schlange abgeleitet: Entscheidung, einseitig auf Schwerindustrie zu setzen: zu wenig Kapital im Konsumgütersektor->Knappheit->Warteschlangen = Orte potentieller Unmutsäußerungen -> oder mehr -> Überwachung der Schlangen durch Polizei(spitzel) -> Überwachungsstaat -> Repressionsapparat.).

Zurück zu Clausen und seiner West-Ost-Begegnung. Auf die Bemerkung des Ostlers, so sei das eben „bei uns“, folgt die Deutung durch den Westler: „Nach Fünfundvierzig haben wir auch Schlange gestanden“ plus: War nach der Währungsreform vorbei, und heute – noch – in der DDR: „Immer noch Schlangen“, ergo Sozialismus hat den Fortschritt (von der sozialistischen Knappheitsökonomie zur Marktwirtschaft) verpasst. Oder: das ulbrichtsche Versprechen „Überholen ohne Einzuholen“ war nicht allein semantisch zum Scheitern verurteilt. Soweit alles klar.

Lars Clausen nun berichtigt die Möglichkeit, das Sich-Bilden von Warteschlangen grundsätzlich auf diese Weise (Osten, Sozialismus) zu erklären: „Ökonomisch gesehen, wird manches auch hier kurzfristig knapp“ (153). Beispiel: Fahrkartenschalter zu bestimmten Zeiten, Beispiel: „klug unterbesetzte Supermarktkassen“ (wieso „klug“ unterbesetzt? Nun: „gekauft haben die Kunden, jetzt kann man an Personal sparen und Zigaretten und Schnoopkram an die Schlange loswerden“<sup>4</sup>). So weit, so gut, so weit das gemeinsame Verständnis. Was nun folgen könnte – aber warum? –, sind weitere Beobachtungen. Aber ich frage gleich: Wer macht die und – warum?

Es sind Beobachtungen, die keines besonderen Beobachters bedürfen, Hinz und Kunz, du und ich, Krethi und Plethi machen sie und Dick, Tom und Harry zudem, es ist der Alltag, es ist das gewohnte Benehmen, es sind die Routinen, zu denen auch die Abweichungen nicht vom Gewohnten, sondern von dem gehören, was man als abweichend von der unterstellten Norm, aber als normal erwartbare Abweichungen in Rechnung stellt – in diesem Fall: das Vordrängeln. Das kennt jede und jeder, jeder und jede haben ihre eigene Art und Weise, damit umzugehen, aber wie geht „die Schlange“ damit um, was ist das, versuchsweise gesagt, „Muster“ des Umgangs mit den – wie wollen wir’s nennen? Negationen des Prinzips Schlangestehen, die die jeweils reale Schlange integrieren muss? – Sie sehen, das sind Formulierungen, die von der Alltagsbeobachtung abweichen, da determiniert etwas wie ein soziologischer Blick das Hinschauen. Nicht das Vordrängeln ist die Überraschung, sondern die eingenommene Beobachterperspektive verlangt: „Lass dich überraschen!“ Wir erinnern

3 Dies und die folgenden Zitate aus: Clausen 1994: 153–168.

4 Für die nicht norddeutschen resp. hamburgischen Leserinnen und Leser: Schnoopkram = Süßigkeiten (In der DDR gab’s „Bück-“, in der BRD gibt’s „Quengelware“).

uns an den Physiklehrer in der „Feuerzangenbowle“, dessen Mantra ist: „Nu stelle mer uns mal ganz dumm...“.

Also – was geschieht, bzw. was sehen wir, wenn wir uns erstaunbar machen? Ein Kind mit einem Lolli will „nur mal eben kurz“ vorbei, jemand in Eile mit einem Brot... „die hinter ihm Stehenden sind der collective action, sprich des Protestes, eigentümlich unfähig“, schreibt Lars Clausen (154). Wir sehen hier (und das ist bei soziologischen Wahrnehmungsoperationen immer der Fall), dass hier ohne besonders zu argumentieren, etwas als „eigentlich zu erwarten“ vorausgesetzt wird. Anders gesagt: bei Beobachtung soziologischen Beobachtens sollte uns *das* auffallen. Natürlich ist es mit dem Auffälligwerden von Sachen und Sachverhalten wie mit der Skepsis: man kann nicht an allem zweifeln (siehe Wittgenstein und Davidson). Um *an etwas* zu zweifeln, muss man an allem anderen *nicht* zweifeln und sagen können, warum man *speziell an dem*, woran man zweifelt, zweifelt (wenn Sie bezweifeln, dass ich hier an einem Pult stehe, dürfen Sie nicht daran zweifeln, dass Sie auf Stühlen sitzen (falls doch, *woran noch?*), und dann müssten Sie sagen können, was die Existenz dieses Pultes weniger selbstverständlich macht als die Ihrer Stühle). Auf den Fall bezogen: warum sollte uns das Nicht-lautstark-Protestieren gegen die Vordränger auffallen? Wieso gehen wir nicht einfach davon aus, dass die Leute sowas durchgehen lassen, weil... na, weil sie einfach nett sind oder so?

Ich halte kurz inne. Soziologische wie historiographische wie psychologische Texte (eigentlich alle Texte der Humanwissenschaften) schleppen immer gewaltige Bündel unausgesprochener anthropologischer Annahmen mit sich herum. Sie tun das wie jedes Alltagstheoretisieren das auch tut. Menschen folgen im Alltag Routinen, denen sie nur folgen können, wenn sie unbewusst bleiben (siehe Witz vom Tausendfüßler). Zu diesen Handlungs- resp. Verhaltensroutinen gehören Wahrnehmungsroutinen, die vor allem in dem bestehen, was man *nicht* wahrnimmt. Das ist bei den Humanwissenschaften nicht anders; sie müssen, um etwas als interessant herauszustellen, das Meiste als uninteressante, unbefragte Voraussetzungen unterstellen. Nur müssen sie, das unterscheidet sie von den Wahrnehmungsroutinen des Alltags, *darum wissen*, und darum eine latente Bereitschaft haben, das bisher Unbefragte zu befragen. Allerdings wäre mutwilliges Befragen witzlos. Man sollte auch dafür Gründe haben. Und so will ich denn die Voraussetzung, die Clausen hier macht, dass Menschen nämlich unmutsgeneigt und auch unmutsäußerungsgeneigt sind, und es also *auffällig ist*, wie *leicht* es Vordränger (und Vordrängerinnen) haben, nicht weiter befragen.

Was Clausen aber im Laufe seines Aufsatzes befragt – und ändert – ist die *Fragestellung*. Er ändert die Frage, warum die Schlangestehenden so tolerant bzw. so kraftlos auf die, die das Schlangestehenprinzip missachten, reagieren, von „Warum tun sie das?“ zu „Warum nur mögen sich Menschen überhaupt auf so eine schwache Ordnung einlassen?“ Was eine irritierende Frageumstellung ist. Ist sie vielleicht einfach von der Unterstellung der Unmutsgeneigung abhängig (Schlange=schwache Ordnung weil jederzeit von wütenden Leuten anomisierbar?)? Und was ist, wenn wir diese Unterstellung einfach aufgeben? Vielleicht sind die Leute, wie gesagt, einfach meistens nett? Und wie dem auch sei, man zuckt die Achseln: Was bleibt ihnen übrig (wenn sie einkaufen wollen, wenn sie eine Fahrkarte lösen wollen)? Wäre die Erstaunensbedingung, dass eine „schwache soziale Ordnung“ (wenn „die Schlange“ denn wirklich plausiblerweise so genannt werden kann/soll) nicht die Annahme, dass Leute (eigentlich) eine solche Abneigung gegen derlei schwache Ordnungen haben (müssten), dass sie lieber auf alles Mögliche verzichten, als sich „auf so etwas einzulassen“. (Frage am Rande: Ist diese Verwunderung nebst Unterstellung eine recht preußische, der die Weisheit des angel-

sächsischen Muddletrough oder der austriakischen Schlamperei mangelt?) Warum tut überhaupt irgendwer irgendwas? – vielleicht taugt dieser Satz als Anstoß einer *Soziologie der reduzierten Verdutzbarkeit* (wäre das nicht ein Theorieprogramm)?

Clausen lässt eine Reihe von Beobachtungen/Fragen sowie Interpretationsansätzen Revue passieren, bevor er zu einer weiteren Beobachtung kommt, die dann zum eigentlichen Kern seiner Reflexionen führen. Schlangen sind – obwohl oder weil die gewöhnlichen Abstandsregeln notwendigerweise unterschritten werden – anonyme Beziehungen (wie Fahrstuhlgemeinschaften), man nimmt einander (nach Möglichkeit) nicht wahr, und vielleicht reduziert das die Erregungsbereitschaft gegenüber Regelbrechern. Schlangen sind – Variation – „wenig solidaritätsfähig“ (154). Einem Blick auf die Komplexität des variablen Sozialraums Schlange (als „soziales System“ (Parsons)) folgt einer auf das generalisierte Phänomen „Reihenposition“ (Goffman).

Im Rahmen eines Seminars lässt Clausen nun Schlangenbeobachtungen durchführen und findet das Phänomen des Auf- und Abbaus von Kurztraditionen interessant (Schlange vor einer Schwingtür, jemand lässt sie nach dem Durchgehen nicht zurückschnellen, sondern hält sie für die Nächstkommenden auf, das wird zum Brauch – so lange bis ihn jemand (vielleicht notgedrungen) verletzt, und dann ists wieder beim Alten). Dann schickt Clausen zwei Seminarteilnehmer auf eine „Butterfahrt“ Kiel->Dänemark und zurück (wobei es ums zollfreie Einkaufen auf dem Schiff geht, das sich, um Zollaussland zu sein, wenigstens drei Meilen von der Küste entfernen muss). Die beiden Beobachter kommen mit einem – erstaunlichen? nun, sie erstaunt habenden – Befund zurück: die Leute stehen auf – bilden eine Schlange – lange bevor sie das müssen, sie machen es damit für sich auch ausgesprochen unbequem. Wie erstaunlich ist das und warum? Erstaunlich ist das *einerseits gar nicht*, wir alle kennen das nämlich. Im Flugzeug drängeln sich die Leute so früh wie möglich im engen Korridor, wuchten mit ihrem sperrigen Handgepäck herum, stehen gekrümmt über den Nebensitz gebeugt, bis sie sich endlich auch auf den (vollen) Korridor quetschen dürfen, und das alles bei noch geschlossenen Türen. *Sehr erstaunlich* ist das *andererseits*, denn: was soll der Quatsch? (Hier wird das Warum-tut-überhaupt-irgendwer-irgendwas? zur Abwehrformel: rührt nicht daran! oder, wie man in Hamburg sagt: „Gaanich ingnjoriän!“).

Jede und jeder kennt das, auch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Clausen-Seminars, Beispiele zuhauf. Warum? Man denkt entlang des „homo oeconomicus“-Modells, der ja in sich eine eigentümliche Fiktion ist. Niemand hält für möglich, dass irgendjemand sich verhält, handelt, denkt, reagiert wie der „homo oeconomicus“, und doch gelten sogenannte „Erklärungen“ für „rational“, wenn sie mit diesem phantastischen Konstrukt arbeiten. (Folgerung daraus: sind „rationale Erklärungen“ auch phantastische Konstrukte?). Also der homo oeconomicus müsste die Zeit, die er durch Weiteraufdemplatzsitzen gewinnt (er kann da irgendwas machen, lesen oder dösen), der *jedenfalls vertanen* in der Schlange vorziehen. Tut er aber nicht, schon weil es ihn nicht gibt. Warum aber steht der reale Mensch erfahrungsgemäß auf, drängelt, hat es unbequem, weiß im Vornherein, dass er missmutig sein wird und so fort? Im Seminar keine Ideen, allerdings Selbstbeobachtung, „unbestimmte Ängstlichkeit, mit der man sich den zur Schlange Aufbrechenden anschließt“ (156). Ein Begriff taucht auf: „bandwaggon effect“, auch „Mitläufer-Effekt“, Clausen nennt das einen „Begriff mit Stempelglanz“, man hofft, schon etwas theoretisch geleistet und etwas von der Sache begriffen zu haben – jedenfalls beides dem Hörer und der Leserin signalisiert zu haben –, wenn man ihn bloß verwendet. Aber – *mein* „aber“ –: „Die Seminardiskussion stieß nicht weiter vor als bis zu der Erläuterung, dass diffuse Furcht und diffuse Hoffnung ihren Grund in einem diffusen

sozialen Mißtrauen oder Vertrauen hätten.“ (157). „Aber“ sage ich, weil ich meine, dass die Semindiskussion hier einen entscheidenden Schritt getan hat. Den nächsten (den ich empfehlen würde) tut sie nicht, die Sache nimmt einen anderen Weg, einen sehr interessanten. Ich komme später wieder zurück auf das Stichwort „Vertrauen“.

Im Seminar fühlte man sich da auf unsicherem (soll ich in Anspielung auf den Untertitel des Aufsatzes sagen: in sumpfigem?) Terrain, jedenfalls dann, wenn sich das Beobachtete nicht in die feuilletonistischen Reflexe, die man „Kulturkritik“ nennt, transformieren ließ (Kulturkritik: Objekt, wie Clausen schreibt „ratlosen Fachspotts“ seitens der professionellen Soziologie (164)). Wenn dies gelingt, fühlt man sich sicher und im Vertrauten, nämlich wenn man Schlangen als „Misstrauen“, als eine Art Solidargemeinschaft gegen „anonyme Apparate“, undurchschautes Technikdrumherum und so weiter auffassen kann. Kritische Soziologie konstatiert Sozialverhalten als Kritik an den Verhältnissen. Die akademische Langeweile erhebt ihr Medusenhaupt und alle erstarren in ihren Gesten, aber niemand merkt es.

Clausen weist den Weg aus dieser Sackgasse, indem er auf das Phänomen „sensationeller Riesenschlangen“ zeigt. Beispiel: Caspar-David-Friedrich-Ausstellung 1974 in Hamburg und Dresden, ca. 220.000 und über 250.000 Besucher, Weltrekord für eine Gemäldeausstellung. Vorläufer (alle Hamburg): 1953 Stapellauf der „Tina Onassis“; 1954 Stapellauf der „Al Malik Saud Al-Awal“; 10 Monate später Start der Jungfernfahrt dieses Schiffes; 1964 Feuerwerk zur 775-Jahr-Feier des Hamburger Hafens; im Jahr der CDF-Ausstellung Eröffnung der Köhlbrandbrücke und des neuen Elbtunnels; 1975 Heimkehr der Schiffe, die seit 1967 im Großen Bittersee festgelegt hatten und nun die einzigen (von 14) gewesen waren, die noch aus eigener Kraft hatten „heimkehren“ können.

Schlangen sind das nicht unbedingt – man könnte sagen: Ereignisse erwartende Menschenansammlungen, die etwa im Falle von Einlasskontrollen oder anderen engen Durchgängen Schlangen bilden. Was nun verbindet die genannten (Hamburger) Massen-Ereignisse? Man zögert zu sagen, dass ihr Gemeinsames ist, Massenaufläufe zu sein, die eigentlich kein Gemeinsames haben als eben das. Nunja, immer gab es etwas zu sehen, immer gab es die Gemeinsamkeit, etwas sehen zu wollen, das „so nicht wiederkommt“. Reicht das? Offensichtlich nicht. Aber warum nicht? Weil wir – wir: Lars Clausen, seine Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer, Sie, meine Damen und Herren (wenigstens zum Teil), ich (als Angelernter) – eben Soziologen sind, und damit von Berufs wegen zum Warum, zum Erstaunen, zum Erstauntwerden durch das eigentlich mit banalen Hinweisen auf alltagsgemäßes Kenntmandoch als nicht weiter bemerkenswert Abzutuende, zur Rhetorik des Verdutztseins und Verdutzens verpflichtet sind? Sind das eben zwei konträre Lebensverarbeitungsentwürfe, der Fraynsche des Warumtüberhauptirgendwerirgendwas? und der soziologische des Allesistsoseltsam! – ? Sie verstehen, ich bin auf dem Wege, sie irgendwie zusammenzubringen.

Es gehört die *Art der Beschreibung* hinzu, bzw. sie ist die Voraussetzung. Ich könnte sagen: die CDF-Ausstellung in Hamburg stieß auf unerwartetes Interesse, es sprach sich herum, dass man sowas gesehen haben müsse, und sowas ist immer für viele Leute Anlass, auch dabei sein zu wollen, und als es sich dann als ausgesprochen anstrengend herausstellte, wurde das nicht als zureichender Grund, wieder nach Hause zu fahren, sondern als Bestätigung des Dasmussmangesehenhaben erlebt. So sind die Leut‘.

Aber wenn ich so formuliere, wird kein Seminar und kein Aufsatz daraus. So muss das gehen: „Die Hamburger Caspar-David-Friedrich-Ausstellung (hat) unsere Zunft blamiert: *Wir haben sie nicht vorausgesagt.*“ *Wir haben sie nicht vorausgesagt* – kursiv. In seiner Abschiedsvorlesung wird Clausen das Prognostizieren als Proof-of-the-Pudding der Soziologie

hervorheben. Wer sich nicht traue, Voraussagen zu machen, sei ein Feigling vor der Zunft. Allerdings war es ja wohl kaum Aufgabe irgendeines Soziologen, sich Gedanken über den Besucherandrang einer Kunstausstellung zu machen. Ich lese das Kursive so: *alle* haben sich gewundert, warum haben *wir* uns *auch* gewundert? (Ich habe von Clausen gelernt und einen Vortrag über den unerwarteten Besucherandrang und das ebenso unerwartete Schlagzeilenauftreten der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–44“ genannt: „Über ein prognostisches Versagen“.). So Clausens Beschreibung: „Vom 14. September bis 3. November besuchten 218910 Interessenten ausweislich des Kartenverkaufs diese Ausstellung der Hamburger Kunsthalle. Im ersten Stock zirkulierten Mengen, die jedes museumseigentümliche Anschauen unmöglich machten. Mehr als eine Stunde sollte man nicht unter den Bildern zubringen. Für Rausgehende wurden die Exponaträume gleich wieder vom Kopf der Schlange her aufgefüllt, einer Schlange, die sich durchs ganze Treppenhaus abwärts wand, bis ans Drehkreuz. Die Schlange reichte durch die Zentralhalle im Erdgeschoß, durch das Foyer bis vors Haus, ganz an der Kunsthalle entlang und bis über die Ernst-Merck-Brücke, die die ausgefächerten Einfahrtgleise zum Hauptbahnhof überspannt: Wer da ankam, erschrak erst einmal des Todes und stellte sich dann still für Stunden hinzu.“ Merkwürdig in der Tat, jedenfalls wenn man es so schildert. „Der Soziologe ist immer im Dienst“, schreibt Clausen, er ist dabei, er sieht sich um (die Idee, mit Stift und Block in der Hand eine improvisierte Umfrage zu machen, verwirft er aus alltagspraktischen und zunft-methodischen Gründen): „Ich fragte also nicht schlangauf schlangab, sondern trachtete hinzusehen, Zeit hatte ich, und war von mir enttäuscht: Ich fand so wenig. Höchstens konnte mir die Geduld der Besucher auffallen.“ Keine „leicht gereizte Drängelsucht“, „zwischen allen ein Hauch von Wohlwollen“. – „So blieb das Frappante *die Unvorhersehbarkeit*“ (158 f.). Kursiv. Nota bene: das Versagen des soziologischen Beobachters wird zurückgeführt auf ein dem Ereignis zugeordnetes Dispositionsprädikat auf „-bar“. Nun ist der Pferdefuß bei allen Dispositionsprädikaten auf „-bar“ oder „-lich“ – zerbrechlich, unkaputtbar – dass sie im Grunde Hypothesen ausdrücken, die gelten, bis sie falsifiziert werden („oh, ist *doch* kaputt gegangen“) oder sich Falsifikationsversuchen erfolgreich (bisher) widersetzt haben („geht und *geht* nicht kaputt“). Wann ist *Unvorhergesehenes* unvorhersehbar? Wann erstaunt ein Ereignis nicht nur, sondern erstaunt, weil es „ein erstaunliches Ereignis“ ist, und zwar eins, das auch der professionelle Prognostiker nicht voraussagen *kann*? Meint Clausen das so?

Clausen nimmt das Verwundern-machende als etwas vom Schlage der Ereignisse, die man kennt und sagt: Seht her, das gehört auch dazu! – genauer wohl: Was seht ihr, wenn ihr es mal so anseht? Gemeindet das Erstaunliche in eine Klasse von Ereignissen ein, die euch nicht verwundern – was seht ihr dann? Was er unvermutet heranzieht, ist das soziale Ereignis „Feier“, das er so definiert: eine Feier wiederholt und verdichtet „einen im Alltag ausgehaltenen Widerspruch“ (165). „Widerspruch“ noch in der Nähe zu seinem marxistischen und marxistoiden Gebrauch. Etwa „Arbeitsabschlussfeier“, zu der das Mühevollere wie das Wichtigere gehört, „sie ist eben *symbolisch*“. Man feiert die Entlastung von etwas, indem man die belastenden Aspekte, symbolisch steigert und zum Spaß erklärt. Im Karneval werden Machtlose als Machthaber erhöht, auf Thronen herumgetragen und durch die Straßen geschleppt, alles freiwillig, alles erlaubt, karikiert und eigentlich vollkommen sinnlos. Nehmen wir diese Parallele einmal an: was „verdichten“ die genannten Massenergebnisse, Clausens Antwort: „Hochkomplexe Mühe; Unwiederbringlichkeit; Wohlschaffenheit.“ (165). Mühe: alle Ereignisse haben nicht nur eine Geschichte ihres mühevollen Zustandekommens, sie stellen direkt oder indirekt ihre Mühe auch aus, was mit der in allen Anlässen auch öffentlich

ausgelobten Unwiederbringlichkeit zusammenhängt (so viele Gemälde aus so vielen Galerien aus so vielen Städten; auch die Köhlbrandbrücke wurde mit Superlativen der Mühe, der Schönheit, des Ingenieurraffinements ausgestattet usf.), Wohlschaffenheit („wie soll man das Signal sonst näher bezeichnen, als mit einer verwitterten Vokabel?“ (166)), gemeint ist: es ist groß und schön und macht keine Angst.

Clausen hätte später – der Aufsatz ist von 1981 – auch den vom Ehepaar Christo designierten „verhüllten Reichstag“ nehmen und sich der Spektakelhaftigkeit des Ereignisses wie der wochenlangen Feier dieses Ereignisses, die selbst zum eigentlichen Ereignis wurde, widmen können. Der „verwitterte Ausdruck“ der Wohlschaffenheit passt hier besonders gut. Ich habe zu den Besuchern gehört, ich bin einer derjenigen gewesen, die das Projekt für eine gigantomanische Albernheit gehalten haben, ich kam, war da, war besiegt. Es war wunderschön, die Menschenansammlung, die nichts weiter tat, als näher zu kommen und dann da zu sein, das mühevoll errichtete und unwiederholbare Wohlgeschaffene anzustauen, war trotz aller im Grunde bedrängenden Enge geduldig und duldsam und stellte sich selbst als dieses Ereignis aus. Es war erstaunlich und bewegend.

Die Menge – ich gehe jetzt über Clausen hinaus, menge eigene Beobachtungen ein – staunt über etwas Unalltägliches und *stellt sich und ihr Erstaunen aus*. Es ist, als hätte man einen Anlass gesucht, dies tun zu können – Gemälde, Schiffe (wie sagte Horst Janssen einst im Hamburger Rathaus?: „Schiffe? Ich bitte Sie! Schiffe?“), Brücken (im Ernst?), ein in glänzenden Stoff verpacktes Gemäuer...?: ich bitte Sie! Ich glaube, dass alle Versuche, diesen Ereignissen eine Art „Sinn“ zu geben, das Elementare, das ihnen innewohnt, verkennen. – Zurück zu Clausen. Er nennt diese feier-ähnlichen Ereignisse spontane schwache Ordnungen, „Versuche sozialer Formgebung“ (164), die als eine Art Antwort auf bewusst nicht wahrgenommene Anomie-Erfahrungen des gelebten Alltags zu verstehen, Clausen empfiehlt. „Zuflucht“ (164) sagt Clausen, „Kompensation“ würde Odo Marquardt vielleicht sagen.

Aber wieso „Anomie“? Clausen spricht von einer von ihm „vermuteten“ Anomie; sie selbst sei „um ein Bild zu brauchen, eine derart flache und langwellige Dünung, daß ihre Ursachen zu erforschen uns methodisch sehr schwer fallen wird.“ (164 f.). Clausen lässt es im Grunde mit diesem Bild sein Bewenden haben; es folgt nur der erneute Hinweis auf die vom Soziologen generell eher zunftstolz abgewertete „Kulturkritik“ à la Sedelmayer („Verlust der Mitte“), Holthusen („Der unbehauste Mensch“) – von Arnold Gehlen mit dem Satz, wer die Mitte verloren habe, solle den Rand halten (164), oder von Arno Schmidt mit „Der unbestohene Mensch“ ruhig veralbert –, oder „Der eindimensionale Mensch“ und „Der Garten des Menschlichen“ (Herbert Marcuse und C. F. von Weizsäcker, keine selbstverständliche Zusammenstellung). Clausen konstatiert diesen Werken „geschickte Titelwahl“, die sie zu Bucherfolgen gemacht hätten, zwar „Spekulationen“ (doch „ernsthafte“), aber doch wohl notwendige Spekulation, die sich, so verstehe ich Clausen, dort vortaste, wo das methodische Fortschreiten – methodos = sicherer Weg – wegen zu sumpfigen Geländes nicht recht voranginge.

Sie hören, ich habe den Untertitel von Clausens Aufsatz „Exkursion in den Quellsumpf der Theorien“ aufgenommen. Er selbst erläutert ihn nicht. Ich will's versuchen. Ein Fluss entspringt einer Quelle, idealerweise lokalisierbar, klares Wasser sprudelt aus einem Berg, wird ein Bach, wird ein Fluss. Oft ganz anders, eine sumpfige Gegend, Wasser läuft (oder Plural: laufen) irgendwo zusammen und irgendwann nennt man es einen Bach, dann einen Fluss. Seltsame Wasser-Affinität von Clausens Metaphorik: die langen Dünungswellen der

sozialen Anomie-Erscheinungen (und die Ansammlungen/Schlangen als „Schaumwipfel“, an denen man erkennt, dass da überhaupt Bewegung ist), der sumpfige Quellgrund.<sup>5</sup>

Wie kann man diese Metapher im Zusammenhang der Ausführungen zur Schlangenburgbildung verstehen? Zusammengefasst: Riesen-Schlangen, spontane ruhige, unaggressive, sich um etwas, das als Ereignis ausgelobt wird, sich bildende Massen versteht Clausen als *soziale Anomie-Erfahrungen kompensierende Versuche sozialer Formgebung*. Der Soziologe nehme sie als *Indikatoren* für das, was kompensiert und *nur durch die Kompensation sichtbar* wird. Das anomische Potential in dem, was der Soziologe nunftgemäß als soziale Ordnung wahrnimmt und beschreibt. Aufmerksam wird auf dieses Potential der theoriearme, aber möglicherweise affekt- und titelstarke Kulturkritiker, den, so Clausens Empfehlung, man als (ich erfinde das Wort) hilflosen Indikator, vielleicht: Cassandra, d. h. ernst, mit Einsicht, aber nicht ernstgenommen, durchaus ernstnehmen sollte. Und zwar als, ich pinsele das Bild weiter, Sumpfund, aus dem die Theorie ihr Wasser gewinnt bzw. gewonnen hat, wenn sie als eindrucksvoller Fluss daherströmt, aber (ich kann mir nicht helfen, das zuendezumalen/denken) in das Riesenwasser, das Meer, mündet und sich wieder im Diffusen verliert.

Hier könnte ich aufhören; Clausens Reflexionen über Schlangen hätte ich, ich hoffe: zureichend, dargestellt. Aber es ist noch ein klein Wenig Vortragszeit übrig, und das möchte ich damit verbringen, das zu tun, womit man Gedachtes am besten, gewissermaßen erst eigentlich ehrt, es weiterdenken. Schlangen, richtige Warteschlangen haben eine besondere Eigenschaft, sie machen sinnfällig, *was soziale Ordnung im Wesentlichen ist*, nämlich *einen Schritt nach dem anderen zu tun*, und zwar in routinierter Weise. Auch für Schlangenausbrecher, wenn sie denn zurückfinden wollen, bleibt nichts, als wieder weiterzumachen; alle Seitwärtsbewegungen sind nur Umwege des Wieder-Zurückmüssens. Soziale Ordnung allgemein ist, zu wissen, was man als Nächstes machen muss oder kann, meist nicht wie beim Schlangestehen, aber die Optionen sind, wenn auch *eigentlich* unendlich, vergleichsweise überblickbar. Soziales Leben besteht vor allem aus Routinen. Und auch wenn diese gestört werden, weiß ich fast immer, was ich dann machen muss (Beschweren, zur Polizei gehen etc.). Wenn meine Routinen gestört werden und auch die Routinen der Störungsbewältigung nicht greifen, beginnt Unruhe, die schnell eskalieren kann, siehe die Aufregungen der Covid-Monate.

Ich nenne die Abläufe gemäß dem Ich-weiß-was-ich-als-Nächstes-tun-muss „soziales Vertrauen“. Soziales Vertrauen funktioniert dadurch, dass alle meine Handlungen, vorausgesetzt jemand nimmt sie wahr, immer auch Signale an meine soziale Umwelt sind, *Signale, dass es so weitergeht*. Durch dieses Signalsystem bewältigen wir die von Niklas Luhmann – wir hatten das schon – so gern als eigentlich unbewältigbar dargestellte doppelte Kontingenz. Wir machen weiter und, indem wir weitermachen, sagen wir allen anderen, dass *wir* weitermachen und *sie* weitermachen können. Dieses Weitermachen als im Zweiermodell doppelte, also real unendlich vervielfachte Kontingenz darzustellen, zeigt die Fragilität sozialer Ordnung. Und gleichzeitig ihre Stabilität. Wir können gar nicht anders als weiterzumachen, aber wir können das nur, weil wir diesen Mechanismus nicht im Bewusstsein halten können. Auch wenn wir jetzt gemeinsam über diese soziale Mechanik nachdenken, hat das keinerlei Auswirkungen auf unser aktuelles Verhalten. Stimmt's?

5 Bei der Metaphorisierung der Schlangen geht er aber auch kurz aufs Trockne (wenn auch nicht Wasserferne) und spricht von „leicht zusammengewehten Dünenketten in einer ganz unterbestimmten Flugsand-Wüste der Sozialerfahrungen des Publikums“ (157).

Ordnungsaufösungen geschehen dann, wenn die Fragilität, das paradoxe Fundament sozialer Ordnung *aus der Unbewusstheit in die Latenz* gerät. Dann wird den Leuten mulmig. Auslösen kann das allerlei, aber es ist immer wieder – Kulturkritik! – das, was heutzutage unter „Globalisierung“ verbucht wird, was soziologisch „Modernisierung“ heißt, was man als lange Wellenbewegung – mit Kämmen und Tälern – mit Karl Popper die historische Tendenz von geschlossenen Gesellschaften zur offenen (Welt-)Gesellschaft nennen kann. Weg von tribalen, quasi-familiären, Clan-haften, räumlich überschaubaren, traditionellen – und in dieser Weise routinierten – hin zu abstrakteren, unbegrenzten Ordnungen, deren Routinen sich erst und immer neu und – Stress, Unbehagen, Gefühl des Mulmigen – auf Abruf bilden müssen.

Die Reaktionen bestehen im Beschwören von geschlossenen Ordnungen: Platons totalitäre Staatskonzeption antwortet auf die Öffnung Athens zum Zentrum einer mittelmeeerischen Wirtschaftszone und die Sophistenbewegung als routinierter Routineleugnung. Schillers Gelehrtenrepublik, Fichtes geschlossener Handelsstaat, das Beschwören des Organischen bei Ordnungsbeschreibungen der Romantik – Antworten auf die erschütterten Routinen eines Öffnungsschubes der europäischen Gesellschaften. Wer heute nach Signalen sucht: Öffnung hin zur Fluidklärung klassischer Identitäten (sexueller/gendergemäßer/ethnischer) bei gleichzeitiger – kompensatorischer – Beschwörung der Vorgeordnetheit von unbezweifelbarer Identität (Ahndung modischen wie kulinarischen Cross-overs, Neuentdeckung der Hautfarbe als wesentlichem Unterscheidungsmerkmal (Woke-Reaktionen auf die Erfolge der Bürgerrechtsbewegung als Analogon<sup>6</sup> zur Gründung des Ku-Klux-Klan nach dem Ende der Sklaverei), oknophiler Umgang mit mobilen Telefonen (im Grunde einem Symbol philobatischen Lebensstils) wie mit Teddybären (festhalten, anklammern, streicheln, nachschauen)).

In diesem Zusammenhang kann man auch, Clausen folgend und ein Stück weitergehend, Schlangen und ähnliche Ansammlungen auf solche Weise verstehen: rituelle Demonstrationen jenseits tatsächlicher durch Aufmarschieren wenigstens symbolisch demonstrierter Gegen-Macht, nämlich vor allem als Exerzieren engen Beisammenseins<sup>7</sup>, gern nach kalendarischen Vorgaben. Flash-Mob, nur scheinbar anders, als kommandierte Spontan-Ordnung in den mulmigen Alltag hinein. Umfragen sollen ergeben haben, dass es zahlreiche Leute gibt, die gerne in Staus stehen; andere hören im Radio von Staus und fahren los, um mittendrin zu sein. Clausens Formulierung: „etwas mehr Nomos ins Leben der Teilnehmer zu bringen“ (167). Ich ergänze: durch das *hilflose Beschwören von Routine-Substituten auf Zeit*.

Ich empfehle, *erstaunliche Menschenansammlungen als Gemeinschaftsveranstaltungen der Erstaunensvermeidung im Blick auf das Sonderbare sozialer Ordnung* anzusehen und sich nicht mehr zu wundern. Oder: wenn es Leuten mulmig wird, weil das intuitive Wissen um die unaufhebbare Kontingenz unseres (sozialen) Lebens aus dem Unbewussten in die Latenz tritt, dann machen sie allerlei. Die einen schreiben etwas wie Platons „Politeia“, die anderen fahren in einen Stau. Soziologisch – als Kompensationsstrategie – bedeutet es dasselbe: Nomos kommt in die Welt.

6 Mit umgekehrten Vorzeichen – versteht sich. Nur ist immer zu bedenken, dass das Unbewusste keine Vorzeichen kennt. Hass und Liebe sind beide überintensive Objektbeziehungen. Der emanzipatorischen Politik geht es um alltagstaugliche Gleichgültigkeit, also um das, was hier wie da als „race-blindness“ gilt.

7 Clausen weist schon auf die Ausweitung seiner Theorie in die Politik-Analyse hin, indem er als weitere mögliche Beispiele die AKW-Protestbewegungen nennt (167).

## Literatur

Clausen, Lars (1994): Schlangen. Exkursion in den Quellsumpf der Theorien. In: Ders.: Krasser sozialer Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 153–168.

Hutter, Axel (2025): Sprachanalyse und Metaphysik. Eine Einführung in die moderne Philosophie. München: C.H. Beck.

Luhmann, Niklas (2021): Soziale Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schopenhauer, Arthur (1988): Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. In: Ders.: Kleinere Schriften (= Arthur Schopenhauers Werke, Bd. 3). Zürich: Haffmans, S. 7–168.

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

# Annäherungen an den jungen Lars Clausen: Soziologie zwischen Ruhrrevier und Copperbelt<sup>1</sup>

Lara Pellner & Alexander Wierzock<sup>2</sup>

**Zusammenfassung:** Der Aufsatz untersucht, auf welche Weise sich die wissenschaftliche Autorität des Soziologen Lars Clausens innerhalb der bundesdeutschen sozialwissenschaftlichen Afrikanistik der 1960er Jahre herausbildete. Analysiert werden seine institutionelle Einbindung in die *Sozialforschungsstelle Dortmund*, seine industriesoziologischen Feldforschungen im sambischen Copperbelt, die 1963/64 zu einer Anbindung an das *Rhodes-Livingstone Institute* in Lusaka führten, sowie seine fachlichen und personellen Beziehungen zur *Manchester School*. Der Beitrag rekonstruiert, wie Clausen durch die Verschränkung empirischer Forschung in Zentral- und Ostafrika, transnationale Netzwerkbildung und (Selbst-)Zuordnungen zur britischen Sozialanthropologie wissenschaftliche Reputation erlangte, die sich 1970 sowohl in seiner Berufung auf eine soziologische Professur an der *Universität Kiel* als auch in seiner Wahl zum Präsidenten der *Deutschen Afrika-Gesellschaft* manifestierte.

**Stichworte:** Sozialwissenschaftliche Afrikanistik, Britische Sozialanthropologie, Industrie-soziologie, Entwicklungssoziologie, Soziologiegeschichte

**Abstract:** The article examines how the scholarly authority of sociologist Lars Clausen took shape within West German social-scientific African studies during the 1960s. It analyses his institutional affiliation with the *Social Research Centre* (Sozialforschungsstelle) in Dortmund, his industrial-sociological fieldwork in the Zambian Copperbelt – which led to his attachment to the *Rhodes-Livingstone Institute* in Lusaka in 1963/64 – and his scholarly and personal relations to the *Manchester School*. The contribution reconstructs how, through the interplay of empirical research in Central and East Africa, transnational networks and (self-)positioning vis-à-vis British social anthropology, Clausen acquired academic reputation, which in 1970 found expression both in his appointment to a professorship in sociology at the *University of Kiel* and in his election as President of the *German Africa Society* (Deutsche Afrika-Gesellschaft).

**Keywords:** African Studies, British Social Anthropology, Industrial Sociology, Development Sociology, History of Sociology

Das *Rhodes-Livingstone Institute for Social Research* (RLI) im sambischen Lusaka, seit 1947 das erste sozialwissenschaftliche Forschungsinstitut auf afrikanischem Boden, beherbergte im Verlauf seiner Geschichte zahlreiche Gäste und Forschendengenerationen.<sup>3</sup> In regelmäßigem Turnus pilgerten unterschiedliche *Research Fellows* an diese Institution, welche als Außen-

1 Der vorliegende Text resultiert aus Forschungsarbeiten zu dem von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur geförderten Projekt „Kulturen, Krisen, Klassiker. Editionsprojekt Lars Clausen“, das seit Februar 2025 am Kulturwissenschaftlichen Institut (KWI) Essen entsteht. Wir bedanken uns bei Emily Beyer und Insa Ellerbrock für Datenaufbereitungen.

2 Lara Pellner ist Soziologin und Alexander Wierzock Historiker. Beide sind am KWI Essen tätig.

3 Dieser Perspektive folgend erscheint die Geschichte des RLI als eine Geschichte der gemeinsamen Hervorbringung kulturellen Wissens, das aus den geteilten Felderfahrungen verschiedener Forschendengenerationen erwuchs (Schumaker 2001).

posten für Feldforschungen im anglophonen Ost- und Zentralafrika sowie als Hauptquartier der *Manchester School*, einem Zweig der britischen Sozialanthropologie, internationale Bekanntheit erlangte. Das halbjährlich erscheinende Journal des Instituts informierte in einer eigenen Rubrik über Neuankömmlinge und deren Forschungsvorhaben. Zumeist stammten diese aus dem angelsächsischen Sprachraum – so etwa in der ersten Jahreshälfte 1964, als das Institut diverse Zugänge aus Harvard, der *London School of Economics* sowie weiteren britischen Hochschuleinrichtungen verzeichnete (o. A. 1964: 115). Vor diesem Hintergrund stellte Lars Clausen (1935–2010), der am Vorabend der Unabhängigkeit Sambias aus der *Sozialforschungsstelle Dortmund* nach Nordrhodesien gelangt war, sprichwörtlich eine Ausnahmeerscheinung dar. Ein Kurzbericht vermerkt über seine Person folgende Auskunft:

„Dr. Lars Clausen, from the Department of Studies of Developing Countries, Münster University, Germany, arrived at the Institute in March, and in June commenced field work in a Copperbelt town to assess the sociological criteria of job differentiation, attitudes to and factors controlling Africanization and mobility in the occupational hierarchy, and relationships between management and workers during a period of accelerated industrialization and rapid social change.“ (ebd.)

Dieses Entrée, das in seine Habilitation im Fach Soziologie münden sollte, ebnete Clausen den Weg zum akademischen Aufstieg. Sieben Jahre später, am Mittwoch, den 16. September 1970, wandte sich der bundesdeutsche Sozialwissenschaftler an *Kürschners Deutschen Gelehrtenkalender*. In knapper Form teilte er dem *Who is Who* der westdeutschen Intelligenz mit, dass sich seine Rangstellung im akademischen Umfeld gewandelt hatte: „Sehr geehrte Herren! Ich bitte um eine Zusendung Ihres Formblattes, da sich sehr viele Angaben zu meiner Person geändert haben.“<sup>4</sup> In diese Worte kleidete Clausen, ohne es direkt auszusprechen, dass er keine 48 Stunden zuvor auf eine ordentliche Professur an die Universität Kiel berufen worden war.<sup>5</sup> Nur vier Wochen später folgte die nächste Stuserhöhung: Im Oktober des Jahres wurde der frischgebackene Ordinarius zum neuen Präsidenten der *Deutschen Afrika-Gesellschaft* (DAG) gewählt.<sup>6</sup> Die Delegation dieses Amtes, die einen Soziologen an die Spitze einer vom Bund finanzierten Vertretung der westdeutschen Afrikazusammenarbeit beförderte<sup>7</sup>, bestätigte das soziale und kulturelle Kapital, das Clausen mittlerweile verkörperte. Wie war es dem damals 35-jährigen Sozialforscher gelungen, in diese Sprecherposition aufzusteigen? Im Verlauf welcher Stationen und durch welche Ressourcen vermochte er diese Legitimationsquellen zu akkumulieren? Die folgenden Ausführungen begeben sich auf eine Spurensuche, die sowohl biografische Wegmarken Clausens als auch seine institutionellen und intellektuellen Positionen in den Blick nimmt. Dabei soll rekonstruiert werden, welche Forschungs- und Lehrtätigkeiten sowie personellen Verbindungen ihm jene Autorität verliehen, die seine Rolle als Sprecher in einem epistemisch wie politisch sensiblen Feld wie der sozialwissenschaftlichen Afrikanistik begründeten.

4 Lars Clausen an Redaktion „Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender“ vom 16.09.1970, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek (SHLB), Lars Clausen-Nachlass (LCN), Cb 171, Korrespondenz 1970–1971, 2, G-Z.

5 Die Ernennung war am 14. September 1970 erfolgt. Siehe Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen an Lars Clausen, Entlassung aus dem Dienst des Landes Nordrhein-Westfalen, 07.01.1971, Universitätsarchiv Münster (UArch Münster), Bestand 32, Nr. 76.

6 Erst in der zwölften Auflage des *Gelehrten-Kalenders* wurde die Angabe zur Berufung auf das Ordinariat aufgenommen; da die DAG im Jahr 1975 aufgelöst wurde, fand die Präsidentschaft dort keine Erwähnung mehr (o. A. 1976).

7 Da bislang keine umfassende organisationsgeschichtliche Studie zur DAG vorliegt, beschränkt sich die Forschung bisher auf Überblicksdarstellungen (siehe exemplarisch Linne 2021: 398–406).

## 1. An der Sozialforschungsstelle Dortmund: Afrikaforschungen zum Copperbelt

Die Sprecherrolle einer sozialwissenschaftlichen Afrikanistik, die Clausen mit seiner Wahl zum DAG-Präsidenten 1970 zugesprochen wurde, war kein Zufallsprodukt. Schon Jahre zuvor galt der Soziologe als Experte in der bundesdeutschen Afrikaforschung. Schlaglichtartig verdeutlicht diesen Status ein Vorgang aus dem Jahr 1967: Oskar Splett, der damalige Generalsekretär der *Afrika-Gesellschaft*, sondierte im Sommer des Jahres, wie sich die Afrikaforschung der Bundesrepublik organisatorisch besser bündeln ließe. Im Anschluss an diese Gespräche erreichte Splett aus dem Freiburger *Arnold-Bergsträsser-Institut* der unmissverständliche Hinweis, er müsse für weitere Beratungen unbedingt „andere Afrika-Mitarbeiter“ der „Sozialforschungsstelle Dortmund“ hinzuziehen – namentlich „Dr. Clausen“.<sup>8</sup>

Die *Dortmunder Sozialforschungsstelle*, offiziell an der Universität Münster angebunden, bildete spätestens seit den 1950er Jahren ein Zentrum betriebs- und industriesoziologischer Studien (Adamski 2009: 135–137; sowie insb. Schellhase 1982). In den Jahren 1953 bis 1955 waren an der Einrichtung durch Hans Paul Bahrtdt und Heinrich Popitz bekannte industriesoziologische Forschungsprojekte durchgeführt worden (Popitz u. a. 1957a, 1957b). Im Verlauf der 1960er Jahre erweiterte die Sozialforschungsstelle ihr Profil und wurde zunehmend ein Knotenpunkt für Forschungen zu Lateinamerika, Asien sowie Afrika. Institutionell bündelte sich diese Wissensproduktion in der neu errichteten Abteilung „Soziologie der Entwicklungsländer“ (Adamski 2009: 169). Leiter des Ressorts war Karl Heinz Pfeffer, der parallel seit 1962 als Professor an der Universität Münster einen gleichlautenden Lehrstuhl innehatte.<sup>9</sup> Der Ordinarius, ein ausgewiesener Afrikakenner und zuvor Professor an der staatlichen Universität des Punjab im pakistanischen Lahore, hatte mehrfach den Westen des afrikanischen Kontinents bereist und vielfach über die Gesellschaften in Gambia, Ghana und Sierra Leone publiziert (Pfeffer 1958, 1961, 1967). Die von ihm in Münster und Dortmund vertretene „Soziologie der Entwicklungsländer“ verstand er dabei als „keine neue Wissenschaft“, wie er in einem Programmartikel Anfang der 1960er Jahre erläuterte, sondern als „die Anwendung erprobter sozialwissenschaftlicher Fragestellungen und Methoden“ auf Länder jenseits Europas und Nordamerikas (Pfeffer 1963: 33).

In diesem institutionellen Umfeld konnte sich Clausen, der Pfeffers Ansatz einer empirisch fundierten Entwicklungssoziologie aufgriff und weiterführte, rasch profilieren. Das wachsende Renommee des jungen Habilitanden trug ihm nicht nur akademisches Vorankommen ein, sondern machte ihn bald zur gefragten Stimme einer neuen Generation sozialwissenschaftlicher Afrikaforschung, die dieses epistemische Gebiet inhaltlich wie institutionell neu ausrichten wollte. Als im Juni 1965 in Köln eine von der DAG veranstaltete zweitägige Konferenz *Positions and Prospects of African Studies* (Manshard 1966) stattfand – auf der unter anderem über *Some Recent Contributions of British Anthropologists to the Study of Society in Africa* berichtet wurde (Little 1966) –, gehörten auch Vertreter aus Dortmund zu den Teilnehmenden. Neben Pfeffer nahm Clausen teil und repräsentierte in diesem Kreis, der

8 Arnold Bergstraesser Institut für kulturwissenschaftliche Forschung (Johanna Eggert) an Deutsche Afrika-Gesellschaft (Oskar Splett) vom 27.07.1967, Bundesarchiv Koblenz (BuArch Koblenz), Deutsche Afrika-Gesellschaft (DAG), B 161/700.

9 Pfeffer, Habilitant bei Hans Freyer ([1934] 1936) und seit den 1930er Jahren ein überzeugter Nationalsozialist, durchlief in der Nachkriegszeit einen persönlichen Wandel, indem er seine Haltung gegenüber dem Hitler-Regime – teilweise öffentlich – selbstkritisch aufarbeitete (Dammann/Ghonghadze 2018: 480–501).

zahlreiche deutsche und britische Afrikawissenschaftler versammelte, die Sozialforschungsstelle (o. A. 1966: 191 u. 195).<sup>10</sup>

An die Sozialforschungsstelle in Dortmund war Clausen nach seiner im Jahr 1963 in Münster abgeschlossenen Promotion gelangt. Den Doktor der Staatswissenschaften hatte er im Fach Soziologie mit einer Studie zur Werbung (Clausen 1964) erlangt – ein naheliegendes Thema für den zuvor in Hamburg diplomierten Kaufmann (Clausen 1960). Beide Bildungspatente hatte er bei dem Soziologen Helmut Schelsky erworben, unter dem er zunächst von März 1961 bis April 1962 als Seminarassistent tätig war.<sup>11</sup> Der Wechsel in das Ruhrgebiet ergab sich aus einer Personalunion, die derer Pfeffers glich, denn Schelsky leitete parallel zur Professur in Münster als geschäftsführender Direktor die *Sozialforschungsstelle* in Dortmund. Persönliche Meinungsverschiedenheiten mit seinem Promotionsbetreuer, die Clausen später als „Abfall von Schelsky“ (2015: 169) bewertete, führten dazu, dass der eben erst promovierte Doktor letztlich bei Pfeffer habilitierte.

Ab März 1963 wurde Clausen als wissenschaftlicher Assistent unter Pfeffer an der Sozialforschungsstelle tätig. Mit dieser neuen Position verlagerte sich auch der Lebensmittelpunkt, der vorher in Münster gelegen hatte, nach Dortmund bzw. Wuppertal-Barmen, wo er mit seiner Ehefrau, der Schauspielerin und Literaturwissenschaftlerin Bettina Clausen (geb. Feddersen), bis 1968 lebte.<sup>12</sup> Bereits im Oktober 1963 unternahm der neue Mitarbeiter der *Sozialforschungsstelle* einen ersten mehrwöchigen Forschungsaufenthalt in Großbritannien.<sup>13</sup> In London wohnte er zeitweise im *Clearing House*, einer Einrichtung für Entwicklungs- und Bildungsprojekte (o. A. 1963). Die Reise diente der Anknüpfung fachlicher Kontakte – vor allem nach Manchester, einem weiteren Aufenthaltsort. Wenig später folgten durch den *Deutschen Akademischen Austauschdienst* sowie die *Volkswagenstiftung* finanzierte Feldforschungen in Nordrhodesien (Clausen 1968a: 8). Zwischen März 1964 und Februar 1965 hielt sich der junge Sozialwissenschaftler in Südafrika auf. So wurde er am 24. Oktober 1964 auch Zeuge der Unabhängigkeit des Landes, das sich mit dem Ende der britischen Kolonialherrschaft fortan Sambia nannte. Für den Zeitraum des Aufenthaltes war der Afrikareisende am RLI in Lusaka als *Research-Fellow* angebunden (o. A. 1964).

Seine eigentlichen Feldforschungen begann Clausen im Juni 1964 im Copperbelt, einer Bergbauregion im Nordwesten des Landes. Das Abbaugelände dient heute wie damals der Extraktion von Kupfer und Coltan. In der Nkana-Mine, einem wichtigen Förderbezirk, erhielt Clausen Zugang zu Beschäftigten für Interviewstudien. Weitere Erhebungen nahm er im außerhalb des Copperbelt gelegenen Broken Hill auf. In dieser Stadt befand sich ein Zentrum des sambischen Eisenbahnsystems mit Werkstätten der *Rhodesia Railway*. An beiden Standorten setzte Clausen standardisierte, fragebogenbasierte Interviews ein, um Einblick in die Arbeits-, Lebens- und Handlungsstrukturen der Beschäftigten zu gewinnen. Aus dieser umfangreichen Datensammlung entstand schließlich das in der Reihe *Bochumer Schriften zur*

10 Ebenfalls anwesend war Willie Smith (später Willie B. Lamoué-Smith), Pfeffers Forschungsassistent für Afrika an der Sozialforschungsstelle (o. A. 1966a: 196). Zu Smith's amtlicher Bezeichnung siehe Erster Jahresbericht der Abteilung Soziologie der Entwicklungsländer in der Sozialforschungsstelle an der Universität Münster zu Dortmund [Dezember 1963], Universitätsarchiv Dortmund (UArch Dortmund), Bestand VI (Cosal) Karton 1/2, Ordner 1.

11 Bescheinigung vom 23. 11. 1967, UArch Dortmund, Personalakte Lars Clausen.

12 Im Vorlesungsverzeichnis der Universität Münster wird Clausen bis zum Sommersemester des Jahres mit Wohnsitz in Wuppertal geführt (WWU 1968a: 81).

13 Erster Jahresbericht der Abteilung Soziologie der Entwicklungsländer in der Sozialforschungsstelle an der Universität Münster zu Dortmund [Dezember 1963], UArch Dortmund, Bestand VI (Cosal) Karton 1/2, Ordner 1.

*Entwicklungsforschung und Entwicklungspolitik* veröffentlichte Werk *Industrialisierung in Schwarzafrika* (Clausen 1968a). Mit der Monografie hatte sich Clausen ein Jahr zuvor in Münster habilitiert. Das Verfahren schloss der damals 32-Jährige am 9. Mai 1967 mit der Erteilung der *venia legendi* für Soziologie ab (o. A. 1967). Von diesem Zeitpunkt an betätigte sich Clausen als Privatdozent in Münster, er blieb weiterhin Mitarbeiter der *Sozialforschungsstelle Dortmund*.

Wissenschaftspolitisch plädierte Clausen zu diesem Zeitpunkt für eine groß angelegte Hinwendung der Sozialwissenschaften zu Afrika. In einem programmatischen Aufsatz mit dem Titel *Die Forschungsstrategie der Sozialwissenschaft*, der im selben Jahr seiner Ernennung zum Privatdozenten in *Afrika heute*, dem Organ der DAG, erschien, entwarf er für die Soziologie – von ihm als „Hilfswissenschaft der »Entwicklung«“ (Clausen 1967: 104) bezeichnet – einen umfangreichen Katalog möglicher Forschungsfelder auf dem Nachbarkontinent. So empfahl er etwa Untersuchungen im industriellen Bereich Zentralafrikas, zum Beispiel „in Lubumbashi (Kongo-Kinshasa) oder Wankie (Südrhodesien)“, ebenso aber auch in „stadtfernen Industriegebieten, wie etwa den Zambischen Grossägemühlen [sic] an der Privatstichbahn Livingstone-Kataba in der südlichen Barotseprovinz“ (ebd.). Darüber hinaus benannte Clausen „halbindustrielle Entwicklungsobjekte“ als weitere Untersuchungsfelder und führte darunter unter anderem Infrastrukturprojekte wie den „Straßen- und Eisenbahnbau [in] Zambia-Tanzania“, den „Hauptstadtausbau in Malawi“ sowie „Botswana“ und „ländliche Maschinenausleihstationen in Zambia“ (ebd.) an. Parallel dazu brachte er spezifische „Untersuchungen afrikanischer Frauen“ in Anregung „etwa im Marktwesen oder den Alphabetisierungskampagnen“, ebenso wie zur „Jugend“, die er in Gestalt von „Jugendlager[n] und -dienste[n] in Malawi und Zambia“ (ebd.) in sein breit angelegtes Forschungsprogramm integrierte. Für die von ihm propagierte „Industrieforschung und Wirtschaftssoziologie“ sprach sich Clausen ausdrücklich für Verbundsysteme „fachlich abgestimmter Forschungsgruppen“ aus, in denen „neben soziologischen auch ethnologische, ökonomische, psychologische und statistische Kenntnisse“ (ebd.) gebündelt werden sollten – und zwar nicht nur für die Durchführung, sondern ebenso für die spätere Auswertung. Auf institutioneller Ebene plädierte Clausen zur Umsetzung dieses Programms für eine enge Kooperation mit afrikanischen Einrichtungen, um „am Ort“ eine Trias aus „Informationserhebung, -verwaltung und -reflektion“ (ebd.) sicherzustellen. Als geeigneten Stützpunkt für diese interdisziplinären Forschungsgruppen schlug er vor, an „eine entwicklungspolitisch interessierte örtliche Hochschule als Mutterinstitut“ (ebd.) anzudocken. An erster Stelle führte er dabei die 1965 gegründete *University of Zambia* an, deren besonderen Standortvorteil er in der Integration des „vormalige[n] Rhodes-Livingstone Institute for Social Research“ (ebd.) hervorhob. Nicht zufällig brachte er in diesem Kontext vor, dass gerade diese Einrichtung „in Zentralafrika lange Zeit [...] den Zusammenhalt der sozialanthropologischen (ethnologischen) Manchester-Schule“ (ebd.) gewährleistet habe. Indem Clausen diese institutionelle Kontinuitätslinie explizit hervorhob, rückte er jenes sozialanthropologische Forschungskollektiv in den Blick, in dessen Umfeld er selbst seine industriesoziologischen Sambia-Studien der Jahre 1964/65 durchgeführt hatte – ein Hinweis, der den Blick auf seine eigenen fachlichen Berührungspunkte mit der britischen Sozialanthropologie lenkt.

## 2. Berührungen mit der Manchester School: (Selbst-)Zuordnungen zur britischen Sozialanthropologie

Theorien- und Methodentransfers – bevorzugt aus dem angelsächsischen Raum und nicht selten legitimiert durch Forschungsaufenthalte und Bildungsreisen in die USA oder nach Großbritannien – gehörten in der frühen bundesdeutschen Soziologie zum guten Ton. Auch der junge Clausen folgte dieser Praxis. Er wählte die britische Sozialanthropologie der *Manchester School* zum bevorzugten Bezugspunkt, der er sich ausdrücklich zuordnete. Bezeichnend ist, dass er 1967 unter drei möglichen Vortragsthemen für seinen Habilitationsvortrag auch einen Vorschlag über den „Konflikt als soziale Funktion“ einreichte, der im Untertitel als „Beiträge der britischen Sozialanthropologie zur neueren Konflikttheorie“ firmierte.<sup>14</sup> In diese Linie fügte sich auch sein Lehrangebot: So bot er im Sommersemester 1966 erstmals eine „Übung für Anfänger“ zu „Ethnologie und Soziologie“ in Münster an (WWU 1966a: 145). Im Wintersemester 1967/68 – nun als Privatdozent – trat dieser Bezug noch deutlicher zutage: In einem Seminar zu „Texte[n] zur Sozialanthropologie“ bildete, wie dem Vorlesungsverzeichnis zu entnehmen ist, niemand Geringeres als der südafrikanische Ethnologe Max Gluckman, eine zentrale Gründungsfigur der *Manchester School*, den Referenzpunkt (WWU 1967b: 167).

Im Zuge seiner Habilitation knüpfte Clausen außerdem zahlreiche persönliche Kontakte zu Angehörigen dieser Schule. In der Vorrede der Studie *Industrialisierung in Schwarzafrika* wird beispielsweise James Clyde Mitchell namentlich erwähnt, der damals noch am *University College of Rhodesia and Nyasaland* lehrte. Mitchells Einfluss auf Clausen beschränkte sich nicht lediglich auf „Zeit und Rat“, die er ihm während eines Aufenthalts im damaligen Südrhodesien (dem heutigen Simbabwe) gewährte (Clausen 1968a: 8). Er weckte darüber hinaus Clausens Interesse an der damals noch kaum beachteten Netzwerktheorie. Deren Grundbegriffe – etwa Positions- und Kommunikationsnetzwerk oder die Unterscheidung in soziale oder selbststeuernde Netzwerke (Clausen 1973a, 1973b, 1973c, 1978) – brachte der junge Soziologe bald in Enzyklopädien wie dem *Lexikon zur Soziologie* der bundesdeutschen Fachcommunity näher.

Durch seine Anbindung als *Research Fellow* am RLI – der zentralen Außenstelle der Manchester School auf dem afrikanischen Kontinent – die ihm der damalige Direktor der Einrichtung, der Psychologe Alastair Heron ermöglichte, ergaben sich für Clausen bald weitere Kontakte zur britischen Sozialanthropologie, unter anderem zu Peter Harries-Jones und Bruce Kapferer (Clausen 1968a: 8 f.). Mit dem fünf Jahre jüngeren Kapferer gab sich der deutsche Gast buchstäblich die Klinke in die Hand: Während der Interview-Studien in den Werkstätten der *Rhodesia-Railway* in Kabwe wohnte Clausen bei dem australischen Sozialanthropologen und dessen Frau Judith, einer Kultur- und Stadtsoziologin (ebd.: 9).

Auffällig sind auch die intellektuellen Bezüge, die Clausen zu Arnold Leon Epstein, einem weiteren Hauptvertreter der Manchester-Schule, herstellte. Neben Mitchell und Gluckman war es vor allem Epstein, den der junge deutsche Sozialwissenschaftler am häufigsten aus dem Kreis der britischen Sozialanthropologie zitierte. Insbesondere Epsteins bereits in den 1950er Jahren veröffentlichte Studie *Politics in an urban African community* (1958) wurde für Clausen zu einem festen Referenzpunkt, auf den er in seinen eigenen

14 Lars Clausen an Ludwig Mühlaupt (Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität) vom 20.02.1967, UArch Münster, Bestand 32, Nr. 76.

Arbeiten wiederholt zurückkam (beachte etwa die zahlreichen Einträge im Personenverzeichnis zu Clausen 1968a: 216). Epstein begegnete er zwar nicht während seiner Feldforschungen in Sambia, wohl aber bereits 1963 in Manchester. Dieses frühere Zusammentreffen ebnete den Weg für seine spätere Rezeption der britischen Sozialanthropologie und trug im bundesdeutschen Umfeld erheblich zu dem Eindruck einer engen Nähe zur Manchester School bei.

Für Clausens eigenes akademisches Vorankommen erwies sich diese ‚*british connection*‘ als überaus vorteilhaft. Kaum einen Monat nach der Erteilung der *venia legendi* setzte sich Pfeffer im Juni 1967 bei der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Münster dafür ein, seinen Schützling zum beamteten Diätendozenten zu ernennen. In einem Schreiben an den Dekan, den Ökonomen Ludwig Mühlhaupt, begründete Pfeffer seine Unterstützung mit einer Reihe von Vorzügen, die er an Clausen hervorhob. Der Ordinarius betonte nicht nur die „erhebliche Anziehungskraft“ des frischgebackenen Privatdozenten auf Studierende, die er gerade für ein Fach wie die „Soziologie der Entwicklungsländer“ für enorm wichtig hielt.<sup>15</sup> Ebenso verwies er auf Clausens „praktische Auslandserfahrung“ in Zentral- und Ostafrika.<sup>16</sup> Bedeutend erschien ihm ebenso die während dieses Aufenthaltes geknüpfte „Verbindung zu britischen Fachkollegen“ – ein unmissverständlicher Hinweis auf Clausens Kontakte zur britischen Sozialanthropologie der Manchester School.<sup>17</sup>

Mühlhaupt nahm Pfeffers Argumentation bereitwillig an. In einem Schreiben an das Rektorat der Universität, das auf den 27. Juni 1967 datiert, wiederholte er nahezu wortwörtlich die ihm dargelegte Argumentation, mit der Clausen akademisches Avancement begründet wurde.<sup>18</sup> Auch Mühlhaupt verwies insofern auf Clausens akkumuliertes soziales Kapital, das sich nicht nur auf bundesdeutsche akademische Kreise, sondern ebenso auf die Manchester School erstreckte. Weder an der Universität noch im Ministerium regte sich Widerstand gegen diese Initiative. Nur ein halbes Jahr später, im Januar 1968, ernannte Nordrhein-Westfalen Clausen zum beamteten Privatdozenten.<sup>19</sup> Sein akademisches Avancement setzte sich danach fort: Im Sommersemester 1970 übernahm er eine Vertretungsprofessur in Kiel, um den vakanten Lehrstuhl Paul Trappes auszufüllen; im September desselben Jahres erfolgte schließlich die bereits angeführte Berufung an die *Christiana Albertina*. Die Beziehungen zur Manchester School, die – wie noch zu zeigen sein wird – keineswegs nur als soziales Kapital zu verstehen sind, hatten sich als Sprungbrett auf dem Weg zum Ordinariat erwiesen.

### 3. Den Copperbelt vermessen: Im Feld der Manchester School

Clausens Nähe zur britischen Sozialanthropologie zeigte sich allerdings nicht nur in seinen persönlichen Kontakten, sondern ebenso in eigenen empirischen Forschungen. Besonders hervorzuheben ist dabei sein Entschluss, 1964/65 Feldstudien im sambischen Copperbelt durchzuführen – zu einem Zeitpunkt, als afrikanische Gesellschaften in der westdeutschen

15 Karl Heinz Pfeffer an Ludwig Mühlhaupt vom 22.06.1967, UArch Münster, Bestand 32, Nr. 76.

16 Ebd.

17 Ebd.

18 Ludwig Mühlhaupt an Bernhard Kötting vom 27.06.1967, UArch Münster, Bestand 32, Nr. 76.

19 Ernennungsurkunde Lars Clausen, Dozentur, vom 25.01.1968, UArch Münster, Bestand 32, Nr. 76.

Sozialwissenschaft relativ wenig Beachtung fanden.<sup>20</sup> Damit zählte Clausen zu den wenigen, wenn nicht gar zum einzigen bundesdeutschen Soziologen seiner Generation, der sich unmittelbar in das ostafrikanische Forschungshabitat der *Manchester School* begab. Dieses angelsächsische Wissenskollektiv war aufs Engste mit seinem Untersuchungsfeld verflochten: Die rohstoffreiche Region des Copperbelt, die Clausen später scherzhaft als „das afrikanische Ruhrgebiet“ (2015: 183) bezeichnete, diente seit den 1940er Jahren als humanwissenschaftliches Labor, in dem sich die *Manchester School* über mehrere „field generations“ (Schumaker 2001: 37f.) hinweg formierte. Im Kontext wechselnder kolonialer wie postkolonialer Ordnungen boten der Kupfergürtel, sein Industrialisierungs- und Urbanisierungsgrad sowie andere zu beobachtende soziokulturelle Wandlungsprozesse einen Ankerpunkt für wechselnde sozialanthropologische Unternehmungen.<sup>21</sup> „Zentrale Gültigkeit besaß die Frage, wie aus ländlichen tribesmen in Form von Mobilität mondäne townsmen werden“ (Berchem 2011: 40) – so ließe sich die Ausrichtung dieser Schule verkürzt charakterisieren. Eine in ländlichen Kontexten erprobte Methode sollte – dem sozialen Wandel gleichsam folgend – auf urbane Konstellationen übertragen werden. Die Ausrichtung auf eine komplexe, multidisziplinäre Urbanitätsanthropologie erfolgte seit den 1950er Jahren, als der Copperbelt immer gravierendere sozioökonomische und politische Veränderungen durchlief.

Als Stützpunkt der *Manchester-School* fungierte das RLI. Im Jahr 1951 als eigenständige Einrichtung nahe Lusaka, der heutigen sambischen Hauptstadt, errichtet, bildete es die erste sozialwissenschaftliche Forschungseinrichtung auf afrikanischem Boden. Dieser Wissensraum erreichte unter den Direktoren Max Gluckmann und John Clyde Mitchell eine umfassende Professionalisierung. Als Clausen im Februar 1964 seine Tätigkeit als Research Fellow in Lusaka aufnahm, trat er in einen Wissensbetrieb ein, der hohen wissenschaftlichen Ansprüchen genügte. Das Institut besaß eine gut ausgestattete Bibliothek, ein Archiv für Feldnotizen sowie eigene Jeeps, die das Reisen zwischen Feldstandorten ermöglichten. Für die Erhebungen standen einheimische Dolmetscher und Forschungsassistenten bereit. Zur maschinellen Datenverarbeitung verfügte man sowohl über Hollerith- als auch Powers-Samas Apparate (Schumaker 2001: 152–189).

Der junge Clausen profitierte von dieser Wissensinfrastruktur für seine eigene Feldforschung. Ohne die Anbindung an das Institut wäre ihm ein Feldzugang womöglich verwehrt geblieben. Seine Studie war relativ großzügig angelegt: Er befragte über 450 afrikanische Minen- und Bahnarbeiter. Die Interviews erwiesen sich als kompliziert. Die multiethnische Belegschaft in den Betrieben erforderte neben Englisch und Französisch den Rückgriff auf mehrere zentral- und ostafrikanische Sprachen (darunter Bemba, Njanja, Lenje und Kabanga). Erst durch Norman Kaoma und Mark Changwe, zwei Forschungsassistenten des RLI, die diese Übersetzungen gewährleisteten (Clausen 1968a: 9), konnte sich Clausen erfolgreich durch das Forschungsfeld manövrieren (ausführlicher zur Durchführung der Studie siehe Pellner/Wierzock 2025: 337).

Mit seinen Feldforschungen über den Kupfergürtel verfolgte der junge Soziologe das Ziel, Arbeitseinstellungen und allgemeine Orientierungen der afrikanischen Industriearbeiter zu erfassen. Clausen interessierte dabei, inwiefern sich aus dem Verhalten gegenüber spezi-

20 Unter den bundesdeutschen Ordinarien innerhalb Soziologie befassten sich zu diesem Zeitpunkt lediglich Horst Trappe und Karl Heinz Pfeffer mit Afrika als sozialwissenschaftlichem Gegenstand.

21 Die zentralafrikanische Region wurde ähnlich wie die angrenzende kongoliesische Provinz Katanga (Haut-Katanga) seit den 1930er Jahren zum Gegenstand diverser sozialwissenschaftlicher Projekte, um die ruralen wie urbanen Räume und ihre Entwicklungen vor Ort zu studieren (siehe ausführlicher Larmer 2021: 34–64).

fischen Tätigkeiten innerhalb der Industrie, sei es in der Zeche, Hütte, dem Eisenbahnbetrieb und der angegliederten technisch-administrativen Verwaltungsbürokratie, eine genuin industrielle Rationalität ableiten ließ. In den folgenden Worten umriss er das Forschungsdesiderat, das seiner Studie zugrunde lag: „Noch besteht keine Industrie- und Betriebssoziologie Afrikas südlich der Sahara“ (Clausen 1968a: 15). Kritisch bemerkte er, dass „Befunde aus dem nördlichen Industriegürtel der Erde [...], noch kein allgemeines soziologisches Konzept der Industrialisierung begründen [können], solange sie nicht in Asien, Lateinamerika und Afrika empirisch überprüft werden.“ (ebd.) Vor diesem Hintergrund plädierte er für eine Ausweitung der empirischen Bestandsaufnahme. Sein eigenes Projekt, das in kleinteiliger Weise spezifische Motivstrukturen erfasste, verstand er entsprechend als „*Prolegomena*“ – das heißt als Vorarbeit, die durch weitere Datenerhebungen zu „*einer induktiv zu gewinnenden soziologischen Theorie der Industrialisierung*“ (ebd.; Hervorh. i. Original) in Subsahara-Afrika beitragen sollte. Diese epistemischen Bestrebungen spiegeln sich auch im Untertitel der Studie wider, die sich selbstbewusst als *Lotstudie* präsentierte.

Mit seiner im Copperbelt durchgeführten Fragebogen- und Interviewstudie fand Clausen bei Fachkolleginnen und -kollegen durchaus Resonanz. Seine Feldforschung wurde nicht nur in der Bundesrepublik, sondern ebenso in den USA und Sambia rezensiert – meist unter ausdrücklicher Würdigung ihrer empirischen Fundierung.<sup>22</sup> Die Anbindung an Sambia als Forschungsraum der Manchester School setzte sich nach Abschluss der Lotstudie zunächst ungebrochen fort. So bereitete Clausen nach seiner Habilitation an der Sozialforschungsstelle Dortmund im Jahr 1967 nunmehr ein Forschungsprojekt zur „Untersuchung ländliche[r] Industrialisierung im südlichen Zentral- und Ostafrika“ vor.<sup>23</sup> Hieran knüpfte sich im August des Jahres auch eine Reise an die *London School of Economics*.<sup>24</sup> Die deutliche Orientierung am angelsächsischen Forschungsraum spiegelte sich ebenso publizistisch wider: Bis 1971 erschien nahezu jedes Jahr eine Veröffentlichung in englischer Sprache, die Sambia und den durch Industrialisierungsprozesse ausgelösten sozialen Wandel des ostafrikanischen Landes in den Mittelpunkt stellte (Clausen 1965, 1966a, 1966b, 1966c, 1968a, 1968b, 1968c, 1969, 1971a, 1971b). Exemplarisch hierfür steht etwa die gemeinsam mit dem niederländischen Soziologen Gerard Kester veröffentlichte Studie *Industrial relations and development in India and Zambia* (Clausen/Kester 1970), die aus einer Gastdozentur am *Institute of Social Studies* in Den Haag zu Anfang desselben Jahres hervorging. Dasselbe Muster setzte der junge Soziologe auch in seiner Lehre fort: So erfüllte Clausen sein Lehrdeputat in Münster und anfänglich auch in Kiel in großen Teilen mit entwicklungssoziologischen Inhalten, die aus den gewonnenen Felderfahrungen und den Kontakten zur Manchester School hervorgingen. Das Spektrum der Veranstaltungen reichte von Einführungen in die Entwicklungssoziologie (CAU 1974: 145), gesellschaftspolitischen Ideen im globalen Süden (WWU 1967b: 166, 1968a: 194, 1968b: 192, 1969a: 203, 1969b: 205), industrielle Konfliktlagen (WWU 1965: 139) über Themen der Industrialisierung und Urbanisierung (WWU 1966b: 145, 1967b: 164, CAU 1972: 138), Gruppen- und Netzwerkanalysen (WWU 1969b: 204) bis hin zu Fragen der Konflikt- und Mobilitätsforschung (WWU 1968a: 194, CAU 1971: 130).<sup>25</sup>

22 Die Rezeption der Habilitationsstudie umfasste zuweilen auch massiv kritische Einschätzungen (siehe ausführlicher Pellner/Wierzock 2025: 338 f.).

23 Fünfter Jahresbericht der Abteilung „Soziologie der Entwicklungsländer“. Sozialforschungsstelle an der Universität Münster zu Dortmund, UArch Dortmund, Bestand VI (Cosal), Karton 1/2, Ordner 1.

24 Ebd.

25 In dieser Auflistung sind nur Übungen und Vorlesungen enthalten. Gleichzeitig hielt Clausen in Verbindung mit Hans Jürgen Krysmanski und anderen auch zahlreiche Kolloquien zu den oben genannten Themen ab.

## Schluss: Afrika-Experte von geringer Dauer

Durch seinen Schwerpunkt auf Ostafrika und insbesondere Sambia hatte sich Clausen gegen Ende der 1960er Jahre ein Forschungs- und Lehrprofil angeeignet, das ihm innerhalb der bundesdeutschen Soziologie ein unverkennbares Alleinstellungsmerkmal verlieh. Diese Singularität war Folge davon, dass sich die soziologische Beschäftigung mit Afrika in der Bundesrepublik insgesamt auf einem niedrigen Niveau bewegte. Besonders deutlich wird dies an einer Bibliografie einschlägiger Literatur, die 1969 in den von René König herausgegebenen *Aspekten der Entwicklungssoziologie* erschien (Schrötter/Wolff 1969): Zwar listet dieses Verzeichnis mit Blick auf Afrika knapp 1.200 Titel auf, der weitaus größte Teil entfällt auf englisch- und französischsprachige Publikationen der 1950er- und 1960er-Jahre. Deutschsprachige Beiträge, unter ihnen auch Clausen, bilden eine Ausnahme. Wer Clausen als Soziologen der frühen 1970er Jahren verorten will, kommt daher nicht umhin, ihn als einen der wenigen ausgewiesenen Afrika-Experten zu charakterisieren.

Dieser Status, der sich auch in seiner Ernennung zum Präsidenten der DAG im Jahr 1970 widerspiegelt, verlor sich allerdings rasch wieder. Ab Mitte der 1970er Jahre trat bei Clausen die Beschäftigung mit Fragen einer sozialwissenschaftlichen Afrikanistik merklich in den Hintergrund, bis sie bald vollständig zum Erliegen kam. Das Wissen um den jungen Soziologen als profilierten Afrika-Spezialisten ist daher heute nahezu vollkommen in den Hintergrund getreten.

## Literaturverzeichnis:

- Adamski, Jens (2009): *Ärzte des sozialen Lebens. Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946–1969*. Essen: Klartext-Verlag.
- Berchem, David Johannes (2011): *Wanderer zwischen den Kulturen. Ethnizität deutscher Migranten in Australien zwischen Hybridität, Transkulturation und Identitätskohäsion (= Kultur und soziale Praxis)*. Bielefeld: Transcript.
- CAU (= Christian-Albrechts-Universität zu Kiel) (Hrsg.) (1971): *Personal- und Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1971/72*. Kiel: Walter G. Mühlau.
- CAU (Hrsg.) (1972): *Personal- und Vorlesungsverzeichnis Sommersemester 1972*. Kiel: Walter G. Mühlau.
- CAU (Hrsg.) (1974): *Personal- und Vorlesungsverzeichnis Sommersemester 1974*. Kiel: Walter G. Mühlau.
- Clausen, Lars (1960): *Die unterschwellige Werbung im Dienste des Absatzes. Betriebswirtschaftliche Diplomarbeit*. Hamburg: Universität.
- Clausen, Lars (1964): *Elemente einer Soziologie der Wirtschaftswerbung (= Dortmunder Schriften zur Sozialforschung 25)*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Clausen, Lars (1965): *Zum politisch-geographischen Horizont zentralafrikanischer Industriestädter*. In: *Soziale Welt* 16, 3, S. 260–268.
- Clausen, Lars (1966a): *On Attitudes towards Industrial Conflict in Zambian Industry*. In: *African Social Research. Journal of Social Sciences* 2, S. 117–138.
- Clausen, Lars (1966b): [Rez. v.] Geiss, Imanuel: *Gewerkschaften in Afrika, Hannover 1965*. In: *The Journal of Modern African Studies* 4, 1, S. 124–125.

- Clausen, Lars (1966c): Zum Arbeitsverhalten in Entwicklungsländern – ein zentralafrikanisches Beispiel. In: Fürstenberg, Friedrich (Hrsg.): *Das Arbeitsverhalten in Entwicklungsländern: Kolloquium*, gehalten am 1.7.1966 (= Schriften zur Industriosozologie und Arbeitswissenschaft 4). Clausthal: Inst. für Kulturwiss. und Soziologie der Bergakademie, S. 37–47.
- Clausen, Lars (1967): Die Forschungsstrategie der Sozialwissenschaft. In: *Afrika heute* 11, 5, S. 103–104.
- Clausen, Lars (1968a): *Industrialisierung in Schwarzafrika. Eine soziologische Lotstudie zweier Großbetriebe in Sambia* (= Bochumer Schriften zur Entwicklungsforschung und Entwicklungspolitik 3). Bielefeld: Bertelsmann.
- Clausen, Lars (1968b): *Industrialization in Africa: a case study*. In: *Kroniek van Afrika* 8, 2, S. 143–148.
- Clausen, Lars (1968c): Stereotypen betrieblicher Unfälle und Krankheiten. Großbetriebliche Studie aus einem Entwicklungsland. In: *Soziale Welt* 19, 1, S. 47–65.
- Clausen, Lars (1969): [Rez. v.] Oberndörfer, Dieter (Hrsg.): *Africana Collecta: Beiträge zum Studium von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft afrikanischer Länder. Materialien des Arnold-Bergstraesser-Instituts für kulturwissenschaftliche Forschung*. Göttingen 1968. In: *Afrika heute* 7, 16, S. 254.
- Clausen, Lars (1971a): *Industrialized man – The Zambian case of radical social change*. In: Simonis, Heide/Simonis, Udo Ernst (Hrsg.): *Socioeconomic Development in Dual Economies* (= Afrika-Studien 71). München: Weltforum-Verlag, S. 97–124.
- Clausen, Lars (1971b): *Urbanisierung. Theoretische Überlegungen anhand afrikanischer Beispiele*. In: Oberndörfer, Dieter (Hrsg.): *Africana Collecta II*. Düsseldorf: Bertelsmann, S. 33–52.
- Clausen, Lars (1973a): *Netzwerk, selbststeuerndes*. In: Fuchs Werner/Klima, Rolf/Lautmann, Rüdiger/Rammstedt, Otthein/Wienold, Hanns (Hrsg.): *Lexikon zur Soziologie*. 1. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 466.
- Clausen, Lars (1973b): *Netzwerk, soziales*. In: Fuchs Werner/Klima, Rolf/Lautmann, Rüdiger/Rammstedt, Otthein/Wienold, Hanns (Hrsg.): *Lexikon zur Soziologie*. 1. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 466–467.
- Clausen, Lars (1973c): *Positionsnetzwerk*. In: Fuchs Werner/Klima, Rolf/Lautmann, Rüdiger/Rammstedt, Otthein/Wienold, Hanns (Hrsg.): *Lexikon zur Soziologie*. 1. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 509.
- Clausen, Lars (1978): *Kommunikationsnetzwerk*. In: Fuchs Werner/Klima, Rolf/Lautmann, Rüdiger/Rammstedt, Otthein/Wienold, Hanns (Hrsg.): *Lexikon zur Soziologie*. 2. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 402.
- Clausen, Lars (2015): *Meine Einführung in die Soziologie. 15 Vorlesungen in freier Rede*. Hrsg. v. Jan-Frederik Bandel und Klaus R. Schroeter. Frankfurt/M./Basel: Stroemfeld.
- Clausen, Lars/Kester, Gerard (Hrsg.) (1970): *Industrial relations and development in India and Zambia. Report of a workshop*. Den Haag: Institute of Social Studies.
- Dammann, Klaus/Ghonghadze, Dominik (2018): „Vergangenheitsbewältigung“. Zur Soziologie soziologiehistorischer Geschichtspolitik: Analysen und Dokumente. In: *Zyklus. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie* 4, S. 437–521.
- Epstein, Arnold Leonard (1958): *Politics in an Urban African Community*. Manchester: Manchester University Press.
- Larmer, Miles (2021): *Living for the City. Social Change and Knowledge Production in the Central African Copperbelt*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Linne, Karsten (2021): *Die Bruderschaft der „Entwickler“*. Zur Etablierung der Entwicklungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1956 bis 1974. Göttingen: Wallstein.
- Little, Kenneth Lindsay (1966): *Some Recent Contributions of British Anthropologists to the Study of Society in Africa*. In: Manshard, Walther (Hrsg.): *Britische Afrikawissenschaften. Stand und Aufgaben (Position and Prospects of British African Studies)*. Vorträge bei einer Tagung am 18. und 19. Juni 1965 in Köln. Köln: Deutscher Wirtschaftsdienst, S. 56–65.

- Manshard, Walther (Hrsg.) (1966): *Britische Afrikawissenschaften. Stand und Aufgaben (Position and Prospects of British African Studies)*. Vorträge bei einer Tagung am 18. und 19. Juni 1965 in Köln. Köln: Deutscher Wirtschaftsdienst.
- o. A. (1963): *List of Visitors to the Clearing House: August-October 1963*. In: *Community Development Bulletin* 15, 1, o. S.
- o. A. (1964): *Visitors*. In: *The Rhodes-Livingstone Journal* 35, S. 114–116.
- o. A. (1966): *Teilnehmerliste der Tagung: Stand und Aufgaben der britischen Afrika-Wissenschaften (Position and Prospects of British African Studies)*. 18.–19. Juni 1965 in Köln. In: Manshard/Walther (Hrsg.): *Britische Afrikawissenschaften. Stand und Aufgaben (Position and Prospects of British African Studies)*. Vorträge bei einer Tagung am 18. und 19. Juni 1965 in Köln. Köln: Deutscher Wirtschaftsdienst, S. 191–198.
- o. A. (1967): *Hochschulnachrichten*. In: *Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft* 87, 4, S. 509.
- o. A. (1976): *Clausen, Lars*, in: Schuder, Werner (Hrsg.): *Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 448.
- Pellner, Lara/Wierzock, Alexander (2025): *Lars Clausen und Sambia. Feldforschungen in Subsahara-Afrika*. In: *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* 54, 3, S. 332–342.
- Pfeffer, Karl Heinz ([1934] 1936): *Die bürgerliche Gesellschaft in Australien (= Neue deutsche Forschungen 64)*. Berlin: Junker und Dünhaupt.
- Pfeffer, Karl Heinz (1958): *Sierra Leone und Gambia (= Die Länder Afrikas 11)*. Bonn: Schroeder.
- Pfeffer, Karl Heinz (1961): *Ghana: Menschlich-soziale Grundlagen für die wirtschaftliche Entwicklung eines jungen Staatswesens (= Schriften des Hamburgischen Weltwirtschafts-Archivs 12)*. Hamburg: Verl. Weltarchiv.
- Pfeffer, Karl Heinz (1963): *Soziologie der Entwicklungsländer. Bedingungen und Möglichkeiten eines Beitrags der deutschen Soziologie zur Erforschung des modernen Orients*. In: *Soziale Welt* 14, 1, S. 33–37.
- Pfeffer, Karl Heinz (1967): *Sierra Leone (= Die Länder Afrikas 11)*. Bonn: Kurt Schroeder.
- Popitz, Heinrich/Bahrdt, Hans Paul/Jüres, Ernst August/ Kesting Hanno (1957b): *Technik und Industriearbeit. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie (= Soziale Forschung und Praxis 16)*. Tübingen: Mohr.
- Popitz, Heinrich/Bahrdt, Hans Paul/Jüres, Ernst August/Kesting, Hanno (Hrsg.) (1957a): *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie (= Soziale Forschung und Praxis 17)*. Tübingen: Mohr.
- Schellhase, Rolf (1982): *Die industrie- und betriebssoziologischen Untersuchungen der Sozialforschungsstelle an der Universität Münster Sitz Dortmund in den fünfziger Jahren. Ein Beitrag zur Geschichte der institutionalisierten Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland*. Münster: Lit Verl.
- Schrötter, Dieter von/Wolff, Jürgen (1969): *Bibliographie ausgewählter neuerer sozialwissenschaftlicher Literatur über Schwarzafrika*. In: König, René (Hrsg.): *Aspekte der Entwicklungssoziologie (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 13)*. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 717–766.
- Schumaker, Lyn (2001): *Africanizing Anthropology. Fieldwork, Networks, and the Making of Cultural Knowledge in Central Africa*. Durham, NC: Duke University Press.
- WWU (= Westfälische Wilhelms-Universität Münster) (Hrsg.) (1965): *Personal- und Vorlesungsverzeichnis. Wintersemester 1965/66*. Münster: Lensing.
- WWU (Hrsg.) (1966a): *Personal- und Vorlesungsverzeichnis. Sommersemester 1966*. Münster: Lensing.
- WWU (Hrsg.) (1966b): *Personal- und Vorlesungsverzeichnis. Wintersemester 1966/67*. Münster: Lensing.
- WWU (Hrsg.) (1967b): *Personal- und Vorlesungsverzeichnis. Wintersemester 1967/68*. Münster: Lensing.

WWU (Hrsg.) (1968a): Personal- und Vorlesungsverzeichnis. Sommersemester 1968. Münster: Lensing.

WWU (Hrsg.) (1968b): Personal- und Vorlesungsverzeichnis. Wintersemester 1968/69. Münster: Lensing.

WWU (Hrsg.) (1969a): Personal- und Vorlesungsverzeichnis. Sommersemester 1969. Münster: Lensing.

WWU (Hrsg.) (1969b): Personal- und Vorlesungsverzeichnis. Wintersemester 1969/70. Münster: Lensing.

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

# Lars Clausen – Begründer der Katastrophensoziologie in Deutschland<sup>1</sup>

Elke M. Geenen<sup>2</sup>

**Zusammenfassung:** Zunächst wird Lars Clausens Weg in die Katastrophensoziologie und die von ihm geleistete Pionierarbeit beleuchtet. Danach wird näher auf den Kern seiner katastrophensoziologischen Theorie eingegangen. Es folgen Überlegungen zu Anwendungsmöglichkeiten der Theorie. Ich schließe mit der Würdigung seiner wissenschaftlichen Expertise einerseits und dem Aufzeigen der Entwicklungen in Kiel am Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn andererseits.

**Abstract:** The article addresses Lars Clausen's path into sociological disaster research and his pioneer work in this field. The core of his theory of sociology of disaster is highlighted as well as possibilities of application. Furthermore, it appreciates Clausen's scientific expertise and traces developments at the end of his scholarly career in Kiel.

## 1. Lars Clausens Weg in die Katastrophensoziologie

Lars Clausen hat auf verschiedenen Gebieten sehr früh Themen aufgegriffen, in denen sich seinerzeit die deutsche Soziologie entweder noch weitgehend in einem Dämmerzustand befand, wie in der Entwicklungssoziologie Afrikas (vgl. Pellner/Wierzock 2025), oder aber im Tal der Ahnungslosen, wie in der Katastrophensoziologie.

Gerade in der Katastrophensoziologie entwickelte er bedeutsame theoretische Ansätze und führte wegweisende empirische Untersuchungen durch. Im Folgenden wird skizziert, wie Clausen zur Katastrophenforschung kam und wie er sie am Institut für Soziologie der Christian-Albrechts-Universität (CAU) entwickelte und etablierte.

Clausen wurde 1970 auf den Lehrstuhl für Soziologie der CAU zu Kiel berufen. Vor seinem Amtsantritt war die einzige Professur am Institut über ein Jahr vakant. Ab SoSe 1971 wird Clausen im Vorlesungsverzeichnis mit Lehrveranstaltungen aufgeführt.<sup>3</sup> 1971 benennt er auch als Jahr, in dem er sich mit der Katastrophenforschung zu beschäftigen begann (vgl. Clausen 1997: 21). Bis die Katastrophenforschungsstelle (KFS) im Vorlesungsverzeichnis aufgeführt wurde, sollte es noch bis zum Wintersemester 1988/89 dauern. Clausen leitet sie als Direktor. Ab Wintersemester 1989/90 erscheint Wolf Dombrowsky, sein langjähriger wissenschaftlicher Mitarbeiter, als stellvertretender Leiter der KFS. Um die offizielle Nennung

1 Der folgende Text basiert auf einem Beitrag zum Kolloquium „Aspekte des Lebens und Wirkens von Lars Clausen – ein Kolloquium zum 90. Geburtstag am 9. September 2025“, das von der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft und dem Hamburger Institut für Sozialforschung am 09.09.2025 in Hamburg ausgerichtet wurde.

2 Elke M. Geenen ist Soziologin. Sie war Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Hochschulassistentin von Lars Clausen am Institut für Soziologie der Universität Kiel und ist Privatdozentin für Soziologie. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören die Katastrophenforschung und die Soziologie des Fremden. Sie leitet das Institut für Sozioökonomische und Kulturelle Internationale Analyse (ISOKIA) in Ottendorf und ist als Künstlerin tätig.

3 Vgl. für diesen Abschnitt die Personal- und Vorlesungsverzeichnisse der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (im Walter G. Mühlau Verlag erschienen), sowie mündliche Berichte Clausens.

der Katastrophenforschungsstelle im Vorlesungsverzeichnis gab es einen langwierigen und zähen Kampf mit Fakultät und Universitätsleitung.

1973 wurde Clausen, dank einer Empfehlung Luhmanns, in die seinerzeit neu gegründete Schutzkommission beim Bundesminister des Innern berufen. Diese stand, in Clausens Worten, „immer unter diesem unsichtbaren Thema“, nämlich der Erwartung eines Atomkriegs und – ich zitiere erneut aus Clausens Einführung in die Soziologie – „bei dieser Gelegenheit sollte sie auch alles mögliche andere ansehen: Ebbe und Flut, Seuchen, Massenvergiftungen, Satellitenabstürze, Fall-out-Gefahren“ (Clausen 2015: 248).

Clausen berichtet wie folgt über die Entstehung der Katastrophenforschungsstelle:

„Wir (d. h., die Mitglieder der neu ins Leben gerufenen Schutzkommission) stellten schnell fest – und eigentlich ist es bis heute fast so geblieben –, dass der Minister auf gar keinen Fall konkrete Warnungen hören wollte. Denn dann hätte er was unternehmen müssen. Deswegen sagten Heinemanns Nachfolger: Da haben wir nun diese Forscher beisammen, die müssen wir gut behandeln, das sind alles Nobelpreisträger, am besten geben wir ihnen Forschungsgelder. Auf diese Weise haben wir die Katastrophenforschungsstelle gegründet“ (Clausen 2015: 248 f.).

Etwas später fährt Clausen fort:

„Wir lebten herrlich und in Freuden. Was wir vorschlugen, wurde gemacht. Es durfte nur nicht zu viel und nicht militärisch sein, denn die Militärs wollten nicht, dass man ihnen auf die Schliche kommt“ (Clausen 2015: 249).

Wie schwierig und hürdenreich sich die Anfänge der Katastrophenforschung in Kiel bis 1979 gestalteten, stellt Wolf Dombrowsky detailliert in der Festschrift zu Clausens 60. Geburtstag dar (vgl. Dombrowsky 1995, insbesondere 113 ff.).

Clausen sah sich, seit er sich 1971 der katastrophensoziologischen Thematik zu widmen begann, mit dem Problem konfrontiert, dass sie 1. deutschlandweit nicht existierte, dies sowohl theoretisch als auch empirisch, und dass 2. die internationale, insbesondere die amerikanische Katastrophenforschung stark empirie- und projektorientiert war, es also an theoretischen Ansätzen zur Thematik fehlte.

In der Katastrophenforschungsstelle wurden unter Clausens und Dombrowskys Leitung zunächst die vorhandenen, insbesondere US-amerikanischen Forschungsarbeiten gesichtet und im weiteren Verlauf zahlreiche empirische Forschungsarbeiten durchgeführt, an denen insbesondere auch Willi Streitz mitgearbeitet hat. Viele der Forschungsarbeiten waren inter- und sogar transdisziplinär orientiert, so dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unterschiedlicher Disziplinen daran mitwirkten, z.B. die Schwachstellenanalyse aus Anlass der Havarie der Pallas (Clausen 2003), ein Schutzdatenatlas (SDA) (Dombrowsky/Horenczuk/Streitz 2003) oder auch meine eigenen Arbeiten zu den sozialen und kulturellen Bedingungen von Erdbeben, Erdbebenvorhersagen und Warnungen in der Türkei (Geenen 1995). Dombrowsky entwickelte zudem praxisinspirierte und -relevante Modelle mittlerer Reichweite, z.B. das Modell LIDPAR (Dombrowsky 1983).

## 2. Clausens katastrophensoziologische Theorie als Theorie sozialen Wandels

Clausen stand vor zwei theoretischen Herausforderungen.

Zum einen war es ihm wichtig, die Befassung mit Katastrophen davon wegzuführen, dass sie im Wesentlichen rund um Ereignisse zentriert war und in vielen Fällen heute noch ist, also

eine Unterteilung in präkatastrophische Phase, Ereignis bzw. Katastrophe sowie postkatastrophische Phase vorgenommen wurde. Zum anderen ging es ihm um eine Theorie sozialen Wandels, in deren Rahmen auch Katastrophen eingeordnet werden können.

Dieser um das Ereignis – die Katastrophe – zentrierten Betrachtungsweise entspricht auch die seinerzeitige Wahrnehmung von Katastrophen: Es war durchgehend von technischen Katastrophen oder Naturkatastrophen die Rede. Zugespitzt formuliert bestand die Auffassung, dass die Katastrophe als etwas Fremdes in eine geordnete soziale Welt einbricht.

Dem stellt Clausen seine Kernthese entgegen:

„Faßt man die ganzen sozialen Prozessketten zusammen, so darf man zu sagen wagen: Es gibt keine Naturkatastrophen, und auch keine technischen Katastrophen – es gibt nur Kulturkatastrophen. Das heißt: Die Überwältigung Einzelner oder bestimmter Kollektive ist in einer Kultur angelegt; erst was eine Gesellschaft für Einzelne, Gruppen oder Alle nicht bewältigbar läßt oder gar erst unbewältigbar macht – das macht Katastrophen“ (Clausen 1978: 130 f.).

Bei den Überlegungen zu seiner katastrophensoziologischen Theorie prüft er zahlreiche soziologische Ansätze darauf, ob und inwieweit sie Katastrophen konzeptionell einbeziehen, ausgehend von seiner Auffassung, dass jede soziologische Makrotheorie eine Katastrophentheorie beinhalten müsse (vgl. Clausen 2015: 249). Aus dieser Perspektive ist eine Makrotheorie, die Katastrophen ausblendet, unbrauchbar.

Clausen analysiert „die Katastrophe ... als Extremfall der möglichen sozialen Verflechtungen ..., insoweit“ ist sie „immer etwas Normales“ (Clausen 1994: 15).

## 2.1 Erste Annäherung an das 6-Stadienmodell FAKKEL

Früh, nämlich 1978, hat Clausen im Rahmen seiner Tauschtheorie ein 6-Stadienmodell namens FAKKEL entwickelt und veröffentlicht (Clausen 1978: 130 f.). Entfaltet hat er es 1983 (Clausen 1983). Das Modell ermöglicht tiefenscharfe Analysen, es berücksichtigt alle Ebenen von der Mikro- bis zur Makroebene. Er selbst nennt es eine Makrotheorie. Indem jedoch die Basis des Modells auf Tauschhandlungen der Akteure beruht und damit handlungstheoretisch orientiert ist, ist im Modell auch die Mikroebene berücksichtigt.

Bis heute hat das Modell kaum Eingang in die soziologische und auch nicht in die katastrophensoziologische Forschung gefunden. D. h., es wird kaum versucht, was sehr wohl möglich ist, es für die empirische Forschung nutzbar zu machen oder theoretisch weiterzuentwickeln. Auch aus diesem Grund werde ich Ihnen das Modell im Folgenden knapp vorstellen.

Die sechs Stadien des FAKKEL-Modells sind: Friedensstiftung, Alltagsbildung, Klassenformation, Katastropheneintritt, Ende kollektiver Abwehrstrategien und Liquidation der Werte.

Das Modell ist dynamisch, da nicht von einem linearen Durchlaufen von Gesellschaften durch die Stadien ausgegangen wird. Vielmehr werden, in Abhängigkeit vom Handeln der gesellschaftlichen Akteure, unterschiedliche Verlaufsformen möglich.

## 2.2 Clausens Tauschtheorie als handlungstheoretische Grundlage seiner katastrophensoziologischen Theorie

Dazu, was dem Handeln der Akteure zugrunde liegt, entwickelt Clausen zentrale Überlegungen in seiner Tauschtheorie. Die zentrale Tauschform ist der antagonistische Tausch (0-Summen-Spiel), da die Menschen ihre sozialen Anstrengungen nach dem Minimax-Prinzip vornehmen (Clausen 1994: 17). Daneben diskutiert er noch den eher biosozial zu denkenden synagonistischen Tausch (z.B. zwischen Mutter und Kind; n-Summen-Spiel) sowie den amphibolischen Tausch. Beide spielen jedoch im Rahmen des Modells keine wesentliche Rolle und bleiben hier unberücksichtigt.

Für Clausen ist „Gesellschaft“ eine prinzipiell endliche Fülle typisierbarer Abläufe des Handelns von Menschen, soweit diese Handlungen „Sanktionen“ sind“. Dabei führt die „Vervielfältigung der Personen, mit denen man inhaltlich immer differenzierter zu tauschen lernt, ... zu sich stabilisierenden Handlungsketten“ (Clausen 1978: 118).

Eine wichtige Rolle dafür, wie Gesellschaften die Stadien des Modells durchlaufen, spielen Offerten von Sanktionen bzw. ihre Einlösung. So werden „in der Tat ... viel mehr Sanktionen zu Antizipationszwecken offeriert als tatsächlich ausgeführt (erfüllt)“ werden. „Es wird viel mehr versprochen oder angedroht als gehalten“ (Clausen 1994: 17). Zwar versuchen Menschen, möglichst das Einlösen-müssen von Offerten zu vermeiden. Jedoch werden „Offerten ... dann ernst genommen, wenn sie ‚notfalls‘ auch eingelöst werden“ (ebd.). Der Glaube an Offerten ist gesamtgesellschaftlich lohnend, da er die Kosten der Erfüllung reduziert.

Dieser Glaube ist jedoch gefährdet, soweit Erfahrungen dahingehend fehlen, ob zentrale Offerten eingelöst werden können und tatsächlich eingelöst werden. Deswegen werden Offerten durch rituelle Praktiken bekräftigt, z. B. durch den Handschlag beim Pferdehandel oder durch Übungen in Militär und Katastrophenschutz. Diese Praktiken unterstützen die Legitimität, also den Glauben daran, dass die Offerten gedeckt sind.

Ein Beispiel: Katastrophenschutzübungen müssen immer erfolgreich sein und darauf sind sie auch angelegt.

In dem Maße, in dem es unklar bleibt, ob die Offerten gegebenenfalls erfüllt werden, steigt der Magisierungsbedarf. Unter Magisierung versteht Clausen die irrationale, wenngleich in Einzelschritten durchaus nachvollziehbare Erklärung eines Vorgangs (siehe auch 2.4). In einer immer unübersichtlicher werdenden Welt muss dieses Problem mitbedacht werden.

Wenn jedoch „zu viele zentrale Offerten einmal nicht mehr zu decken sind (uneingelöst bleiben müssen), dann bricht der gesamte Prozess zusammen. D.h., dann zerfällt er in – äußerst mühsam – neu zu installierende Tauschakte, dann erscheint ‚das System zerstört‘“ (Clausen 1994: 17).

„Katastrophe“ soll hier als ein schlagender Fall sozialen Wandels behandelt werden, in dem ein wohl eingespielter sozialer Prozeß ... in seinem ganzen Geflecht mühsam genug gelernter ... Offertentraditionen zur Kasse gebeten wird“ (Clausen 1994: 19).

### 2.3 Die Qualität von Problemlösungsstrategien in ihrer Bedeutung für das Durchlaufen der Stadien des FAKKEL-Modells

Clausen nimmt in das Modell ein qualitatives Analysemoment auf, nämlich die unterschiedliche Qualität von Problemlösungsstrategien. Mit Hans Jürgen Krysmanski (1971) unterscheidet er adäquate und äquivalente Problemlösungen und mit Wieland Jäger (1977) zudem antagonistische Problemlösungen.

**Adäquate** Problemlösungen bearbeiten das Problem auf dem aktuellen Wissens- und Ressourcenstand, **äquivalente** verschieben oder verdrängen das Problem und bieten gegebenenfalls eine provisorische oder Scheinlösung an. Beispiele für äquivalente Strategien liefern Zuständigkeitsabweisungen bzw. das Hin- und Herschieben von Verantwortlichkeiten zwischen Bund und Ländern in Deutschland oder – aktuell – im Zuge der sommerlichen Waldbrände in Spanien zwischen Zentrale und Provinzregierungen.

**Antagonistische** Strategien konterkarieren Problemlösungen oder haben es auf ein Scheitern angelegt (ein Beispiel: eine marode Brücke wird so repariert, dass sie bei der nächsten Belastung zusammenbricht).

Diese drei Problemlösungsstrategien haben Bedeutung dafür, wie die Stadien des FAKKEL-Modells durchlaufen werden. Wenn, um beim Beispiel der materialen Kultur zu bleiben, Häuser oder Brücken etwa bei einem Erdbeben zusammenbrechen, dann ist dies ein Beispiel für das zur Kasse bitten von Offertentraditionen und lässt zugleich darauf schließen, dass zu viele äquivalente oder antagonistische Problemlösungsstrategien im Vorfeld wirksam waren.

### 2.4 Die drei Dimensionen sozialen Wandels im FAKKEL-Modell

Clausen unterscheidet **drei Dimensionen sozialen Wandels**: Radikalität, Rapidität und Ritualität. In allen sechs Stadien des FAKKEL-Modells variieren die drei Dimensionen:

- bezogen auf **Radikalität** zwischen den Extremwerten „extrem voneinander abgeschottet“ und „extrem miteinander vernetzt“, wobei die Katastrophe extrem gründlich ist und in ihr die Vernetzung extrem hoch ist (Clausen 1983: 8).  
Zum Hintergrund: In funktional differenzierten Gesellschaften verästeln sich die Felder, in denen Menschen wirken, und auch die Probleme der Einzelnen. Ihre „Bewältigung durch soziale Sanktionen wird ... voneinander isoliert“ (Clausen 1983: 52). Quervernetzungen zwischen den Feldern werden immer weniger. In der gesamtgesellschaftlichen Katastrophe reduzieren sich die Trennlinien oder gehen verloren und es kommt zu extremer Vernetzung.
- bezogen auf **Rapidität** zwischen „äußerst verzögert“ und „äußerst beschleunigt“, wobei die Katastrophe etwas extrem Plötzliches ist (Clausen 1983: 48). D. h., „wenn ‚alles‘ auf einmal zu schnell für unsere Routinen passiert, ist (meistens) ‚die Katastrophe‘ da“ (ebd.: 52).
- bezogen auf **Ritualität** zwischen säkularisiert, also „kausal völlig rational-einsichtig erklärt“ und magisiert, d. h. „kausal völlig irrational-einsichtig erklärt“. Dabei ist die Katastrophe etwas extrem Dämonisches (Clausen 1983: 48).  
Zum Hintergrund: „Eine wissenschaftliche (säkularisierte) Kausalanalyse unterscheidet sich von einer magischen weder durch das Kausalmodell noch durch die Antinomiepro-

blematik beim Aufsuchen der Ersten Ursache. Sie unterscheidet sich durch den möglichst gründlichen Verzicht auf ‚Offenbarung‘ als Methode“ (ebd.: 51). „Die Riten säkularisierter Erklärung sind die Bräuche, mittels derer man einander von der Solidität seiner Experimente und Beobachtungen und Befragungen überzeugt“ (ebd.). „Im Alltag bewegen wir uns mit unseren Kausalurteilen sehr bequem ... zwischen den Extremen magisierter und säkularisierter Erklärungen – im sicheren Schutz unserer Vorurteile“ (ebd.).

## 2.5 Die 6 Stadien des FAKKEL-Modells

Ich komme nun sehr verkürzt zu den Stadien des Modells:

Das erste Stadium – **Friedensstiftung** – bezieht sich auf eine Situation, in der die Rettung aus zentralen Nöten gelungen ist. Die Problemlösung war adäquat und auf Anforderung erweisen sich alle Offerten als gedeckt. Die Lösung ist so durchschlagend, dass sie Anlässe für Feiern und Gedenktage bietet. Beispiele sind die *Jennersche Impfung* gegen Pocken, aber auch der Fall der Mauer.

Im zweiten Stadium – **Alltagsbildung** – verliert das ehemals zentrale Problem an Aufmerksamkeit und seine Bearbeitung wird durch Fachleute übernommen, während die Laien Kenntnisse zur Problembearbeitung verlieren. Damit verlieren sie Macht an die Fachleute. Nach wenigen Generationen sind sie hilfloser als vor der Notlage und werden zu sekundären Laien. Auch in der materialen Kultur verschwindet das Werkzeug zur Bekämpfung des vormaligen Notstandes aus den Haushalten und Arbeitsfeldern der sekundären Laien und konzentriert sich bei der Fachelite. Die Problembearbeitungskapazitäten der Fachleute werden selten getestet, ihre Offerten werden undurchsichtig. Ihr Wissen wird geheim. Die Gründlichkeit (Radikalität) reduziert sich und die Geschwindigkeit des Wandels sinkt (vgl. Geenen 1995: 45). Ein Beispiel: In Mitteleuropa entwickelte sich die Impfung über anderthalb Jahrhunderte zur Standardlösung gegen die Pocken. Im Alltag war man geimpft und wusste warum – oder war zumindest überwiegend von geimpften Menschen umgeben.

Im dritten Stadium – **Klassenformation** – wird die Fachelite zur Fachklasse, ihr Ansehen wird zu Prestige. Das Berufsgeheimnis wird zur Waffe der Fachleute. Die Qualität der jetzt äquivalenten Lösungen sinkt. Die Suche nach neuen Lösungen ist nicht mehr konfliktunbefangen möglich, weil sie den Besitzstand der Fachklasse gefährdet. Das bedeutet, dass der soziale Wandel behindert wird. Die Natur bekommt zwiespältige Züge. Anders als Menschen lässt sie sich nicht durch ungedeckte Offerten abspeisen. Offerten entkoppeln sich von ihrer Erfüllbarkeit. Magisierung infolge der Geheimhaltung von Risiken steigt und die Katastrophengefahren wachsen. Ein Beispiel: Weltweite Impfkampagnen gegen die Pocken waren erfolgreich und Ende der 1970er Jahre deklarierte die Weltgesundheitsorganisation WHO das Pockenvirus als ausgerottet. In der Folge wurde nicht mehr flächendeckend geimpft und spätere Generationen kennen weder die Pocken noch die nach der Impfung oft zurückbleibende ringförmige Impfnarbe. In Fachkreisen wurde diskutiert, ob in Laboren verbliebene Virusvorräte zerstört und ob Militärpersonen für den Fall biologischer Kriegsführung weiterhin gegen Pocken geimpft werden sollten.

Es folgt das vierte Stadium – **Katastropheneintritt**. Warnzeichen und punktuelle Defizite werden nicht zur Kenntnis genommen. Alte Probleme akkumulieren. Niederlagen werden verschleiert. Den Laien sind die Risikoquellen unklar und sie können der Katastrophe keine vernünftige Ursache zuordnen. Daraus ergibt sich ihre Suche nach Schuldigen. Die materiale

Kultur hat mitversagt und wird situativ ausgeschlachtet. Die sozialen Wandlungsprozesse sind extrem beschleunigt, gründlich und magisiert. Beispiele wie Überschwemmungen, Erdbeben, Vegetationsbrände und Störungen in der Energieversorgung sind augenfällig ob ihrer Wiederkehr. Die Corona-Pandemie hat Wandlungsprozesse ausgelöst, die noch nicht ausgelotet sind.

Im fünften Stadium, dem – **Ende kollektiver Abwehrstrategien** – können grundlegende Bedürfnisse nicht mehr erfüllt werden. Soziale Beziehungen werden fragil, da sie nicht mehr durch Antizipation und Realisation nützlicher Austauschbeziehungen stabilisiert werden können. Wesentliche Institutionen und kollektive Schutzvorkehrungen brechen zusammen und auch äußere Grenzen werden instabil. Zuverlässige Fachleute lassen sich nicht mehr identifizieren. Techniken und Spezialisierungen werden in ihren gefährlichen Anteilen freigesetzt und erlernte Balancen kippen. Bei höchster Rapidität der Ereignisse zerreißen die sozialen Vernetzungen, die Radikalisierung kehrt sich um. Der katastrophische Prozess wird hochmagisch besetzt. Beispiele lassen sich in unter als „failed states“ gekennzeichneten Konstellationen leidenden Gesellschaften finden.

Schließlich zerbricht im sechsten Stadium – **Liquidation der Werte** – das Vertrauen auf jedwede Offerten. Es kommt zu einem Verlust der alten Werte und mithin zu einer Entmagisierung. Die Säkularisierung kann, wird sie als Chance genutzt, Grundlage für neue, pragmatisch begangene Wege sein und zu Stadium I – Friedensstiftung – führen. Unter ungünstigen Bedingungen kommt es zu Resignation und Perspektivlosigkeit und unter Umständen zum Ende dieser Gesellschaft. Es ist möglich, dass überlebendes Personal von intervenierenden Gesellschaften übernommen wird.

Einige Stadien, insbesondere II – Alltagsbildung – und III – Klassenformation –, können lange währen, unter Umständen Jahrhunderte, andere, wie das Stadium IV – Katastropheneintritt –, können sehr schnell durchlaufen werden. Das Modell wird auf gesamtgesellschaftlicher Ebene entfaltet. Bei kleineren Einheiten, z. B. Gemeinden, könnte die Abfolge der Stadien störungsreicher verlaufen.

Clausen nimmt im Modell ab Stadium II – Alltagsbildung bis Stadium VI – Liquidation der Werte eine weitere Differenzierung vor. Er zerlegt die Analyse der Entwicklung in fünf Aspekte: „(1) Umfeld, (2) Fachleute, (3) Laien, (4) materiale Kultur (zu eng oft „Technologie“ geheißen) und (5) Gesamtaspekte des Kollektivs“ (Clausen 1994: 29). Clausens Darstellung der fünf Aspekte in jedem auf die Friedensstiftung folgenden Stadium ermöglicht es zu erkennen, welche Richtung des Wandels Gesellschaften nehmen und ob und inwiefern diese Aspekte allein oder in Interdependenz den Katastropheneintritt befördern. Bei allen spielt die Qualität der Problembearbeitung – adäquat, äquivalent oder antagonistisch – eine entscheidende Rolle.

Prinzipiell ist von jedem Stadium der Übergang zu jedem anderen möglich. Einige Übergänge sind jedoch empirisch häufiger. Von den 6 empirisch wichtigsten Lösungen beziehe ich mich hier lediglich auf reformatorische Lösungen (z. B. Übergang von FAKKEL III – Klassenformation nach FAKKEL II – Alltagsbildung).

So kann die klasseninterne Kritik an Unzulänglichkeiten der Fachklasse zu Reformeffekten führen, welche selbst zur Tradition werden können. Dann können die Problemlösungsmuster zwischen den Stadien II und III oszillieren. Ein Beispiel wäre, wenn aus den Kritikern der Fachklasse eine alternative Fachelite erwüchse, mit neuen adäquaten Lösungsansätzen, die Eingang in die Problembearbeitungsstrategien der Gesellschaft finden würden.

### 3. Anwendungsmöglichkeiten des Modells

An dieser Stelle wird nur ein kleiner Einblick in die weitreichenden Anwendungsmöglichkeiten des Modells gegeben.

Die Möglichkeiten, das Modell in regionalen Kontexten für Analysen einzusetzen, habe ich selbst für westtürkische erdbebengefährdete Regionen nutzen können. Es würde sich ebenso gut eignen, die sich häufenden Waldbrände in Südeuropa oder auch einen großen Stromausfall wie in Berlin im Januar 2026 umfassend soziologisch zu untersuchen.

Clausen selbst hat gezeigt, wie sich das FAKKEL-Modell auf den Klimawandel anwenden lässt. Sein 2010, im Jahr seines Todes, publizierter Aufsatz (Clausen 2010) ist heute noch wegweisend und eröffnet sowohl der Europäischen Union, den Nationalstaaten Europas als auch Katastrophenschutzbehörden und schließlich einzelnen Menschen wertvolle Analyse- und Handlungsmöglichkeiten.

Desgleichen böte das Modell hervorragende Ansätze, sich umfassend der Corona-Pandemie zu widmen. Gerade die vielfältigen Magisierungen, d. h., die Dimension der Ritualität, könnten eingehend untersucht werden. So etwa die Frage, warum die Entwicklung neuartiger Impfstoffe nicht zu einer Rückkehr in Stadium I – Friedensstiftung geführt hat.

Auch die Frage, ob sich der Gaza-Streifen und die Menschen in der Region in Stadium V oder VI des FAKKEL-Modells befinden, ließe sich damit prüfen.

Clausen hat auch in anderen Bereichen der Katastrophensoziologie zentrale wissenschaftliche Ansätze vorgelegt. So hat er die Anwendungsmöglichkeiten der mehrwertigen Logik von Gotthard Günther in Beiträgen zur Warnlogik (Clausen/Dombrowsky 1984) und zur Asymmetrie von Prognose und Epignose in den Sozialwissenschaften untersucht (Clausen 1994b). Zudem hat er, Jahrzehnte vor der Corona-Pandemie, einen soziologisch hochgradig relevanten Beitrag zur Seuchensoziologie verfasst (Clausen 1985, 1994a).

Clausen hat immer wieder, unterfüttert mit konstruktiven Vorschlägen, auf die grundlegende Verbesserung des Bevölkerungsschutzes gedrängt.

### 4. Clausens wissenschaftliche Expertise in der Katastrophensoziologie und Entwicklungen in Kiel am Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn

Clausens umfassende Expertise in der Katastrophensoziologie war vielfach gefragt. Er war nicht nur Mitglied der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern, er war auch von 2003 bis 2009 ihr Vorsitzender. Clausen initiierte und koordinierte u. a. die Herausgabe der Gefahrenberichte der Schutzkommission (Schutzkommission beim Bundesminister des Innern 2001, 2006), eine in einschlägigen Fachkreisen vielbeachtete Reihe, und war im Wissenschaftlichen Beirat des Deutschen Komitees von IDNDR (International Decade for Natural Disaster Reduction) der Vereinten Nationen (vgl. Dombrowsky/Endruweit 2000: 6). Für seine Verdienste um die Schutzkommission wird er 1982 mit dem Bundesverdienstkreuz und 1998 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet (vgl. Geenen 2013: 87).

Die Katastrophenforschungsstelle hat Clausen noch bis 2002 geleitet. Trotz der skizzierten umfassenden Pionierarbeit Clausens und seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, der

vielfachen Beratungstätigkeit und der umfassend eingeworbenen Drittmittel wurde die KFS an der CAU zu Kiel 2009 geschlossen. Diese Schließung und die Streichung seines Lehrstuhls für Allgemeine Soziologie noch zu Lebzeiten beenden die eindrucksvolle Reihe der Steine, die Clausen seitens Universität und Fakultät im Laufe seiner erfolgreichen vierzigjährigen Forschungs- und Lehrtätigkeit in Kiel in den Weg gelegt worden sind.

Zum Abschluss möchte ich den Leserinnen und Lesern einen kleinen Abschnitt aus einer Vorrede Clausens nicht vorenthalten, der einen Eindruck seines wissenschaftlichen Selbstverständnisses vermittelt: Clausen lädt ein in

„den Englischen Park der Ideen, wie ihn unsereins nach Kräften angelegt hat. ... an den Wegen prominente Baum- und Buschgruppen für besondere Neugier, aber die Wegbiegungen sind jetzt wegen der Durchblicke da. Randzu geht es in das allgemeine soziologische Gelände über. Es wurde nach und nach angepflanzt, soll aber doch ein benennbares Landschaftsstück sein: Krasser sozialer Wandel. Genugtuung läßt gerne auf sich warten, aber Freude hat es gemacht“ (Clausen 1994: 5).

## Literatur

- Clausen, Lars (1978): Tausch. Entwürfe zu einer soziologischen Theorie. München: Kösel.
- Clausen, Lars (1983): Übergang zum Untergang. Skizze eines makrosoziologischen Prozeßmodells der Katastrophe. In: Clausen, Lars/Dombrowsky, Wolf R.: Einführung in die Soziologie der Katastrophen (Zivilschutzforschung. Schriftenreihe der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern. Herausgegeben vom Bundesamt für Zivilschutz, Bd. 14). Bonn: Osang, S. 41–79.
- Clausen, Lars (1985): Offene Fragen der Seuchensoziologie. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie. Sonderheft „Aspekte sozialer Konstitution von Medizin“ 10, 3/4, S. 241–249.
- Clausen, Lars (1994): Übergang zum Untergang. Skizze eines makrosoziologischen Prozessmodells der Katastrophe. In: Clausen, Lars: Krasser sozialer Wandel. Opladen: Leske + Budrich, S. 13–49.
- Clausen, Lars (1994a), Offene Fragen der Seuchensoziologie. In: Clausen, Lars: Krasser sozialer Wandel. Opladen: Leske + Budrich, S. 51–61.
- Clausen, Lars (1994b), Zur Asymmetrie von Prognose und Epignose in den Sozialwissenschaften. In: Clausen, Lars: Krasser sozialer Wandel. Opladen: Leske + Budrich, S. 169–180.
- Clausen, Lars (1997): Eigentümliches Jahr am Wissenschaftskolleg. In: Lepenies, Wolf (Hrsg.): Wissenschaftskolleg zu Berlin. Jahrbuch 1996/97. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung, S. 21–25.
- Clausen, Lars (2003): Schwachstellenanalyse aus Anlass der Havarie der Pallas. Bericht, der Ministerpräsidentin des Landes Schleswig-Holstein am 4. Mai 1999 erstattet von Lars Clausen. Bonn: Bundesverwaltungsamt, Zentralstelle für Zivilschutz.
- Clausen, Lars (2010), Wohin mit den Klimakatastrophen? In: Welzer, Harald/Soeffner, Hans-Georg/Giesecke, Dana (Hrsg.): KlimaKulturen. Soziale Wirklichkeiten im Klimawandel. Frankfurt a. M.: Campus, S. 98–111.
- Clausen, Lars (2015): Meine Einführung in die Soziologie. 15 Vorlesungen in freier Rede. Hrsg. v. Bandel, Jan-Frederik/Schroeter Klaus R. unter Mitwirkung v. Clausen, Bettina. Frankfurt a. M./Basel: Stroemfeld.
- Clausen, Lars/Dombrowsky, Wolf R. (1984): Warnpraxis und Warnlogik. In: Zeitschrift für Soziologie 13, 4, S. 293–307.
- Dombrowsky, Wolf R. (1983): Vom ‚Stage Model‘ zum ‚Copability Profile‘: Katastrophensoziologische Modellbildung in praktischer Absicht. In: Clausen, Lars/Dombrowsky, Wolf R.: Einführung in die Soziologie der Katastrophen (Zivilschutzforschung. Schriftenreihe der Schutzkommission beim

- Bundesminister des Innern. Herausgegeben vom Bundesamt für Zivilschutz, Bd. 14). Bonn: Osang, S. 81–102.
- Dombrowsky, Wolf R. (1995): Zum Teufel mit dem Bindestrich. Zur Begründung der Katastrophen(-) Soziologie in Deutschland durch Lars Clausen. In: Dombrowsky, Wolf R./Pasero Ursula (Hrsg.): Wissenschaft – Literatur – Katastrophe. Festschrift zum sechzigsten Geburtstag von Lars Clausen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 108–122.
- Dombrowsky Wolf R./Endrueit, Günter (2000): Statt eines Vorwortes eine Gratulation. Lars Clausen zum 65. Geburtstag. In: Dombrowsky, Wolf R./Endrueit, Günter (Hrsg.): Ein Soziologe und sein Umfeld. Lars Clausen zum 65. Geburtstag von Kieler Kollegen und Mitarbeitern (Soziologische Arbeitsberichte, 28). Kiel: CAU, Institut für Soziologie, S. 5–7.
- Dombrowsky, Wolf R./Horenczuk, Jörg/Streitz, Willi (2003): Erstellung eines Schutzdatenatlases (Zivilschutzforschung. N.F., Bd. 51). Bonn: Bundesverwaltungsamt, Zentralstelle für Zivilschutz.
- Geenen, Elke M. (1995): Soziologie der Prognose von Erdbeben. Katastrophensoziologisches Technology Assessment am Beispiel der Türkei (Soziologische Schriften, Bd. 62). Berlin: Duncker & Humblot.
- Geenen, Elke M. (2013): Laudatio zur Verleihung des Preises für ein herausragendes wissenschaftliches Lebenswerk an Lars Clausen. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010. Wiesbaden: Springer VS, S. 85–90.
- Jäger, Wieland (1977): Katastrophe und Gesellschaft (Soziologische Texte, Bd. 103). Neuwied: Luchterhand.
- Krysmanski, Hans Jürgen (1971): Soziologie des Konflikts. Materialien und Modelle. Reinbek: Rowohlt.
- Pellner, Lara und Wierzock, Alexander (2025): Lars Clausen und Sambia. In: Soziologie 54, 3, S. 332–342.
- Schutzkommission beim Bundesminister des Innern (2001): Zweiter Gefahrenbericht der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern. Bericht über mögliche Gefahren für die Bevölkerung bei Großkatastrophen und im Verteidigungsfall (Zivilschutzforschung. N.F., Bd. 48). Bonn: Bundesverwaltungsamt, Zentralstelle für Zivilschutz.
- Schutzkommission beim Bundesminister des Innern (2006): Dritter Gefahrenbericht der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern. Bericht über mögliche Gefahren für die Bevölkerung bei Großkatastrophen und im Verteidigungsfall (Zivilschutzforschung. N.F., Bd. 59). Bonn: Bundesverwaltungsamt, Zentralstelle für Zivilschutz.

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

# Lars Clausen und die Wikipedia

Sebastian Klauke<sup>1</sup>

**Zusammenfassung:** Lars Clausen war in der deutschsprachigen Wikipedia als Autor aktiv. Der Artikel versucht, diesen Aspekt des Schaffens von Clausen auszuleuchten.

**Abstract:** This article addresses the work of Lars Clausen as an author in the German-speaking Wikipedia.

**Schlagwörter/Keywords:** Lars Clausen, Wikipedia, €pa

Die Wikipedia ist eine Onlineenzyklopädie, an der alle Interessierten auf ehrenamtlicher Basis mitarbeiten können. Die deutschsprachige Ausgabe ging am 16. März 2001 online und umfasst 3.119.210 Artikel (6.5.2026). Sie hat sich der Verbreitung des freien Wissens verschrieben. Als Nachschlagewerk ist sie im digitalen Zeitalter für viele Menschen leichter erreichbar als gedruckte Enzyklopädien und ist derzeit zum Guten wie zum Schlechten<sup>2</sup> zum Anlaufpunkt für Recherchen von Schüler:innen, Studierenden, Journalist:innen und Wissenschaftler:innen geworden, von denen zugleich unzählige selbst als Autor:innen beteiligt sind. Im Laufe der Zeit wurden zwar ein umfassendes Regelwerk für die Prozesse und Abläufe in der Wikipedia und sowohl eine interne Hierarchie als auch eine innere Bürokratie entwickelt, die aber zumindest ambivalent sind. Einerseits wurde so die Qualitätssicherung enorm vorangetrieben, andererseits es ist für neue Autor:innen enorm schwierig geworden, sich gegen etablierte Administratoren und ‚Expertinnen‘ durchzusetzen. Die Formalisierung hat die Verlässlichkeit bestärkt, führt aber auch dazu, dass die Art und Weise, wie neue Artikel geschrieben werden, standardisiert wird und kreative Lösungen für bestehende Probleme bei der Darstellung etwa von Biographien mangels Beleglage immer seltener werden. Auch Fragen von Macht und Deutung spielen hier eine große Rolle. Randständiges Wissen hat es schwer, die Wikipedia ist eine Hegemoniemaschine, eigene Auswertungen von Primärquellen jeder Art haben es sehr schwer, auch werden spezifische Publikationen oder nicht öffentlich zugängliche Quellen als Belege prinzipiell als ungeeignet angesehen, was aber immer auch umkämpft ist.

Mit dem Artikel Jürgen Oetting im Jahr 2016 „*Cool, ein Taucher*“. *Lars Clausen als Wikipedia-Autor* (Oetting 2016) wurde öffentlich bekannt, dass Clausen auch in der Wikipedia aktiv war. Oetting's Ausführungen sind die Grundlage meines Artikels, der sie vor allem um Beispiele und Zahlen ergänzt. Dass ‚€pa‘, so das Pseudonym Clausens in der Wikipedia, einen akademischen Hintergrund hatte, war anderen Autor:innen, die mit ihm dort zu tun hatten, angesichts des Duktus und der dargebotenen Inhalte sowie seiner Diskussionsweise schon lange klar, nur war es der Spekulation überlassen, um wen es sich handelte.<sup>3</sup>

1 Sebastian Klauke ist wissenschaftliche Referent der Kieler Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft. Er hat Lars Clausen als Lehrenden in einem gemeinsam mit Cornelius Bickel im Sommersemester 2008 gestalteten Seminar zu Ferdinand Tönnies' *Gemeinschaft und Gesellschaft* persönlich kennengelernt.

2 Zuweilen werden Inhalte ohne eigene Nachprüfung übernommen, so dass Fehler und falsche oder unvollständige Informationen oder Darstellungen reproduziert werden.

3 Lars Clausen ist bei weitem nicht der einzige Sozialwissenschaftler, der an der Wikipedia beteiligt war/ist. Nur wenige sind dabei unter ihrem Klarnamen unterwegs, sei es aus Gründen der Diskretion oder weil man ungestört den eigenen Interessen nachgehen will, die jenseits der Profession liegen. Problematisch wird es dann, wenn die

Oetting selbst ist ebenfalls in der Wikipedia aktiv, wobei er dort unter seinem Klarnamen mitarbeitet. Und auch Carsten Klingemann geht in seinem 2020 veröffentlichten Text *Lars Clausens Blick auf die Karriere von Soziologen im Nationalsozialismus und in der Bundesrepublik* auf Clausens entsprechende Wikipedia-Aktivitäten ein (Klingemann 2020).

Clausen legte seine Benutzerseite am 21. Juli 2005 an<sup>4</sup>, was zugleich sein erster Edit<sup>5</sup> unter diesem Namen war. Dort sagt er: „Seit ich auf die Wikipedia gestoßen bin, erfreut mich die Mixtur von Wissen und Komik dort – und ich sehe, dass es ein soziales Netzwerk wie andere auch ist. Ich sitze beruflich auf einem Schleudersitz und lektoriere in einer Abteilung Sozialwissenschaften, vielleicht hilft das. Lieber halte ich mich in Eidum<sup>6</sup> auf.“ Daneben gibt es einen von ihm angelegten Zettelkasten<sup>7</sup> und sowie eine Unterseite Vorläufiges<sup>8</sup> – dazu unten mehr. Ob und inwiefern er auch schon zuvor aktiv war, lässt sich nicht belegen.

Seit dem 20. Januar des gleichen Jahres gibt es einen Wikipedia-Artikel über Lars Clausen.<sup>9</sup> Dieser wurde von einer IP-Adresse angelegt, also von jemandem, der nicht als Autor:in angemeldet war. Mit Stand vom 25. September 2025 wurde der Artikel von 79 Autoren bearbeitet, und umfasst 17.173 Zeichen. Große Teile sind ohne direkte Belege verfasst.<sup>10</sup> Clausen war auch an seinem eigenen Artikel beteiligt, was heutzutage nicht gern gesehen wird – es mangelt häufig an der nötigen Distanz zur eigenen Person und ihrer Bedeutung, die zu Konflikten führt, insbesondere wenn es auch um die Darstellung der kritischen Rezeption geht.

Clausens Schaffen in der Wikipedia umfasst 27.357 Bearbeitungen, davon 19.885 im Artikelraum, die anderen verteilen sich auf Diskussionen in den verschiedenen Bereichen der Wikipedia. Er hat 9.424 einzelne Artikel bearbeitet. Da er es nicht zugelassen hat, dass seine Arbeit durch Monatsübersichten oder Zeitkarten nachvollzogen werden kann, wäre es mühselig, seine „Arbeitszeiten“ zu erfassen – ich vermute aber, dass er vor allem in den Abend- und Nachtstunden dort schrieb. Er hat 317 eigene Artikel angelegt, von denen 19 gelöscht wurden, wobei in einigen Fälle das jeweilige Lemma später erneut hergestellt wurde. Nimmt man Weiterleitungen und Begriffsklärungen hinzu, handelt es sich insgesamt um 378 Artikel, von den 54 gelöscht und teilweise wiederhergestellt wurden.<sup>11</sup>

Seinen ersten Artikel *Lozi (Sprache)*<sup>12</sup> legte Clausen am 29. August 2005 an. Der erste Personenartikel wiederum aus seiner Feder hat den US-amerikanischen Soziologen *George C.*

Personen die Artikel zum eigenen Schaffen bearbeiten und bspw. versuchen, in die kritische Darstellung einzugreifen. Hier sind die bestehenden Mechanismen der Kontrolle sicherlich hilfreich, werden aber manchmal auch selbst als Instrument eingesetzt, um eigene Lesarten durchzusetzen und konkurrierende zu marginalisieren oder ganz auszuschließen.

4 <https://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer:%E2%82%ACpa> [22. 12. 2025]. Oetting irrt hier, er gibt den 21. Juni an (Oetting 2016: 33).

5 Ein Edit in der Wikipedia bedeutet eine Bearbeitung eines bestehenden Artikels. Dabei ist der Umfang nicht relevant. Es kann sich auch um eine Löschung handeln.

6 Eidum ist die Bezeichnung für einen historischen Ort auf der Nordseeinsel Sylt.

7 <https://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer:%E2%82%ACpa/Zettel> [26. 9. 2025].

8 <https://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer:%E2%82%ACpa/Vorl%C3%A4ufiges> [26. 9. 2025].

9 [https://de.wikipedia.org/wiki/Lars\\_Clausen](https://de.wikipedia.org/wiki/Lars_Clausen) [22. 12. 2025].

10 Was für Banalitäten und allgemeines Wissen kein Problem ist, aber ansonsten das Nachvollziehen der dargebotenen Information enorm erschwert. Außerdem ist nicht unbedingt ersichtlich, ob bspw. (umstrittene) Themen einigermaßen umfassend dargestellt sind. Konkret hier: Ist Clausens' Biografie im Wikipedia-Artikel über ihn adäquat erfasst oder fehlen nicht doch wichtige Etappen? Allgemein führen insbesondere Fragen einer vermeintlich neutralen, ausgewogenen Darstellung zu vielen Auseinandersetzungen.

11 <https://xtools.wmcloud.org/pages/de.wikipedia/%E2%82%ACpa/0?uselang=de> [26. 9. 2025].

12 [https://de.wikipedia.org/wiki/Lozi\\_\(Sprache\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Lozi_(Sprache)) [14. 01. 2026].

*Homans*<sup>13</sup> zum Thema. Er wurde am 2. September 2005 eingestellt. Auch heute kommen immer noch 17,2% der Zeichen dieses Artikels von Lars Clausen. Die Begriffsklärungsseite *Tönnies*<sup>14</sup> erstellte er am 16. November 2005, am Tag zuvor die Artikel *Sozialforschungsstelle an der Universität Münster*<sup>15</sup> (heutiger Textanteil 37,4%) und *Maurice Halbwachs*<sup>16</sup> (25,5%) sowie *Sozialforschungsstelle Dortmund*<sup>17</sup> (1,4% Textanteil). Sein letzter großer – am 10. Februar 2010 in die Wikipedia eingestellter – Artikel war *Das Siegesfest, ein Gedicht*<sup>18</sup> – sein Anteil beträgt noch immer 92%. Clausens größter Artikel überhaupt war *Wilhelm Tell (Schiller)*<sup>19</sup> vom 14. Juli 2006, der noch immer 23% Textanteil von ihm hat. Der letzte verfasste Artikel war die Begriffsklärungsseite *Bukarester Schule*<sup>20</sup>, erstellt am 21. Februar 2010.

Wie Oetting dokumentiert, wollte Clausen 2008 Administrator werden, verfehlte allerdings die nötige Zustimmung von 2/3 der abgegebenen Stimmen: 100 Personen stimmten für ihn, 59 gegen ihn. Bei den Enthaltungen finden sich 23 Stimmen. Der Verlauf der Wahl ist, gemäß der Wikipediaprinzipien, einsehbar.<sup>21</sup> Clausen hat diesen Vorgang selbst dokumentiert (Oetting 2025: 34)<sup>22</sup> – es sind Ausschnitte aus der Diskussion, sowohl Kritiker:innen als auch Unterstützer:innen kommen zu Wort. Am Ende hat er dies wie folgt kommentiert:

Meine Urgroßväter hätten gesagt: „Viel Feinde viel Ehr.“ Meine Nichte: „Das geht mir am Arsch vorbei.“ Hingegen möchte mir das Ganze zu einer Machtanalyse der Wikipedia dienen. [Allerdings: Verteidiger freuen einen, selbst wo sie einen zu freundlich sehen; Angreifer ärgern, selbst wo sie Recht haben; man beobachtet es immer wieder kopfschüttelnd.] Demgemäß

[wird gelegentlich fortgesetzt]

– dies hat er dann doch nicht unternommen und sich anderen Themen zugewandt.

Clausens Arbeit als Autor in der Wikipedia ist durchaus autobiografisch gefärbt. Er hat seine eigenen früheren Lehrer und Kollegen mit Artikeln geehrt. In Sachen Tönnies legte er die Artikel zum *Geist der Neuzeit* (er selbst war es, der dieses Spätwerk in Band 22 der Tönnies Gesamtausgabe 1998 editiert hatte – siehe Tönnies 1998) und zur *Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft* an, deren Präsident er seit 1979 bis zu seinem Tod 2010 war. Clausen verfasste, wie erwähnt, auch den Artikel zur *Sozialforschungsstelle Dortmund* und ergänzte die Liste der dortigen Mitarbeiter:innen fortlaufend. Andere von ihm angelegte Artikel sind *Katastrophensoziologie*, *Katastrophenrecht*, der *Eduard Georg Jacoby*-Artikel, ferner die Einträge zu *Hans Lorenz Stoltenberg*, *Kurt Albert Gerlach* und *Uwe Carstens*. Es finden sich gelegentlich Arbeiten am Artikel über *Jan Philipp Reemtsma*. Ebenso verfasste er die Lemma *Max Gluckman* und *J. Clyde Mitchell* – beide sind wichtige Figuren der Manchester School der britischen Sozialanthropologie und Akteure der Copperbelt-Forschung, die Clausen selbst betrieb, wie Alexander Wierzock und Lara Pellner in ihrem Beitrag in diesem Heft darstellen.

13 [https://de.wikipedia.org/wiki/George\\_C.\\_Homans](https://de.wikipedia.org/wiki/George_C._Homans) [14.01.2026].

14 <https://de.wikipedia.org/wiki/T%C3%B6nnies> [14.01.2026].

15 [https://de.wikipedia.org/wiki/Sozialforschungsstelle\\_an\\_der\\_Universit%C3%A4t\\_M%C3%BCnster](https://de.wikipedia.org/wiki/Sozialforschungsstelle_an_der_Universit%C3%A4t_M%C3%BCnster) [14.01.2026].

16 [https://de.wikipedia.org/wiki/Maurice\\_Halbwachs](https://de.wikipedia.org/wiki/Maurice_Halbwachs) [14.01.2026].

17 [https://de.wikipedia.org/wiki/Sozialforschungsstelle\\_Dortmund](https://de.wikipedia.org/wiki/Sozialforschungsstelle_Dortmund) [14.01.2026].

18 [https://de.wikipedia.org/wiki/Das\\_Siegesfest](https://de.wikipedia.org/wiki/Das_Siegesfest) [14.01.2026].

19 [https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm\\_Tell\\_\(Schiller\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Tell_(Schiller)) [14.01.2026].

20 [https://de.wikipedia.org/wiki/Bukarester\\_Schule](https://de.wikipedia.org/wiki/Bukarester_Schule) [29.01.2026].

21 <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Adminkandidaturen/%E2%82%ACpa> [26.9.2025].

22 <https://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer:%E2%82%ACpa/Vorl%C3%A4ufiges#Abstimmung> [26.9.2025].

Er war es, der 2010 den damaligen Artikel *Copperbelt* auf das Lemma *Provinz Copperbelt* verschob und außerdem den Untertitel seines eigenen Buches zum Thema ergänzte.<sup>23</sup>

Wie schon Oetting bemerkt (2016: 35), ist das von Clausen inhaltlich bearbeitete Spektrum an Themen sehr breit: Soziologisches, alltägliches wie *Grauen*, Literatur – darunter Personen wie auch Romane, Gedichte etc. – Geschichte, Sprichworte (wie bspw. *Kurze Haare sind bald gekämmt*) und diverse Begriffsklärungen. Charakteristisch für Clausens Schreiben ist der weitestgehende Verzicht auf Belege, obwohl es durchaus brisante Passagen gab, aber in den Frühzeiten der Wikipedia war dies nun auch nicht unüblich. Warum er so vorging, muss unklar bleiben und bedarf weiterer Textanalyse.

Die Wikipedia war auch Gegenstand der Lehre von Lars Clausen<sup>24</sup>: Schon im Wintersemester 2004/2005 bot er eine Veranstaltung mit dem Titel „Portal Soziologie. Kolloquium für Anfänger in der Soziologie“ an. Ganz explizit geht es dann im Terminplan darum, Wikipedia-Beiträge zu verfassen. Es wird die Einrichtung einer „Arbeitsgruppe ‚Wikipedia‘“ unter Mitwirkung des Dozenten angekündigt. In zeitlicher Hinsicht ist dies also ein Hinweis darauf, dass Clausen schon vor seiner Einrichtung eines Benutzerkontos in der Onlineenzyklopädie Wikipedia aktiv war. Für das Wintersemester 2006/2007 ist eine Veranstaltung mit dem Titel „Lexikalische Print- und Internetquellen zur Soziologie“ vorgesehen. Im Ankündigungstext heißt es: „Kleine Wikipedia-Übungsaufgaben werden gestellt“. Im Sommersemester 2009 bot er die Lehrveranstaltung „Der wissenschaftliche Wert von Print- und Internetquellen zur Soziologie“ an, an deren Ende laut Inhaltsangabe das Ziel stand, „selber eine Quelle [zu] werden, d. h. sich selbst [...] in der Wikipedia versuchen können“.<sup>25</sup> Es wäre nun sehr spannend in Erfahrung zu bringen, welche Früchte diese Seminare für die Wikipedia erbracht haben – nur: wo beginnen, danach zu fahnden? Vielleicht gilt es, Clausens Wikipedia-Aktivität zum Zeitpunkt der Lehrveranstaltungen zu analysieren. So ist nachvollziehbar, dass Clausen parallel zur Lehrveranstaltung über *Gemeinschaft und Gesellschaft* den Wikipedia-Artikel<sup>26</sup> mehrfach ausgebaut hat, auch wenn die größten Beiträge in dieser Zeit von jemand anderem stammen.

Clausens allerletzter Beitrag in der Wikipedia stammt vom 16. April 2010: eine Bearbeitung des Artikels Leopold Schefer<sup>27</sup> – über den er wiederum selbst auch geschrieben hatte: Gemeinsam mit seiner Frau, der Schauspielerin und Literaturwissenschaftlerin Bettina Clausen<sup>28</sup>, publizierte er einen 622 Seiten umfassenden Doppelband über Schefer, dessen originellen Ansatz die beiden als eine Sozio-Biographie bzw. als ein „Soziobiogramm“ verstehen (1985: 11).

Anlässlich des Todes von Lars Clausen wurde in der Wikipedia eine Kondolenzliste angelegt<sup>29</sup>, in der sein Schaffen gewürdigt wurde:

23 [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Copperbelt\\_%28Provinz%29&diff=38099007&oldid=3778235](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Copperbelt_%28Provinz%29&diff=38099007&oldid=3778235) [26. 9. 2025].

24 Den wichtigen Hinweis hierauf verdanke ich Klaus Schroeter.

25 Dies findet sich im Vorlesungsverzeichnis: [https://univis.uni-kiel.de/form?\\_\\_s=2&dsc=anew/lecture\\_view&lvs=gemei/insti/fachso/\\_derwi&anonymous=1&ref=tlecture&sem=2009s&tdir=philos/fachwi/\\_sozio/magist/soziol&\\_e=482](https://univis.uni-kiel.de/form?__s=2&dsc=anew/lecture_view&lvs=gemei/insti/fachso/_derwi&anonymous=1&ref=tlecture&sem=2009s&tdir=philos/fachwi/_sozio/magist/soziol&_e=482) [29. 01. 2026]. Dort auch jeweils die anderen Informationen zu den Veranstaltungen.

26 [https://de.wikipedia.org/wiki/Gemeinschaft\\_und\\_Gesellschaft](https://de.wikipedia.org/wiki/Gemeinschaft_und_Gesellschaft) [14. 01. 2026].

27 Der Artikel über Schefer ([https://de.wikipedia.org/wiki/Leopold\\_Schefer](https://de.wikipedia.org/wiki/Leopold_Schefer)) wurde am 24. März 2004 angelegt von einem Autor, der sich nicht angemeldet hat. Clausen hat den Artikel mehrfach bearbeitet.

28 Der Wikipedia-Artikel über Bettina Clausen ([https://de.wikipedia.org/wiki/Bettina\\_Clausen](https://de.wikipedia.org/wiki/Bettina_Clausen) [14. 01. 2026]) besteht seit dem 6./7. Dezember 2007 und wurde nicht von ihrem Mann angelegt. Er hat am 26. August 2008 einen Link hinzugefügt.

29 <https://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer:%E2%82%ACpa/Kondolenz> [26. 9. 2025].

Der Verstorbene war ein bedeutender deutscher Sozialwissenschaftler. Er zog es vor, hier unter Pseudonym zu wirken. Das wollen wir über seinen Tod hinaus respektieren. Wir trauern um den Menschen, der sich hier €pa nannte. Seit mehr als fünf Jahren hat er fast Nacht für Nacht sein Wissen über die Soziologie und vieles andere eingebracht. Dabei war er blitzge-scheit, hochgebildet, empfindsam und freundlich. Wikipedia verliert einen seiner besten Mitarbeiter.

## Literatur

- Clausen, Bettina/Clausen, Lars (1985): *Zu allem fähig. Versuch einer Sozio-Biographie zum Verständnis des Dichters Leopold Schefer*. 2 Bd. Frankfurt am Main: Bangert & Metzler.
- Klingemann, Carsten (2020): *Lars Clausens Blick auf die Karriere von Soziologen im Nationalsozialismus und in der Bundesrepublik*. In: Klingemann, Carsten/Merz-Benz, Peter-Ulrich (Hrsg.): *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 2020*. Wiesbaden: Springer VS, S. 263–281.
- Oetting, Jürgen (2016): „Cool, ein Taucher“. *Lars Clausen als Wikipedia-Autor*. In: *Tönnies-Forum* 25, 2, S. 33–37.
- Tönnies, Ferdinand (1998): *Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe*. Bd. 22: 1932–1936. *Geist der Neuzeit*. Schriften. Rezensionen. Hrsg. v. Lars Clausen. Berlin/New York: de Gruyter.

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

# Erinnerungen an Lars Clausen<sup>1</sup>

## Lars Clausen, ein intellektueller Virtuose auch als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Karl-Siegbert Rehberg<sup>2</sup>

**Zusammenfassung:** In diesem Zeitzeugenessay wird – neben biografischen Aspekten und persönlichen Erinnerungen – vor allem Clausens Wirken als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und Wissensorganisator sowie seine Rolle als Hochschullehrer beleuchtet.

**Abstract:** With some biographical and personal recollections, this essay of a contemporary witness highlights Clausen's work as the chairman of the German Sociological Association and promoter of scholarship as well as his role as professor.

### 1. Aspekte der Biographie von Lars Clausen

Ogleich Lars Clausen Betriebswirtschaft, Jura und Volkswirtschaft zu studieren begann, wurde die Soziologie schon früh sein „innerliches Hauptfach“ (Clausen 2015: 81). Des Weiteren empfand er, dass „seine studentischen Versuche, eine leitende Theorie zu finden, immer quälender“ (ebd.: 125) wurden, was später auch zu seiner Auseinandersetzung mit historisch-religiösen Welterklärungen beitrug. Wie nebenbei, aber im Kern sehr präzise, erweiterte Clausen sukzessive seine Erkenntnisreichweite. So setzte er sich unter anderem mit Helmut Schelsky, seinem Lehrer, sowie auch mit René König auseinander, weiterhin u. a. mit Ralf Dahrendorf, Talcott Parsons, Karl Marx und Vilfredo Pareto. Räumlich orientierte er sich überdies in Richtung Münster und wurde Mitarbeiter an der bekannten Sozialforschungsstelle der Universität Münster in Dortmund, dieser „große[n] Parkanlage der Soziologie“ (Clausen 2015: 148). Dort verbrachte Clausen im Kreise von u. a. Hans-Jürgen Krysmanski, Luc Jochimsen und Dankwart Danckwerts „Halkyonische Tage“ (ebd.: 149) voller Ruhe und Gelassenheit.

Seit 1970 war Lars Clausen Ordinarius in Kiel und wollte dort ursprünglich einen Schwerpunkt für die Soziologie der Länder der Dritten Welt etablieren, wofür er drei Assistentinnen bzw. Assistenten gebraucht hätte. Der zuständige Minister hatte jedoch daran kein Interesse gezeigt. Daher befasste Clausen sich nun etwa mit Jugendsoziologie und Theorien mittlerer Reichweite, sodann mit der Katastrophensoziologie und der Logik für Sozialwissenschaftler. Die Katastrophensoziologie wurde nun einer seiner Forschungs-

1 Ich danke für ihre Unterstützung beim Verfassen dieses Textes Yazdan Keikhosrou Doulatyari, Sebastian Klauke und Cornelius Bickel. Der Text wurde von der *Kieler sozialwissenschaftlichen Revue*, dabei federführend Tatjana Trautmann und Carsten Schlüter-Knauer, für die Veröffentlichung redaktionell bearbeitet.

2 Karl-Siegbert Rehberg war 1992 Gründungsprofessor für Soziologie und Inhaber des Lehrstuhls für Soziologische Theorie, Theoriegeschichte und Kulturosoziologie an der Technischen Universität Dresden, seit 2009 ist er Seniorprofessor für dasselbe Aufgabengebiet. Von 2003 bis 2007 war er Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

schwerpunkte, was zudem verdeutlicht, wie er interdisziplinäre Zugänge in seiner wissenschaftlichen und praktischen Arbeit – so war er Vorsitzender der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern – fruchtbar zu machen verstand. Interdisziplinarität war für ihn wie schon für die ältere deutsche Soziologie eine Selbstverständlichkeit, ebenfalls dort, wo er die 68er Revolte gegen Atombewaffnung und Bundeswehr analysierte. Auch interessierte er sich sehr für die mehrwertige Logik Gotthard Günthers.

Besonders wichtig aber wurde für ihn der „Kieler Hausgeist“ Ferdinand Tönnies (Clausen 2021): Dieser war ihm ein „Aktivum“ der dortigen Soziologie. „Für Clausen zeichnete sich“, wie der ihm selbst zugeordnete Wikipedia-Artikel trefflich sagt, „Tönnies‘ Gelehrtenprosa durch sorgfältige Textgliederung [...] aus. Tönnies habe, obgleich stets etymologisch fundiert formulierend, [...] Latinismen gescheut. Seine Begriffe, etwa ‚Gemeinschaft‘ oder ‚Öffentliche Meinung‘, entnahm“ Tönnies denn auch „der deutschen Sprache. Dabei hätten seine Texte durchaus gelehrte Pointen enthalten, die aber niemals effekthascherisch wirkten. Selbst in kritischen Stellungnahmen, etwa zu tagespolitischen Problemen, sei der“ Sozialwissenschaftler Tönnies „darauf bedacht gewesen, persönliche Kränkungen zu vermeiden, obwohl seine Urteile deutlich, ja nicht selten scharf ausfielen.“ „Die schnelle [...] Entwicklung des (mit 26 Jahren habilitierten) ‚Bauernkinds‘“ Tönnies „und seine kreative intellektuelle Leistung als“ einer der „Begründer“ der Soziologie in Deutschland<sup>3</sup> hat Clausen so beschrieben: „Das Geheimnis des sozialen Lebens“ müsse – entgegen „den vielfältig einander verneinenden Kräften aller handelnden Menschen“ – als „eine ganz ausgefallene Überlebenschance“, nämlich als die „gegenseitige soziale Bejahung“, „willentlich“ ergriffen und wissenschaftlich verstanden werden (Clausen 2012: 6). Hier ist besonders auf das von Lars Clausen und Carsten Schlüter[-Knauer] 1991 herausgegebene Buch „Hundert Jahre ‚Gemeinschaft und Gesellschaft‘. Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion“ hinzuweisen. Clausen und seine Mitarbeiter:innen organisierten mehrere Tönnies-Symposien und er ‚schulterte‘ zusätzlich zu seinen Dienstaufgaben zuerst die große Last des federführenden Herausgebers der Tönnies-Gesamtausgabe (ihm folgten Alexander Deichsel und Dieter Haselbach nach).

## 2. Lars Clausens nicht immer ganz leicht zu verstehende *Anekdote aus dem Restauratorium*

„1961–62–63 – der Altweibersommer der deutschen Universität. Es war das Glück, aber man merkte es nicht so. Mit 250 Mark im Monat kam man rum. Als wissenschaftliche Hilfskraft lebte man leicht. Helmut Schelsky hatte nichts von jener Vorgesetzengabe, immer eine Beschäftigung zu wissen. Nach seinen Oberseminaren ging es noch in eine Altbierkneipe.

Die Gespräche rollten quer durchs Zeitgeschehen. Auch konnte man apolitisch sein, wie man wollte, Münster/Westfalen war so erzreaktionär, man blieb an der Tête. 1962 aber wankte zum Beispiel endlich Adenauer, mit ihm auch Globke, der Kommentator der Nürnberger Gesetze und immer noch Staatssekretär im Bundeskanzleramt. Um unseren Tisch, kräftig, nur eine Stimme: Diese nazibesudelten Ämterkleber – widerwärtig. Helmut Schelsky hörte zu.

3 [https://de.wikipedia.org/wiki/Lars\\_Clausen](https://de.wikipedia.org/wiki/Lars_Clausen) [15.04.2026]. An dieser Stelle den Wikipedia-Artikel zu ihm zu Wort kommen zu lassen, passt wiederum gut zu Lars Clausen, der selber ein fleißiger und origineller Wikipedia-Autor gewesen ist. Siehe dazu in diesem Heft den Beitrag von Sebastian Klauke.

Dann nahm er den lappigen Stummel zwischen die Finger und sagte ‚Wenn man mir je so käme – eines habe ich mir lange vorgenommen – ich träte auf der Stelle zurück.

Ich [so Clausen] erinnere noch meiner [sic] Schnellfolgerungen. Da war doch etwas. Denunziatorisches schloss ich aus, aber vom Lebensalter her kam ‚Ostfront‘ in Frage. Irgendein Brutal-,Einsatz‘, der ihm nachging?

Als später dann die Paderborner Maffia, um doch noch den Universitätsstandort Bielefeld zu kippen (für uns: ‚ausgerechnet dieser rechte Laden‘), Schelskys NS-Studentenführerschaft in Leipzig ausgrub, ach ja, also doch schon damals – da trat er als Gründungsbeauftragter, überhaupt von allen Bielefelder Gremien sofort zurück“ (Clausen 1995).

Dazu der Kommentar von Lars Clausen:

„Es geschah sehr zum Ärger der Paderborner, denn er [Schelsky] trennte sich damit von Bielefeld ab und rettete wer weiß sogar den Standort [...]. Alle ersuchten ihn, dann kehrte er in die Gremien zurück. Aber im Grunde hat sich dieser erfolgreichste deutsche Nachkriegssoziologe hochschulpolitisch nie mehr von diesem Schlag erholt. Aus dem Traum eines neuen Wilhelm von Humboldt, wenigstens eines neuen Carl Becker, wenigstens als des Ministers Paul Mikat Dioskur. Und er war doch so dicht daran gewesen. Irgendein selbstgezogenes Fazit der 50er/60er Jahre, das uns Helmut Schelsky damals, 1962, nach Grünkohl und Pinkel wissen ließ – hier liegt eine Causa des eigentümlichen Zwieschicks der Universität Bielefeld und ihres Schöpfers“ (ebd.).

### 3. Lars Clausen arbeitete als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie von 1993 bis 1994 und organisierte vor allem den 27. Kongress der DGS in Halle

Betrachtet man rückwirkend Clausens intensive Zeit als DGS-Vorsitzender, so verband er klassische Fachkonstruktionen mit neuen Organisationsprinzipien. Um ein wichtiges Beispiel zu nennen: Er entwarf eine Veränderung der Plenarveranstaltungen für den von ihm geleiteten Hallenser Kongress: Künftig sollten nur noch an den vier Vormittagen von Dienstag bis Freitag und jeweils parallel nur drei, insgesamt also maximal zwölf Plena erlaubt sein, wobei nicht mehr als fünf Vorträge zugelassen würden. Die Auswahl der Beiträge erfolgte nicht mehr ausschließlich durch den Vorstand, sondern durch jeweils eingesetzte Fachjurorinnen und -juroren auf der Grundlage eines *Call-for-Papers*-Verfahrens. Das konnte die spätere Veröffentlichung im Kongressband erleichtern und sollte eine stärkere Orientierung am wissenschaftlichen Wettbewerb sowie die Transparenz der Verfahren garantieren. Bereits in den ersten Monaten seiner Präsidentschaft setzte Lars Clausen auf diese Weise wichtige Akzente, etwa auch durch solche Einführung von Juryverfahren, um die wissenschaftliche Qualität noch besser zu gewährleisten. Durchaus verband er diese Neuorganisation auch mit einem Rückblick auf die historische Entwicklung des Faches, beginnend mit der Tagung des Ersten Soziologentags im Jahre 1909 im Berliner Grandhotel Esplanade. Zentrale Akteure waren damals: Rudolf Goldscheid, Georg Simmel, Ferdinand Tönnies und Max Weber. Sie waren die Protagonisten dieses im deutschsprachigen Raum damals noch kleinen Faches. Die bis dahin so genannten ‚Soziologentage‘, welche im Wesentlichen durch den Vorstand im Rahmen eines Honoratiorenkompromisses organisiert worden waren, benötigten mit der zunehmenden Größe des Faches jedoch bereits strukturelle Reformen wissenschaftlicher Selbstorganisation. Und die massive Expansion der Soziologie seit den 1970er Jahren führte erst

recht zu einer zunehmenden Überforderung traditioneller Organisationsformen. Und der sollten Clausens organisatorische Reformen im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts entgegenwirken.

Selbst wenn Lars Clausen manche Aufgabe auch delegierte – etwa im Fall der erst 1988 gegründeten Schader-Stiftung hielt er persönlich eine viel beachtete Eröffnungsrede, in der er die Stiftungsidee beeindruckend darstellte. Er überbrachte im Namen des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Soziologie nicht nur den nachhaltigsten Dank für diese kühne und hilfreiche Initiative, sondern hob im Namen des Vorstandes gerade die Besonderheit der Verbindung von Wissenschaft und Praxis hervor. Deshalb sei es auch notwendig, die wissenschaftliche Motivation zu stärken, um sich gerade dadurch brennenden Problemen zuwenden zu können. Und das hat die Schader-Stiftung tatsächlich auch erreicht. Lars Clausen war übrigens in keiner Weise nur ein Administrator, sondern zugleich Impulsgeber für eine reflexive und krisenbewusste Soziologie, die ihren Platz im öffentlichen Diskurs zu suchen habe. In den 1990er Jahren vollzog sich eine Übergangsphase in der deutschen Soziologie, in der Clausen sich für eine wissenschaftliche Öffnung des Faches etwa durch diese aktive Kongresspolitik einsetzen konnte. Wenngleich seine Amtszeit kurz war, blieb sie insofern konzeptionell bedeutsam.

#### 4. Transformation und noch mehr Wissenschaftspolitik, Wissenschaftsorganisation und institutionelle Langzeitwirkung – Lars Clausen als Wissenschaftsorganisator

Es war das Leitmotiv des 27. Kongresses der DGS mit dem Ziel langfristiger Transformationsperspektiven, die er durchsetzte. Dabei sollten vergleichende Analysen sowohl der BRD als auch der DDR und darüber hinaus auch osteuropäischer Länder systematisch einbezogen werden.

Parallel dazu reagierte die DGS unter seiner Leitung auf die strukturellen Folgen der deutschen Vereinigung durch die Einrichtung eines „Ausschusses für wissenschafts- und berufspolitische Fragen der Transformation“. Dabei beschäftigte er sich insbesondere mit der sich abzeichnenden Berufsnot von Soziologinnen und Soziologen in den neuen Bundesländern sowie im erweiterten Wissenschaftsraum Berlin. Auf Grundlage umfangreicher Feldanalysen entstand ein weit gestreutes Memorandum, das die strukturellen Risiken für wissenschaftliche Karrieren dokumentierte und als Grundlage wissenschaftspolitischer Maßnahmen dienen sollte.

Immer ging es für Lars Clausen neben allen zu erledigenden Aufgaben um tiefergehende Fragen wie jene: was Gesellschaft überhaupt möglich mache. Und weil nur Wenige sich damit befassten, interessierte er sich in besonderer Weise dafür, wie beispielsweise auch Gesellschaften zerfallen können. Wofür er von der prägenden historischen Erfahrung seiner Generation ausging: ‚Nichts sei dem Menschen sicher, Kultur als Bedingung des modernen Menschenseins vielmehr fragil‘ (vgl. etwa Clausen 2015: 271). Deshalb setzte Clausen sich stets auch mit Phänomenen wie der Destruktivität auseinander. Inhaltlich lagen ihm als Arbeitsschwerpunkte mehrere Teilbereiche der Allgemeinen Soziologie – darunter auch der Kultur-, Literatur-, Wirtschafts- und Arbeits-, sowie Katastrophensoziologie – besonders am

Herzen. Ebenfalls schlug er die Gründung einer Arbeitsgruppe zur Ideengeschichte vor, denn es sei „dringend an der Zeit, dass wir uns stärker mit der historischen Fundierung unserer Begriffe und Denkformen befassen“.

Überlieferte Korrespondenzen zeigen, dass Clausen seine institutionellen Aufgaben als integralen Bestandteil wissenschaftlicher Selbstorganisation verstand. Dies umfasste sowohl wissenschaftspolitische Interventionen als auch individuelle Kommunikation mit Mitgliedern und Interessierten. So versuchte er beispielsweise, Mitglieder zum Verbleib in der DGS zu bewegen oder institutionelle Konflikte zu moderieren.

Zuweilen brauchte Lars Clausen auch Zuspruch, um im organisatorischen Alltag nicht unterzugehen, weshalb er etwa einen großen Dank für jene Kolleginnen und Kollegen äußerte, die ihn besonders unterstützt hatten. So mag es ihm beispielsweise auch wohlgetan haben, dankbar von einem Verehrer lesen zu dürfen: „Es freut mich außerordentlich, dass Sie unser Präsident geworden sind, bei meiner Intoleranz im Hinblick auf das Fach und manche Vertreter, die ganz im Gegensatz zu Ihrer Weitsicht und Ihrem Großmut stehen, weiß ich mich nun endlich einmal als Soziologe würdig repräsentiert.“

Zeitgleich zeigen Briefe aus dem wissenschaftlichen Netzwerk – etwa aus Fakultäts- oder Sektionskontexten – die dichte Kommunikation innerhalb der deutschsprachigen Soziologie der frühen 1990er Jahre. Dabei ging es häufig um Fragen institutioneller Selbstdefinition, z. B. um die Rolle einzelner Fakultäten oder um die inhaltliche Ausrichtung von Kongressen im Transformationskontext der deutschen Vereinigung.

Die Initiativen standen zugleich im Zusammenhang mit einer breiteren wissenschaftspolitischen Neuorientierung von Lars Clausen, indem Fragen der Wissensgeschichte, der politischen Soziologie sowie der institutionellen Selbstbeobachtung des Faches enger miteinander verbunden werden sollten. Besonders die Verbindung von Ideengeschichte, Gesellschaftsanalyse und Gegenwartsdiagnose wurde als Voraussetzung für eine reflexive Soziologie verstanden.

## 5. Kulturtheorie, Musik und politisches Denken

Lars Clausen hat auf dem von ihm organisierten 27. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995 den Eröffnungsvortrag „Die Geburt des Politischen aus dem Geiste der Musik“ gehalten, der in dem von ihm herausgegebenen Verhandlungsband veröffentlicht wurde (Clausen 1996).

Dabei verwies er auf bedeutende Klassiker und deren Schlüsseltexte, etwa „Vom Geist der Gesetze“ Montesquieus (1748), „Die Protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ von Max Weber (1904/05) oder „Der Geist der Neuzeit“ von Ferdinand Tönnies (1935). Clausen will hier mit Nietzsche von „sehr basalen Erlebensqualitäten“ wie dem „*Rausch*“ „sprechen“, worüber Friedrich Nietzsche 1872 in „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ geschrieben hat, um dann den zweiten Schritt mit der „Geburt der Polis aus dem Geiste der ‚Tragödie‘“ hinzuzufügen (Clausen 1996: 33). Dabei wurde auch die Frage relevant: warum Musik und Gewalt so fern einander nicht seien.

Clausen zitierte hierfür auch Schopenhauer: „Die Musik ist [...], wenn als Ausdruck der Welt angesehen, eine im höchsten Grad allgemeine Sprache, die sich sogar zur Allgemeinheit

der Begriffe ungefähr verhält wie diese zu den einzelnen Dingen“ (Schopenhauer 1988 [1859], III. § 52: 346; Clausen 1996: 40). „Wie inhaltsreich und bedeutend ihre Sprache sei, bezeugten sogar die Repetitionszeichen, nebst dem *Da capo*, als welche bei Werken in der Wortsprache unerträglich wären, bei jener hingegen sehr zweckmäßig und wohlthuend sind; denn um es ganz zu fassen, muß man es zwei Mal hören“ (Schopenhauer: 349; Clausen 1996: 41; vgl. Nietzsche 1987 [1872]: 122 f.).

Und Clausen gibt uns auf den Weg:

„Wann? Und wo? Ab wann könnten prägende Erfahrungshorizonte ganzer Generationen – scheinbar plötzlich – gar kein soziales Vertrauen mehr einflößen, die Erziehenden entmutigen und den nachfolgenden Kohorten so gut wie unreal erscheinen? Und wo wurden oder werden ganze Gesellschaften politisch enthauptet, wirtschaftlich umgestürzt, beruflich entqualifiziert, kulturell abgemustert? Es ist an Umbrüche zu denken, wie sie die meist erbötigen Kader für ‚neue Politik‘, für ‚neue Kirchen‘, für ‚neue Therapien‘ zwar gerne anlocken, die dann aber mit-umbrechen und mitzerbrechen könnten. An Umbrüche in der Tiefe der Mentalitäten ist zu denken, wo Gesellschaften sich auf einmal vermöge der Musik verständigen. / Hört die Signale. Das kann garstig interessant werden“ (Clausen 1996: 45).

In dieser Verbindung von Kulturtheorie, Ideengeschichte und Gesellschaftsanalyse zeigt sich zugleich Clausens Versuch, klassische soziologische Theorietraditionen mit einer Analyse moderner Krisen- und Transformationsprozesse zu verbinden. Kultur erscheint hier nicht als bloßer Überbau, sondern als Medium gesellschaftlicher Selbstverständigung in Krisensituationen.

## 6. Lars Clausen als Hochschullehrer, Erinnerungen und soziologische Theorie

Es war dies stets ein Auftritt in freier Rede. So hielt Lars Clausen es auch in seiner letzten Pflichtvorlesung im Jahr 2000, einer Einführung in die Theorien der Soziologie, die Jan-Frederik Bandel und Klaus R. Schroeter unter Mitwirkung von Bettina Clausen 2015 posthum herausgegeben haben. „Eine waghalsige Vorlesung“ nannte Clausen diese Selbsteröffnungen (Clausen 2015: 11), etwa mit etlichen lebensgeschichtlichen Erinnerungen an seine frühen Erlebnisse, die auch sein soziologisches Denken beeinflusst hätten. So erinnerte er sich folgendermaßen: „Ich wurde also im Winter 1946/47 ein entschiedener Antinazi. Ich war zwar erst elf, zwölf, aber es hat gereicht. Ich habe mich dann in diese Sache hineingedacht, soviel zur soziologischen Erklärung“ (ebd.: 38). Dass er als Kind mit dem 1947 verstorbenen Wolfgang Borchert „Verlorener-Kriegs-Dichter“ gespielt hatte, erwähnte Clausen, um darauf aufmerksam zu machen, wie „radikale Widersprüche“ in seine Erfahrungen eingesickert seien und Reflexion hervorriefen. Mit Rückblick auf seine – nicht nur – humanistische Bildung sprach er von „Proto-Soziologie“, also einer „Soziologie vor der Soziologie, die bis zu Thukydides, Homer und Moses zurückreiche“ (ebd.: 80).

## 7. Korrespondenz des Vorsitzenden mit jungen Studierenden

Trotz aller Hilfsbereitschaft war Lars Clausen nicht ohne Distanz bei der Beantwortung von Briefen an Studierende (auch solche in spe). Das spiegelt eine spezifische Beratungsethik wider, in der individuelle Orientierungen gestärkt werden sollten, ohne allerdings institutionelle Anregungen zu weit zu treiben, weil eine individuelle Betreuung verständlicherweise nicht in Frage kommen konnte.

Dazu einige Beispiele aus Briefen, die im Sozialwissenschaftlichen Archiv Konstanz überliefert sind:

N.N. „Sehr geehrte Frau ...! Es erfreut, daß Sie als Studierende schon ein so großes Interesse an der Deutschen Gesellschaft für Soziologie nehmen“.

N.N. „Sehr geehrte Frau Kommilitonin! Ich finde es sehr in Ordnung, ich war auch einmal Betriebswirt, wenn ein Examenssemester jede Möglichkeit wahrnimmt, an gutes Material für seine Diplom-Arbeit heranzukommen. Sie werden aber verstehen, daß der Vorsitzende oder der Vorstand einer wissenschaftlichen Gesellschaft Ihnen bei einer solchen Arbeit nichts abnehmen kann. Ratsam wäre es immerhin, einfach das soziologische Institut Ihrer Hochschule aufzusuchen und dort bei den Assistenten herumzufragen, wer von den dortigen Soziologen zu dieser Problematik Bescheid wisse. Es ist sehr zu vermuten, daß man Ihnen dort hilfreiche Hinweise geben kann. Mit freundlichem Gruß Ihr Professor Dr. Lars Clausen.“

N.N. „Sehr geehrter Herr! ... Ihr sorgfältiger und vertrauensvoller Brief bereitet mir einige Skrupel bei der Antwort. Einerseits kann der Präsident einer wissenschaftlichen Gesellschaft schlecht einen interessierten Adepten unserer Disziplin richtig beraten, weil eine Aufnahme solcher Aufgaben seine Arbeit ver Hundertfachen würde. Andererseits haben Sie das Recht darauf, einen Hinweis zu bekommen. So empfehle ich Ihnen einmal, sich z. B. ein Buch wie das von Norbert Elias „Was ist Soziologie?“ zu besorgen. Wenn Ihnen das Fach nach dessen Lektüre gefällt, dann können Sie hoffen, dass Ihr Interesse Sie richtig führt. Vieles ergibt sich durch Gespräche. Mein soziologischer Kollege in Rostock in der August-Bebel-Straße 28, Institut für Soziologie, ist Herr Professor Dr. Peter Voigt. Sein Institut würde ich gelegentlich besuchen und mich dort mit Leuten unterhalten. Sodann: Ich erlaube mir, zu veranlassen, daß Sie das Vorprogramm zum 27. Kongreß der DGS in Halle im April 1995 zugesandt bekommen. Das ist immer ein spannendes Ereignis. Mit freundlichem Gruß und guten Wünschen für Ihre Tätigkeit und für Ihre kommenden Interessen.“

## 8. Persönliche Erinnerungen

Auch hatte ich selber einen Grund, um Lars Clausen dankbar zu sein. Längst nicht mehr Präsident, wandte er sich bei einer Veranstaltung in Köln mir zu und sagte, wie selbstverständlich, obwohl ich erst kürzlich als Gründungsprofessor für die Soziologie in Dresden wirkte, dass ich dort den 27. Kongress der DGS organisieren solle. Zwei Kollegen traten hinzu und meinten, das müsste doch noch umfassender diskutiert werden – aber Lars Clausen blieb dabei, künftig allerdings behauptend, ich hätte das Ganze ins Rollen gebracht.

Auch erinnere ich mich an eine andere Begegnung mit Lars Clausen, der mir schrieb:

„Herr Rehberg als Sprecher der ‚Sektion Kultursoziologie‘ hat mich gebeten, ihn bei der nächsten Jahrestagung (26.–27.1993) in Kassel zu vertreten: ‚Ich [so Lars Clausen, der übrigens auch Vorsitzender derselben Sektion gewesen war] komme gern, wenn ich darf, werde mich anständig benehmen und schicke Ihnen vorsorglich das ausgefüllte Anmeldeformular zu. Ich brauche als ‚Kasseler‘ (kennen Sie den Unterschied zum ‚Kasselaner‘ sowie dem ‚Kasseläner?‘) natürlich keine Übernachtung der Nobelherberge, gebe mich also mit meinem eigenen Schuppen zufrieden, der sich ja nur einen Steinwurf vom Tagungsort befindet, wäre aber für etwas Brot und Wein am Abend des 26. 11. 1993 sehr dankbar, da ich an diesem Tag dann ja wohl keine Zeit zum eigenen Einkochten finden dürfte. Vor zwei Jahren haben wir es übrigens ähnlich gehalten, die Hotelleitung ist in diesem Punkt großzügig und verlangt für

dieses Abendessen wohl keinen Aufpreis zusätzlich zu dem Gesamtarrangement, das sich ja offensichtlich bewährt hat und zur Wiederholung motivierte.

Anbei schicke ich Ihnen ferner die Kopie die ich an Herrn Lepsius geschickt hatte. Vielleicht können Sie daraus ja noch die eine oder andere Anregung für die Gestaltung des nächsten Soziologentages – Pardon: des nächsten ‚Soziologiekongresses‘ – in Halle entnehmen. Ich finde nämlich, daß die kulturelle Dimension des gesamtdeutschen Einigungsprozesses von der derzeitigen sozialwissenschaftlichen Begleitforschung des deutsch-deutschen Transformationsprozesses doch etwas allzu stark in den Hintergrund getreten ist (von der historischen Tiefendimension dieses Prozesses einmal ganz zu schweigen!). Für heute bleibe ich ...”

Als ich von der schweren Erkrankung dieses so dynamischen und vielschichtig agierenden Lars Clausen gehört hatte, wurde mir ermöglicht, ihn im Krankenhaus anzurufen, was ich auch tat, um ihm zu sagen, dass er unbedingt an der von mir eröffneten und von Joachim Fischer und Stephan Moebius erweiterten Interviewserie über Soziologinnen und Soziologen in den deutschsprachigen Ländern teilnehmen müsse.

Überzeugt von seiner Genesung (in dieser Phase im Krankenhaus ermutigt und dort durchaus vielfältig arbeitend) sagte er mir zu, dass er dies unbedingt tun wolle – aber wir haben alle erleben müssen, dass diese Hoffnung sich nicht erfüllen konnte.

## Literatur- und Quellenverzeichnis

- Clausen, Lars (1995): Anekdote aus dem Restauratorium. In: Kaufmann, Franz-Xaver/Korff, Rüdiger (Hrsg.): *Soziologie in Bielefeld. Ein Rückblick nach 25 Jahren*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, S. 60.
- Clausen, Lars (1996): Die Geburt des Politischen aus dem Geiste der Musik. In: Clausen, Lars (Hrsg.): *Gesellschaften im Umbruch: Verhandlungen des 27. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995*. Frankfurt am Main: Campus, S. 33–46.
- Clausen, Lars (2012): Ferdinand Tönnies (1855–1936). In: *Tönnies-Forum* 12, 2, S. 33–74.
- Clausen, Lars (2015): *Meine Einführung in die Soziologie. 15 Vorlesungen in freier Rede*. Hrsg. v. Jan-Frederik Bandel und Klaus R. Schroeter unter Mitwirkung von Bettina Clausen. Frankfurt a.M./Basel: Stroemfeld.
- Clausen, Lars (2021): *Kieler Hausgeist. Eine Vorlesung*. <https://www.soziopolis.de/kieler-hausgeist.html> [13.04.2026].
- Clausen, Lars/Schlüter[-Knauer], Carsten (1991) (Hrsg.): *Hundert Jahre „Gemeinschaft und Gesellschaft“*. Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion. Opladen: Leske + Budrich.
- Montesquieu, Charles de Secondat (1748): *De l’esprit des loix*. 2 Bde. Genève: Barrillot & Fils.
- Nietzsche, Friedrich (1987 [1872]): *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp [zuerst 1872: Leipzig: E. W. Fritsch].
- Schopenhauer, Arthur (1988 [1859]): *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Bd. 1. Zürich: Haffmanns.
- Tönnies, Ferdinand (1935): *Der Geist der Neuzeit*. Leipzig: F. Meiner.
- Weber, Max (1904 und 1905): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 20, S. 1–54 und 21, S. 1–110.

## Archivquellen

Archiv der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Bestand B320: Vorgänge und Materialien zu DGS- bzw. soziologischen Kontexten.

Archiv der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Bestand Lars Clausen.

Archiv der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Essen: Memorandum des Ausschusses für wissenschafts- und berufspolitische Fragen der Transformation. Unveröffentlichtes Manuskript, Juni 1994.

DE-SAK-B1-3661. Korrespondenz und Materialien zur Planung des Weltkongresses der Soziologie in Bielefeld (1990–1994).

DE-SAK-B1-3663. Planungsunterlagen, Korrespondenz und Plenarvorschläge zum 27. Kongress der DGS in Halle (1993–1995).

DE-SAK-B1-3687. Korrespondenz und Unterlagen des Vorsitzenden Lars Clausen in Kiel (A–H) (1993–1994).

DE-SAK-B1-3694. Korrespondenz und Unterlagen des Vorsitzenden Lars Clausen in Kiel (I–S) (1993–1994).

DE-SAK-B1-3705. Planungsunterlagen und Korrespondenz zum 27. Kongress der DGS in Halle (1993–1994).

DE-SAK-B1-3720. Unterlagen und Korrespondenz zu diversen Sektionen der DGS (1993–1994).

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Karl Mannheims Krisendiagnosen der Weimarer Republik. Mit einem Exkurs zum frühen Heidegger und Mannheims „Kehre“ vom Neukantianismus zu Dilthey<sup>1</sup>

Stephan Moebius<sup>2</sup>

**Zusammenfassung:** Der Beitrag rekonstruiert Karl Mannheims Krisendiagnosen der Weimarer Republik im chronologischen Verlauf und zeigt, wie sich seine kultursoziologischen und wissenssoziologischen Arbeiten jeweils an konkreten Krisenerfahrungen entfalten. Analytisch werden drei miteinander verflochtene Diagnosekomplexe herausgearbeitet: Kulturkrise, epistemische Krise und politisch-soziale Krise. Ein Schwerpunkt liegt auf dem Nachweis einer theoretischen „Kehre“ um 1920: Ein Exkurs plausibilisiert, dass Mannheims Besuch von Lehrveranstaltungen bei dem frühen Heidegger in Freiburg seine Abwendung vom Neukantianismus bewirkte und die Rezeption Diltheys (Weltanschauungsanalyse, Betonung des Erlebnis- und Lebenszusammenhangs) entscheidend vermittelte. Vor diesem Hintergrund werden Mannheims Programm soziologisch-genetischer Sinndeutung, seine dokumentarische Methode sowie sein Synthese- bzw. später Multipolaritätsdenken als Antworten auf die Krisen der Epoche interpretiert; abschließend skizziert der Beitrag Verschiebungen im englischen Exil.

**Abstract:** This article presents Karl Mannheim’s analysis of the crises in the Weimar Republic in chronological order, demonstrating how his work in cultural sociology and the sociology of knowledge evolved in response to his experiences of these crises. Three inter-related diagnostic categories are identified: cultural crisis, epistemic crisis, and political-social crisis. The article centers on a theoretical “turning point” around 1920, plausibly arguing that Mannheim’s attendance of Heidegger’s early Freiburg courses caused him to turn away from Neo-Kantianism and decisively shaped his reception of Dilthey (worldview analysis and an emphasis on the nexus of lived experience and life-contexts). Against this background, Mannheim’s program of sociological-genetic interpretation of meaning, his documentary method, and his idea of synthesis – later reformulated as “multipolar” thinking – are interpreted as responses to the crises of the era. The article concludes by outlining shifts during his exile in England.

- 1 Der Text ist die ausgearbeitete Version eines Vortrages, den ich am 17. Februar 2026 bei dem *Groupe de Recherche sur la Culture de Weimar* im Maison de la Recherche der Universität Sorbonne in Paris hielt. Ich danke der *Forschungsgruppe Weimar* sehr herzlich für den anregenden Austausch. Ebenso danke ich Oliver Neun und Klaus Lichtblau für Hinweise zum Text sowie der Forschungsgruppe 1 (Theorie und Geschichte der Soziologie) am Institut für Soziologie der Universität Graz für die Diskussion einer Erstversion. Mein Dank gilt auch dem *Deutschen Literaturarchiv Marbach* für die Bereitstellung des Fotos „Husserls Freiburger Seminar 1920“ von Karl Löwith.
- 2 Stephan Moebius ist Universitätsprofessor für Soziologische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Graz und wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW).

**Schlachworte:** Karl Mannheim – Weimarer Republik – Wissenssoziologie – Krisendiagnosen – Heidegger-Dilthey-Rezeption

Karl Mannheim formulierte unterschiedliche Krisendiagnosen der Weimarer Republik. Im folgenden Beitrag werden ihre zentralen Annahmen und Argumente sowie ihre wissenssoziologische Pointe im chronologischen Verlauf herausgearbeitet. Identifiziert werden dabei variierende Krisendiagnosen innerhalb seines Werks, seine Lösungsvorschläge und – anhand von Autoren wie Alfred Weber und Max Scheler – ihre Einordnung im Horizont ausgewählter zeitgenössischer soziologischer Krisendiagnosen. Zuvor noch in knapper Form etwas zum Begriff der „Krise“: „Krise“ war bereits unter den Zeitgenossen der Weimarer Republik ein gängiges Deutungsmuster, das auf alle gesellschaftlichen Bereiche wie Ökonomie, Politik, Soziales oder Kultur Anwendung fand. Bereits damals bezeichnete „Krise“ nicht nur pessimistisch das Alte, das durch eine Krise Vergangene oder Zerstörte, sondern eröffnete auch optimistische Zukunftsperspektiven und Visionen gesellschaftlicher Erneuerung.<sup>3</sup> Das galt auch für Karl Mannheim. Nur dass dieser gleichzeitig soziologisch mitreflektierte, dass Krisendiagnosen und Zukunftsentwürfe je nach Weltanschauung, politischer Einstellung, sozialer Herkunft und intellektueller Tradition, also je nach Habitus der Soziolog:innen, unterschiedlich ausfallen. Wir haben es deshalb – gemäß der unterschiedlichen Weltanschauungen – auch nicht mit *einer* Krisendiagnose und *einer* Soziologie, sondern mit *vielen* Krisen und *vielen* Soziologien in der Weimarer Republik zu tun (vgl. Moebius 2025a).

Krisen der Weimarer Republik waren etwa die Hyperinflation 1923, die Arbeitslosigkeit, die Krise der Demokratie, die Krise des Staates, die „Panik“ (Geiger) im expandierenden Mittelstand, die Individualisierungs- und Desintegrationstendenzen, die Ängste vor der Massengesellschaft, das Relativismusproblem, die „Krisis des Historismus“ (Troeltsch) sowie eine allgemein ausgemachte Sinn- und Kulturkrise<sup>4</sup>.

Einige dieser Krisen waren Ausdruck oder Auslöser von Strukturproblemen moderner Vergesellschaftung, die bis heute nachwirken; man denke zum Beispiel an die Krisen des Kapitalismus, das Verhältnis zwischen Kapitalismus und Demokratie, der Krieg, die Geschlechterfrage, der Umgang mit Autoritarismus und antidemokratischen Strömungen, die Herausforderungen an soziale Kohäsion angesichts von Individualisierung, der Sinnverlust durch Relativismus, die Rolle neuer Medien oder die gegenwärtig unter dem Stichwort „Posthumanismus“ verhandelten Fragen nach dem „neuen Menschen“.

In der Weimarer Zeit spitzten sich Krisenphänomene und Strukturprobleme moderner kapitalistischer Gesellschaften zu.<sup>5</sup> Es entstanden dabei gesellschaftliche Konstellationen, an denen sich die Soziologie als neue wissenschaftliche Disziplin erprobte, professionalisierte

3 Grundlegend zu Krisen und Krisendiskursen in der Weimarer Republik: Föllmer/Graf (2005) und Graf (2007, 2008).

4 Zum historischen Kontext und diesen Krisen siehe Raphael (2026), zur sozialhistorischen und soziologiegeschichtlichen Kontextualisierung Moebius (2025a). Vgl. zur Kulturkrise und Soziologie die einschlägige Studie von Lichtblau (1996), der die Genealogie der deutschen Kultursoziologie seit Nietzsches Kulturkritik anhand von Simmel, Weber, Scheler und Mannheim rekonstruiert.

5 Zum Kapitalismus schrieb Mannheim später kritisch und an Georg Lukács' Verdinglichungstheorem erinnernd, dass „unter dem Kapitalismus [...] leicht alles und jedes als Ware betrachtet wird [...]. Dabei entwickeln sich [...] Phänomene der Selbstentfremdung und Entmenschlichung und es entsteht ein Menschentyp, für den ein Baum nicht ein Baum, sondern ein Nutzholz ist.“ (Mannheim 1935: 21 f.).

und institutionalisierte. Exemplarisch lässt sich das an der soziologischen Entwicklung Karl Mannheims zeigen.<sup>6</sup>

Im Folgenden werden drei eng miteinander verflochtene Krisendiagnosen Mannheims herausgearbeitet und analytisch getrennt.<sup>7</sup> Zugleich bündeln sich seine Lösungsvorschläge im Leitthema einer von ihm so genannten „dynamischen Synthese“: 1. die Diagnose einer Kulturkrise, 2. einer epistemischen Krise und 3. einer politisch-sozialen Krise. Entlang dieser Krisendiagnosen wird Mannheims Werk rekonstruiert; leitend ist dabei die These, dass seine Schriften, ihre theoretischen Verschiebungen und die jeweiligen Krisenbearbeitungen unmittelbar zusammenhängen. Einen besonderen Stellenwert erhält dabei, so meine These, eine theoretische Verschiebung um 1920, die ich in einem Exkurs skizziere: Mannheims Denken und somit auch seine Antwort auf die epistemische Krise bzw. Krise des Historismus erfuhren eine zentrale „Kehre“ vom Neukantianismus zur Lebensphilosophie und Weltanschauungsanalyse Diltheys, nachdem er 1920 Lehrveranstaltungen bei Martin Heidegger in Freiburg besucht hatte. Am Ende folgt ein kurzer Ausblick auf Mannheims Werk im englischen Exil nach 1933.

## 1. Kulturkrise

Mannheims frühe Krisendiagnostik entsteht im Kontext jener Kulturkrise, die bereits im Kaiserreich diskutiert worden war und nach 1918 erneut virulent wurde; ein intellektuelles Klima, das für die deutsche Soziologie insgesamt konstitutiv war.<sup>8</sup> Um 1900 formierte sich die Kulturkritik zu einem heterogenen Diskurs, in dem biologistisch-darwinistische, lebensphilosophische, nationalistische, ästhetische und andere, teils widersprüchliche Strömungen aufeinandertrafen. Dieser kulturkritische Diskurs reichte von lebensreformerischen Bestrebungen bis hin zur Soziologie und spannte sich von pessimistisch-tragischen Zeitdiagnosen bis zu hoffnungsvollen Zukunftsentwürfen.<sup>9</sup> Mannheim selbst schildert diese Stimmung, wie sie auch nach dem Ersten Weltkrieg noch vorherrschte, in seinen Heidelberger Briefen: „Überall gibt es das Warten auf Propheten, die Luft ist voll von kleinen und großen Propheten. Der eine schwört auf Steiner, andere auf Spengler. Es gibt Blüher, Keyserling, Zentren, die ganze Kulturen reformieren, es gibt die Apostel Wynekens und Georges. Eine unerhörte – geistige, aber nicht seelische – Bereitschaft der Menschen für irgendeine Erlösung ist vorhanden, eine gewisse Leere, ein Mangelgefühl, das es nicht gelingt auszufüllen.“ (Mannheim 1921/1922/1985: 81).

Die vornehmlich vom politisch machtlos gewordenen Bildungsbürgertum forcierte Kulturkritik führte zu einer Art Kulturalisierung des Sozialen, in der jegliche gesellschaftlichen Prozesse und Probleme auf Kulturprobleme zurückgeführt wurden. Selbst die „soziale

6 Zu den Krisendiagnosen und Reaktionen anderer Soziologinnen und Soziologen der Weimarer Republik siehe Moebius (2025d), allgemein zur Soziologie der Zwischenkriegszeit und zur Soziologie in Deutschland: Moebius (2021a, 2021b, 2025a).

7 „Analytisch getrennt“, um sie systematischer und damit verständlicher darzustellen; dies bedeutet jedoch zugleich, dass sich die Krisendiagnosen historisch wie sachlich vielfach überlappen. Entsprechend lassen sich auch Mannheims Bearbeitungs- und Lösungsvorschläge nicht strikt einer einzelnen Krise zuordnen, sondern greifen ineinander.

8 Siehe dazu Lichtblau (1996) sowie Moebius (2025b).

9 Zu der – im Vergleich zur Kulturkritik um 1800 – „geistesaristokratischen Verengung der Kulturkritik um 1900“ siehe Bollenbeck (2005: 21).

Frage“ wurde *kulturalisiert*: Jenseits sozialistischer Diskurse galt sie um 1900 weniger als ökonomisches, denn als „Kulturproblem ersten Ranges“ (Achelis 1899: 142). Ein besonderes Problem sahen die frühen soziologischen Klassiker in der Nivellierung durch die so genannte Massenkultur und in der Auflösung überlieferter Weltbilder und Kulturwerte. Funktionale Ausdifferenzierung, also die zunehmende Autonomie gesellschaftlicher Teilsysteme (Ökonomie, Politik, Kunst) sowie die Erosion eines einheitlichen Weltbezugs zugunsten divergierender Weltanschauungen und individueller Kulturen verstärkten die Wahrnehmung soziokultureller Desintegration und der Inkommensurabilität „eigengesetzlicher Weltganzheiten“ (Simmel 1918/1999: 243). Die empfundene Sinnleere löste Sehnsüchte nach neuer Identität, Synthese, überhistorischen „Endzwecken“ und durch Tradition, Religion oder Wissenschaft fundierten Weltanschauungen aus. Mit Beginn des Ersten Weltkrieges wandelten sich die bislang eher kulturpessimistischen Stimmungen des Bildungsbürgertums. Viele Gelehrte, darunter Simmel und Weber, begrüßten den Krieg als Erlösung aus Kulturkrise, Werterelativismus, Desintegration und anomischer Fragmentierungen. Nur wenige, wie etwa der Soziologe und Ökonom Emil Lederer (1915/2014), in Heidelberg Lehrer und später Gutachter Mannheims, legten eine nüchterne soziologische Analyse des Krieges vor.<sup>10</sup>

Zugleich eröffnete der Verlust eines übergeordneten Orientierungspunkts – so Helmuth Plessner damals – den Blickwinkel, einen „früher nicht geahnten Reichtum der Perspektiven“ (Plessner 1935/2003: 95). Ein genauer Analytiker dieser Kulturprozesse, der Entwicklungen moderner Vergesellschaftung und ihrer Ambivalenzen war Georg Simmel. Bereits in den 1890er Jahren arbeitete er in moralwissenschaftlichen Abhandlungen die Unbegründbarkeit letzter Werte sowie den perspektivischen Charakter selbst „fundamentalster“ „Elemente unseres Weltbildes“ heraus (Simmel 1893/1991: 22). Damit begründete er (s)einen „Relativismus der Wertungen“ – er bezeichnete sich selbst als Relativist (Köhnke 1996: 473–489) – und, wie später Mannheim, seinen soziologischen Relationismus.

Ich rücke Simmel nicht nur bewusst in den Mittelpunkt dieser knappen Beschreibung der damaligen Kulturkritik, weil Mannheim kurz bei ihm studiert hat, sondern auch, weil Simmels Denken den zentralen Hintergrund von Mannheims erster Krisendiagnose bildet. Wie er zu dieser Position kam, zur Rolle Georg Lukács' und des intellektuellen Budapester Sonntagskreises, auch zu Mannheims früher Beschäftigung mit Meister Eckhart und der Mystik sowie der hier schon beginnenden Suche nach Einheit der Perspektiven etc. – das kann hier nur angedeutet werden.<sup>11</sup>

Mannheims Diagnose einer Krise der Kultur war Thema seines Vortrags *Die Seele und die Kultur*, den er 1918 an der 1917 gegründeten „Freien Schule für Geisteswissenschaften“, einem Projekt des Budapester Sonntagskreises, hielt. Der Titel knüpft an Simmel und an *Die Seele und die Formen* (1911) von Georg Lukács an, der ebenfalls bei Simmel studiert hatte.<sup>12</sup>

10 Siehe zum Themenkomplex Krieg und Sozialwissenschaften umfassend Joas/Knöbl (2008). Max Webers, Schelers und auch Tönnies' anfängliche Kriegsbegeisterungen schwächten sich im Laufe des Krieges jedoch deutlich ab (Joas/Knöbl 2008: 194 f.).

11 Siehe dazu grundlegend Laube (2004: 304 ff.) sowie Kettler (1967). Mannheim hatte 1917 in der Zeitschrift *Huszadik Század*, dem Vereinsorgan der 1901 gegründeten ungarischen *Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft*, deren Chefredakteur Mannheims Freund und „Mentor“ Oskár Jászi (1875–1957) von 1912–1919 war (Müller 2020: 539 ff.), auch Simmels Buch *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze* (1917) besprochen (in diesem Simmelband ist auch Simmels Rede *Die Krisis der Kultur* (1916/1999) enthalten, auf die sich Mannheim bezieht).

12 Lukács hatte Simmels kultur- und lebensphilosophisches Theorem der dialektischen Spannung zwischen Leben und Form aufgegriffen und 1923 in seine Kulturkritik der Verdinglichung in *Geschichte und Klassenbewußtsein* (1923) überführt.

Simmel geht in Anlehnung an Nietzsche und Bergson davon aus, dass sich Leben nur in Gestalten und Formen ausdrückt, nie unmittelbar; Formen, die es zugleich immer wieder vitalistisch überschreitet. Simmel hat diese Dialektik zwischen Leben und Form auf die zeitgenössische Kultur übertragen, wobei er zur Diagnose einer „Tragödie der Kultur“ bzw. „Krisis der Kultur“ gelangte (Simmel 1911/1987; 1916/1999): Die von dem schöpferischen Kulturwesen des Menschen hervorgebrachte „objektive Kultur“ (Wissenschaft, Technik, Kunst, Religion etc.) wächst derart an und verselbständigt sich, dass die Subjekte, die diese Kultur geschaffen haben – weil sie anthropologisch als Kulturwesen gar nicht anders können – sie immer weniger subjektiv aneignen und zur eigenen Kultivierung als Mittel der individuellen Selbstverwirklichung nutzen können. Das führt zu kultureller Entfremdung.

Mannheim hatte sowohl Nietzsche, Bergson, bei dem er ebenfalls kurz studiert hatte, als auch Simmel in jungen Jahren gründlich gelesen. Er greift Simmels Diagnose teils wortwörtlich auf.<sup>13</sup> Gleich zu Beginn von *Seele und Kultur* betont er, die „größte Gefahr der gegenwärtigen Kultur“ bestehe darin, „daß sie über uns hinauswächst und unser Verhältnis zu ihr immer prekärer werden läßt.“ (Mannheim 1918/1964: 66). Der Abstand zwischen Subjekt und „objektiver Kultur“ sei „ungemein groß geworden“ (ebd.: 67). Wenn das Subjekt nur über objektivierte Kultur in ein Verhältnis zu sich selbst und anderen gelangt, dann, so Mannheims Diagnose, sei es seelisch heimatlos – sein damaliger Freund und Mentor Georg Lukács sprach von „transzendentaler Obdachlosigkeit“ – weil die kulturellen Werke eine Eigengesetzlichkeit erlangen und so dem Menschen zu einer „entfremdeten Wirklichkeit“ werden (ebd.: 74); zumal dann, wenn „den aufeinanderfolgenden Generationen allmählich die enge seelische Verflechtung des Werkes mit seinem zwangsläufig schaffenden Urheber“ entgeht, wie Mannheim ausführte (ebd.: 73). Die Kultur gleiche „dem Golem [...], der eine unabhängige Existenz erwirbt und sein eigenes Leben führt.“ (ebd.: 74). „Wie man sieht, vollzieht sich auf jedem Kulturgebiet ein Entfremdungsprozeß [...]. Da wird es klar, daß die alten Formen fremd geworden sind und ihre Gegenwärtigkeit verloren haben. Wir leben in einem solchen geschichtsphilosophischen Zeitalter [...].“ (ebd.: 75).

Mannheim beließ es jedoch nicht bei der Diagnose kultureller Entfremdung und dieser „unaufhaltsamen Krise“, wie es in seiner zeitgleichen Besprechung von Simmels „Krisis der Kultur“ 1917 hieß (Mannheim 1917/1995: 78). Vielmehr sah er darin auch Chancen einer Öffnung des Blickwinkels, der Perspektivierung und kulturellen Erneuerung. Die Entfremdung und objektivierende Distanz zur Kultur ermöglichen eine „Beobachtung zweiter Ordnung“ (Laube 2004: 331), eine neue „Objekteinstellung“, die die Pluralität der unterschiedlichen Stile erst klar wahrnehmbar macht. Diese kulturelnerneuernde Fähigkeit schreibt Mannheim in dem Vortrag insbesondere seiner Generation zu. Sie befinde sich an einem historisch bedeutsamen Augenblick. „Es ist meine Überzeugung“, so Mannheim, „daß nur eine in ihrem Lebensgefühl verwandte Generation in der Lage ist, die objektivierte Kultur in einem einheitlichen Querschnitt darzustellen“ (Mannheim 1918/1964: 67). Ziel ist, Pluralität einer Synthese zuzuführen, in der diese nicht getilgt, sondern im Sinne eines Bewahrens „aufgehoben“ wird, ohne dass es zu einer Schließung kommt. Stattdessen zielt die Synthese auf eine offene, bewegliche Vermittlung und Relationierung, in der Pluralität als Strukturmoment mitgeführt wird.

13 Er verwendet zum Beispiel den bei Simmel auf Moritz Lazarus zurückgehenden Begriff der „objektiven Kultur“; vgl. zu Lazarus und Simmel Köhnke (1996). Die „intensive Lektüre“ Nietzsches zeigen etwa seine Arbeitshefte aus dem Jahr 1912 (siehe dazu Laube 2007: 277).

Wie gelangt man zu dieser synthetischen Perspektive? „Daß wir das Gefüge der Kulturobjektivationen klar zu sehen glauben“, so Mannheim, „hängt, wie gesagt, mit unserer historischen Lage zusammen“ (Mannheim 1918/1964: 83). Die „wertvollsten Leistungen der gegenwärtigen Generation auf diesem Gebiet“ lägen daher „im Bereich der akut gewordenen Objekteinstellung“; an der Freien Schule habe man die „Strukturanalyse einzelner Kulturabschnitte“ und deren Gesetzmäßigkeiten in Angriff genommen (ebd.: 77) – Mannheim selbst promoviert 1918 über „Strukturanalysen der Erkenntnistheorie“ und reflektiert später die Rolle von Generationen. Sichtbar geworden sei ein Pluralismus der Wirklichkeiten, die in „verschiedenen und vielverzweigten Formen“ erscheinen. Dies habe zu einem „methodologischen Pluralismus“ und zu unterschiedlichen Spezialforschungen kultureller Objektivationen geführt. Neben Logik, Ästhetik, Volkskunst oder Ideengeschichte nennt Mannheim Forschungsfelder, die er später selbst systematisch verfolgt: Strukturen des Denkens (ebd.: 82 f.) und die Frage, ob Kulturobjektivationen, wie z.B. Kunstformen, mit Gesellschaftslagerungen, etwa Klassen, verbunden sind. Lukács mit seiner *Geschichte des Dramas*, aber auch Ervin Szabó, damals einer der führenden unorthodoxen Marxisten in Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg, gelten ihm dafür als beispielhafte Vorläufer (ebd.: 81).<sup>14</sup> Die Frage nach der Beziehung zwischen Ideen und sozio-historischem Kontext war also bereits im Sonntags-Kreis virulent. Aber zu diesem Zeitpunkt fehlten Mannheim noch die hinreichend ausgearbeiteten begrifflichen und methodischen Mittel, diese Einsicht systematisch an konkrete, sozial verankerte Erfahrungs- und Erlebniskontexte zurückzubinden und zu einem Verfahren einer soziologisch-genetischen Sinndeutung auszuarbeiten, wie dies dann seit 1920 in seiner Kultur- und Wissenssoziologie der Fall werden sollte.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Die durch Simmel geprägte Wahrnehmung der Kulturkrise ist für Mannheim kein Anlass für Kulturpessimismus, sondern Anstoß zu einem Neubeginn des Nachdenkens über Kultur, der in den Folgejahren in die Ausarbeitung einer eigenen Kultursoziologie mündet. Bereits 1918 plädiert er in *Seele und Kultur* für eine kulturelle Erneuerung, die er seiner jungen „Generationsgemeinschaft“ zuschreibt, denn diese erlebe zwar die Entfremdung existenziell, aber sei noch nicht so sehr mit den leer gewordenen Kulturformen verstrickt, daher habe sie die nötige Distanz für Erneuerung. Am Ende des Vortrags heißt es programmatisch: Die Synthese aufgehobener pluraler Perspektiven, die „einheitliche Theorie der Kulturobjektivationen beruht auf dem gemeinsamen Blickfeld dieser Generation“ (Mannheim 1918/1964: 83).

In dieser frühen Diagnose und ihren Lösungsvorschlägen lassen sich bereits Grundmuster seiner späteren Argumentation erkennen: Die „Tragödie der Kultur“ etwa wird in der Folge historistisch durch den Relativismus der Weltanschauungen ersetzt; und später treten als potenzielle Träger kulturernerender Impulse zur jungen Generation Intellektuelle sowie marginalisierte Bevölkerungsgruppen wie Frauen oder jüdische Minderheiten hinzu. „Diese Argumentation – die Diagnose einer Krise mit ihrer impliziten, durch notwendige historische

14 Im intellektuellen Feld des damaligen Budapest wurden neben einem undogmatischen Marxismus u. a. auch Bergson und die Durkheim-Schule diskutiert, so zum Beispiel in der bereits erwähnten Zeitschrift *Huszadik Század*, in der auch Szabó schrieb und in der Oskár Jászi im Oktober 1906 zum Beispiel die „Eskimostudie“ von Marcel Mauss und Henri Beuchat erörterte (Gabel 1991/2017: 8, 12) und sie als „induktive Begründung/ Bestätigung des historischen Materialismus“ mit Marx und Engels kurzschloss, da sie beweise, dass die „Ideologie aus dem materiellen Substrat“ entstehe (Jászi 1906: 286). Bereits die Durkheim-Schule hatte die gesellschaftlichen Ursprünge von Klassifikationsweisen, Denkmuster und Kategorien analysiert. Diese Art Wissenssoziologie konnte Mannheim also bereits sehr früh bekannt sein, allerdings bezogen sich die Forschungen der *durkheimiens* mehr auf religiöse und weniger auf politisch-ideologische Weltbilder.

Kräfte erzeugten Bedrohung und ihrem Versprechen; der Erneuerungsauftrag einer Gruppe, die ihrer selbst bewusst werden muss; und die Forderung, daß die Gruppe das Gebot des historischen Augenblicks erfüllen muß, ohne die Zukunftsentwicklung zu antizipieren – ist in ihrer Struktur charakteristisch für das ganze künftige Werk Mannheims; auch ist sie so vertraut, weil sie in der Form so genau der gründlichen [...] Lukácsschen Marx-Interpretation der frühen 20er Jahre entspricht.“ (Kettler 1967: 25).

Was macht Mannheims Diagnose und Lösungsversuch in dieser Zeit bedeutsam? Auch wenn er die Diagnose einer Kulturkrise mit vielen Intellektuellen teilt, so dramatisiert er sie – anders als die damals prominente Untergangsmetaphysik Oswald Spenglers (*Der Untergang des Abendlandes*, 1918) – weniger apokalyptisch. Vielmehr beginnt er sie zu soziologisieren. „Krise“ ist kein naturwüchsiges oder anthropologisches Schicksal, wie es auch noch im Simmelschen Begriff der „Tragödie“ anklingt,<sup>15</sup> sondern ein kultursoziologisch bearbeitbares Strukturproblem. Auch das Ziel ist neu: Kein Zurück in eine vermeintlich verlorene Einheit, keine normative Überhöhung deutscher Kultur gegenüber westlicher Zivilisation wie bei Alfred Weber oder dem zu dieser Zeit noch „unpolitischen“ Thomas Mann, keine resignative Flucht in individuelle Verantwortungsethik eines „individuellen Gesetzes“ (wie bei Simmel oder Weber)<sup>16</sup> und auch kein Aufbruch in einen neuen, rückwärtsgewandten elitären Mythos wie im George-Kreis. Stattdessen plädiert Mannheim für Anerkennung, epistemische Analyse und Reflexion der Pluralität von Perspektiven. Ziele sind erstens eine *reflexive Synthese*, in der die Pluralität nicht ausgelöscht, sondern reflexiv aufgehoben bleibt, als Ausgangspunkt einer neuen Kultursoziologie, die diese Pluralität nicht monistisch einebnet; und zweitens eine daran orientierte *kollektive* Kulturerneuerung. Für ihn eine Art pädagogischer Auftrag: Denn als Mannheim 1919 in der Ungarischen Räterepublik – kurzfristig und durch Lukács' Unterstützung – Professor für Kulturphilosophie war, sah er sich in der Mission des Pädagogen. Er wollte diese erneuernde, „umgestaltende Wirkung der Kultur“ in der sozialistischen Räterepublik verwirklichen, indem er auf die „Kultivierung“ der Menschen zielte – eine Aufgabe, die er allerdings selbst als eine „unendliche“ bezeichnete (Mannheim 1919/1985: 231).

Das reflexive Kulturverständnis prägt auch seine Heidelberger Schriften zur Kultursoziologie, die er ab 1921 im Exil verfasste und die erste Habilitationsentwürfe darstellten (Laube 2004: 416). Sie zielten auf eine *Systematisierung der reflexiven Kultursoziologie*, die sich ihres eigenen gesellschaftlich-geschichtlichen Standorts und – anders als der George-Kreis – der Abhängigkeit der Kultur von der Welt bewusst werden soll. Statt einer Soziologie der Kultur, die sich in einem angeblich objektiven Außenpunkt der Kultur wähnt und von dort Kulturobjekte theoretisch auf einen Begriff zu bringen versucht, ist Kultursoziologie für Mannheim konstitutiv an den faktisch-historischen, lebendig-existenzialistischen Erlebnis-zusammenhang von Kultur geknüpft, ist sie Teil von Kultur, ist sie selbst eine erneuernde kulturelle Kraft. Nur in diesem existenziellen Bezogensein, in diesem konkret-historisch situierten Weltbezug, kann sie in seinen Augen zur kulturellen Erneuerung wirklich beitragen.<sup>17</sup>

15 Siehe zu „Schicksal“ und „Tragödie“ als kulturkritische Beschreibungen der gesellschaftlich-geschichtlichen Situation bildungsbürgerlicher Soziologen die instruktive Analyse von Lenk (1963, 1964).

16 Siehe zum „individuellen Gesetz“ als bildungsbürgerliches weltanschauliches Leitideal von Nietzsche, Simmel und Weber: Moebius (2022).

17 Mit der Reflexion auf den Seinsbezug bzw. den existenziellen Lebenszusammenhang und die Lebenstotalität von Kultur und Kultursoziologie ließ Mannheim zugleich Simmels Seelenbegriff, der noch an eine schöpferische Innerlichkeit („individuelles Gesetz“) erinnert, zunehmend hinter sich und „ersetzte“ diesen nach Woldring durch den überindividuellen, an Lebens- und Erlebniszusammenhänge orientierten Diltheyschen Ansatz der

Ein Beispiel ist seine Schrift *Über die Eigenart kultursoziologischer Erkenntnis* von 1922. Unter der Überschrift „Zur Soziologie der Soziologie“ zeigt Mannheim (1922/1980: 39 ff.) darin, warum Kultursoziologie überhaupt erst in der Moderne entstehen konnte: Die konkrete gesellschaftlich-geschichtliche Situation ermöglichte eine neue existenzielle Einstellung zur Welt, in der Phänomene überhaupt erst als „Kulturphänomene“ sichtbar wurden. Dieses „Reflexivwerden“ der Kultur im Modernisierungsprozess – die Erfahrung der Welt als „Welt der Kultur“ – versteht er als Resultat der Auflösung einer bis ins 19. Jahrhundert hinein wirksamen verbindlichen Wirklichkeitsdeutung. Mannheim knüpft hier explizit an Wilhelm Dilthey an (vgl. Woldring 1986: 93), der für ihn seit dem Besuch der Vorlesungen bei Martin Heidegger 1920 in Freiburg zentral wurde (dazu gleich mehr im Exkurs): Diltheys Weltanschauungsanalyse würdigt Mannheim als frühes soziologisches Programm einer „soziologisch-genetischen Sinndeutung“ und Konstellationsanalyse (Mannheim 1922/1980: 105).<sup>18</sup> In Anlehnung an Dilthey schreibt er in zahlreichen seiner Texte, es gelte „(wie Dilthey es nennt) den ‚ganzen Mensch‘“ zu analysieren (ebd.: 70),<sup>19</sup> wobei er gegen den Kantianismus hervorhebt, dass „das Subjekt der Kulturwissenschaften nicht das erkenntnistheoretische Subjekt, sondern der ganze Mensch ist“, so dass sich „geistige Realitäten“ erst „im *Erlebtwerden* [...] konstituieren und daß dadurch in ihre innere Struktur die Einstellung des erlebenden Subjekts hineinragt.“ (ebd.: 56).

Mit Dilthey (und frühem Heidegger) sowie gegen den Neukantianismus gerichtet betont Mannheim als Ausgangspunkt der kultursoziologischen Forschung die faktischen, historisch-konkret situierten kollektiven Lebens-, Handlungs- und Erfahrungszusammenhänge, die „strukturell zusammenhängenden Erlebnisreihen“, die das Substrat von Weltanschauungen und Denkformen bilden (Mannheim 1922/1980: 101). „Die alltägliche bzw. ‚allgemeine Welterfahrung hatte Dilthey zum Problem der Philosophie gemacht. Wir sehen in ihr eines der wichtigsten Probleme einer Kultursoziologie.“ (ebd.: 150, Fn. 27). Alltägliches Handeln, kollektive Lebenspraktiken, Lebensvollzug und *Erleben* werden gemäß Dilthey, Heidegger und Mannheim nicht von einem theoretisch reflektierten Wertschema geleitet, sondern von einem unbewusst geteilten, im existenziellen Lebenszusammenhang, in Gemeinschaft entstandenen, *gelebten* und *erfahrenen* Wertsystem. Ehemals hieß dieser letzte Wert Gott. In der Moderne ist dieses Wertzentrum brüchig geworden und hat seine ordnende und sinnstiftende Kraft für das gemeinschaftliche Leben eingebüßt. Es kam zur Ausdifferenzierung von Wertsphären, zur Erfahrung der Relativität und zur modernen Sinnkrise.

Mit der Säkularisierung setzte eine Ausdifferenzierung der Kultur und Lebenssphären und damit der Wertvorstellungen ein: „Umgruppierungen“ und Verschiebungen im Wertgefüge, eine „Anarchie der Werte“ (Dilthey), in der kulturelle Sphären, Weltanschauungen und

„Weltanschauung“; Mannheim wird seine eigene Weltanschauung als die des Historismus bezeichnen (Woldring 1986: 117). Die Art, wie Mannheim hier den Vollzugssinn von Kultur betont, erinnert, wie gleich ausgeführt wird, an die Art, wie Heidegger (1920/1993) das „Leben“ und die Entstehung der Philosophie behandelt; aus dieser Perspektive kann „Leben“ nicht neukantianistisch von außen als Objekt betrachtet werden, sondern nur im Vollzugssinn einer „faktischen Lebenserfahrung“, die erst zur Philosophie führt.

18 Als Gegenpart des proto-soziologischen Dilthey fungiert dabei in Mannheims Schrift von 1922 Heinrich Rickert und dessen Begründung einer historischen Wissenschaft entlang der Ausrichtung an individuellen Einmaligkeiten (historische Persönlichkeiten oder Kollektive) (Mannheim 1922/1980: 106, Fn. 49 – wobei Mannheims Seitenverweis bei Rickert wohl falsch ist und Seite 166 ff. bzw. 276 heißen müsste; s.a. ebd.: 190). Zu Heideggers Kritik an Rickerts „objektivierenden Vergegenständlichung“ und „Versachlichung“ von Erlebnissen sowie „Lebensferne“ siehe Großheim (1991: 9 ff.).

19 Auch in anderen Texten seit 1920 kommt Mannheim immer wieder auf Diltheys „ganzen Mensch“ zurück, siehe zum Beispiel auch Mannheim (1922/1980: 54; 1925/1964: 379; 1929/2024: 96, 107).

Wertgefüge in Konkurrenz treten, alle mit dem jeweiligen Anspruch, letztes Weltdeutungsprinzip zu sein. Die Weltbezüge und -deutungen werden problematisch. An die Stelle der Evidenz eines selbstverständlichen Weltbildes tritt – ähnlich wie zu dieser Zeit in der Physik – die Erfahrung der Relativität und Geschichtlichkeit aller Kulturformen und Werte; hinzu kommt die Erkenntnis, dass vormoderne Problembeschreibungen und -lösungen nicht mehr greifen. Der moderne Kulturbegriff versucht hingegen, so Mannheim, diese Erfahrung begrifflich zu fassen. Und es ist die Kulturosoziologie, die diesen Prozess wissenschaftlich reflektiert; in potenziert und damit objektiverer Form, indem sie sich selbst als Teil dieses Prozesses analysiert, in Form einer Objektivierung der Objektivierung, einer „Soziologie der Soziologie“<sup>20</sup>. Diese radikale Selbst-Reflexion der eigenen sozio-historischen Standortgebundenheit bedeutet für Mannheim auch, ausländische Vorbilder, etwa die US-amerikanische Soziologie, nicht einfach zu kopieren, sondern – wie er 1929 in Anlehnung an Diltheys und Heideggers Begrifflichkeit betont – Soziologie „aus dem eigenen Lebens- und Fragezusammenhang“ heraus entstehen zu lassen (Mannheim 1929/2004: 595).<sup>21</sup>

## 2. Epistemische Krise

Mannheims Krisenwahrnehmung der entfremdeten Kultur und Ausdifferenzierung der Wertsphären verdichtet sich Mitte der 1920er Jahre zur Diagnose einer epistemischen Krise: Die Kulturkrise erscheint nun als Kampf der Wertsphären und als Krise der Ordnungsleistung von Wissen insgesamt.<sup>22</sup> Von hier aus bereitet er den Schritt zur soziologischen Strukturanalyse von Weltanschauungen, Wissens- und Denkprozessen vor: Hinter Kulturgebildeten, Wissensformen und Denkformen vermutet er gesellschaftlich vermittelte Weltanschauungen, deren Struktur und soziale Bedingungen sichtbar gemacht werden müssen.

Diese Forschungsperspektive ist zugleich Echo der damaligen Debatten über die „Krise der Wissenschaften“, insbesondere der „Krise der Geisteswissenschaften“ (Bock 1994). Max Webers Vortrag *Wissenschaft als Beruf* bildet darin eine zentrale Referenz.<sup>23</sup> Weber führt 1917

20 Eine Einstellung bzw. „Soziologie der Soziologie“ (Mannheim 1922/1980: 39 ff.; Laube 2004: 417 f.), die seit einigen Jahren unter dem Stichwort „Reflexive Soziologie“ diskutiert wird; vgl. etwa Bourdieu (2022), Bourdieu/Wacquant (1992), aber auch bereits Gouldner (1970).

21 Das teilt er bei aller Differenz zum Beispiel mit dem rechtsrevolutionären Hans Freyer, der daraus aber die Begründung einer völkischen Soziologie ableitet (vgl. dazu Moebius 2025a, 2025b).

22 Hier könnte man einwenden: Mannheim habe sich doch bereits in seiner Dissertation zur *Strukturanalyse der Erkenntnistheorie* (1918) intensiv mit erkenntnistheoretischen Geltungsproblemen beschäftigt. Mannheims Auseinandersetzung mit Erkenntnistheorie beginnt in der Tat bereits vor bzw. spätestens mit dieser Arbeit 1918, in der er in neukantianischer Manier strukturelle Paradoxien traditioneller Erkenntnislehren analysiert. Die Argumentation blieb dabei jedoch geltungstheoretisch-immanent, also noch ohne Rückbindung an geschichtliche Lebens- und Erfahrungskontexte. Seit den frühen 1920er Jahren verdichten sich seine Krisenwahrnehmungen einer entfremdeten Kultur und der Ausdifferenzierung der Wertsphären jedoch zur expliziten Diagnose einer epistemischen Krise: Nun beschreibt er die aus den Lebenszusammenhängen hervorgehende Pluralisierung der Standpunkte und Perspektiven nicht mehr nur als innerphilosophisches Problem, sondern als Symptom eines gesellschaftlich erzeugten Orientierungsverlusts und der Auflösung einheitlicher Wahrheitsansprüche.

23 Zur kontroversen Debatte um Webers Vortrag und die Krise der Wissenschaft siehe die Debattenbeiträge zusammenfassend und interpretierend Lichtblau (1996: 420–458) und Pohle (2009). Zur Weimarer Wissenschaftskrise siehe auch Kracauer (1923/1977). Neben Weber und anderen formulierte Arthur Liebert (1878–1946) in seiner Schrift *Die geistige Krisis der Gegenwart* (1923) eine philosophische Zeitdiagnose der epistemischen Krise im Sinne eines Verlusts eines verbindlichen Welt- und Geltungshorizonts. Mit Lieberts *Das Problem der Geltung* (1914) hatte sich der junge Mannheim 1916 in seiner ersten Veröffentlichung, einer Besprechung des Buches, auseinandergesetzt und dort bereits gegen einen logizistischen Monismus gerichtet für

zum einen die Tendenz der modernen Wissenschaft vor Augen, ein bildungsfernes „Fachmenschtum“ heranzuzüchten: Wissenschaft hat ihre Orientierungsmacht und Bildungsfunktion eingebüßt, wie Nietzsche dies bereits in den *Unzeitgemäßen Betrachtungen* beklagt hatte. Hier ist Weber völlig illusionslos.<sup>24</sup> Noch schwerer wiegt für ihn ein anderes, letztlich unlösbares Problem: der durch den „Historismus“ des 19. Jahrhunderts aufgeworfene Erkenntnis- und Werterelativismus, der damit verbundene Partikularismus der Weltanschauungen, der „Polytheismus der Wertordnungen“, der ewige, unaustragbare „Kampf der letzten überhaupt *möglichen* Standpunkte zum Leben“ (Weber 1917/1919/1994: 16, 20) und die damit einhergehende allgemeine „Verunsicherung über die Aufgabe und den Wert der Wissenschaft“ (Bock 1994: 162). Darin sieht Weber die eigentliche, höchst beunruhigende Problematik. Seine Antwort darauf lag ganz auf der Linie Nietzsches: in der heroischen Annahme dieser Situation und der Verpflichtung, dem individuellen Gesetz, oder mit Goethe gesprochen: dem eigenen „Dämon“ zu folgen, wie er den perplexen Zuhörern am Schluss seines Vortrags mit auf den Weg gab.

Auch Webers Freund und Hausgenosse Ernst Troeltsch versteht die „Krisis des Historismus“, so der Titel seines einschlägigen Problemaufrisses von 1922, und die damit verbundene „Anarchie der Werte“ als „eine tiefere innere Krise der Zeit überhaupt“ (Troeltsch 1922a/2002: 451) und beansprucht damit, „das geheime Grundgefühl der Zeit“ auszusprechen (Troeltsch 1913/2016a: 678).

Mannheim teilt diese Diagnosen einer epistemischen Krise, ohne sie jedoch wie Weber kulturpessimistisch zu deuten. Historismus und Wertpluralismus zeigen, so Mannheim, dass jede Deutung perspektivisch und historisch gebunden ist. Aber anders als man glaube, führe gerade „das Festhalten an einer absoluten, der Seinsverbundenheit entzogenen Wahrheitserkenntnis“, so Mannheim, „angesichts der Tatsache dieser Seinsverbundenheit aller Erkenntnis zum uferlosen Relativismus“ (Mannheim 1929 in Demm 1999: 449). Die Frage lautet nun: Wie lassen sich unter Bedingungen von Pluralität und Historizität überhaupt noch allgemein gültige Wissensbestände formulieren? Können die Wege, die die seinsverbundene Perspektivität in Rechnung stellen, zur Wahrheit führen? Oder ist diese verzweifelte Suche nach absoluter Wahrheit gerade das Kernproblem der epistemischen Krise? Ist diese Krise somit auch Ausdruck herkömmlicher, vom faktisch-lebendigen, gesellschaftlich-geschichtlichen Sein enthobener erkenntnistheoretischer Einstellungen?

Der Diagnose und Lösung der epistemischen Krise lassen sich mehrere Schriften Mannheims zuordnen: Da ist zunächst sein Aufsatz *Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation* von 1923 zu nennen.<sup>25</sup> Eine mögliche Synthese der unterschiedlichen

eine Öffnung auf unterschiedliche Perspektiven und Geltungs-Ebenen plädiert. Noch wird die Pluralität aber hier als Problem der Geltungslogik und methodischen Begründung verhandelt, nicht in der seit 1920 einsetzenden Weise als Frage geschichtlich situierter Erlebens und seiner Erfahrungshorizonte.

24 So bereits Mannheim über Weber in seiner Konservatismusstudie (Mannheim 1925/1984: 210). Die 1984 publizierte Konservatismusstudie stellt eine Kompilation zwischen der ursprünglichen, nur unvollständig überlieferten Fassung der Habilitationsschrift von 1925 und einem 1927 erschienenen Konservatismus-Aufsatz Mannheims dar; es wird dennoch die Jahreszahl „1925“ angegeben, um das Auftreten des Gedankengangs zu dokumentieren. Vgl. zu Webers Hoffnungslosigkeit und pessimistischer Diagnose einer ausweglosen Situation instruktiv auch Eich/Tooze (2017).

25 Der Text erschien 1923 im Wiener *Jahrbuch für Kunstgeschichte* I (XV), 4, (1921/1922); nahezu zeitgleich wurde der Text 1923 als eigenständige Broschüre (Band 2 der Reihe *Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen*. Nachdrucke aus dem Jahrbuch für Kunstgeschichte) im Verlag Hölzel in Wien publiziert. Oft wird das Erscheinungsjahr fälschlicherweise auf 1921/1922 datiert, vgl. zur Richtigstellung auch Laube (2004: 405, Fn. 341). Natürlich kann auch der Text *Über die Eigenart kulturosoziologischer Erkenntnis* (1922), je nach Perspektive und Akzentuierung, in ihrer Systematisierung ebenfalls bereits als eine Antwort auf die epistemische

Perspektivierungen, so Mannheim, setzt deren Verständnis, deren Hermeneutik voraus. Mannheim fragt daher, wie wir fremde Weltanschauungen verstehen können, wenn sie jeweils in sich geschlossene Sinngebilde darstellen. Mit Dilthey begreift er Weltanschauungen dabei nicht als rein theoretische Systeme, sondern als vitale, gesellschaftlich-geschichtliche Dimensionen des erkennenden, handeln-wollenden und fühlenden faktischen Weltbezugs des Menschen. Wie gelangte Mannheim jedoch zur Rezeption Diltheys und zu jener sinnigen, in Erlebniszusammenhängen fundierten Weltanschauungsanalyse, die seit 1920 in seinen Schriften eine prominente Rolle spielt?

\*

### Exkurs: Martin Heidegger und Mannheims Übergang vom Neukantianismus zur Dilthey-Rezeption

Der Umschlag in Mannheims Denken, von einem noch in seiner Budapester Dissertation *Az ismeretelmélet szerkezeti elemzése* (1918)<sup>26</sup> erkennbaren Neukantianismus hin zu Wilhelm Diltheys Weltanschauungsanalyse und Lebensphilosophie, lässt sich wesentlich auf den Besuch von Vorlesung und Seminar bei Martin Heidegger in Freiburg im Jahr 1920 zu-

Krise gelesen werden. Hier gibt es Überlappungen, so wie sich auch die Krisendiagnosen überlappen und hier nur analytisch getrennt sind.

- 26 Auf Deutsch erschien die Arbeit 1922 in erweiterter Form als *Strukturanalyse der Erkenntnistheorie* (Mannheim 1922), wobei die deutsche Version sich nach Laube (2004: 389) durch eine „verschärfte Historisierungserfahrung“ ausweise. Mannheim zeigt, wie „der Rückgriff auf überzeitliche Geltungszusammenhänge als unbefriedigende Ausflucht zu begreifen sei“ (ebd.: 390), so dass Mannheim schließlich in der Fassung von 1922 ganz im Sinne Diltheys festhält, „daß auch wir letzten Endes in diesen geschichtlichen Prozeß eingeordnet sind und uns als geschichtliche Wesen betrachten müssen“ (Mannheim 1922: 36). Dennoch möchte er an einer „statischen Logik“ festhalten, wie er in einer Anmerkung festhält. Auch wenn er die Grundierung durch eine „Logik“ noch in diesem Text aufrecht erhalten möchte, zeigen sich also auch in der deutschen Dissertationsversion bereits Züge von Mannheims Umdenken, das er aber hier noch nicht so weit treibt, wie in späteren Texten, in denen etwa die faktischen Lebenszusammenhänge und -erfahrungen sowie der „existenzielle Hintergrund“ der Ideen und Begriffe betont werden (Mannheim 1925/1964: 386) oder die „überzeitliche Logik“ als Flucht vor der lebendigen Pluralität gekennzeichnet wird (Mannheim 1936/1952/2015: 38). Gegen die hier von mir vertretene These eines Umschlages oder „Kehre“ zu Diltheys Weltanschauungsanalyse und Lebensphilosophie ließe sich einwenden, warum soll Mannheim dann seine ehemals neukantianisch grundierte Dissertation überhaupt noch einmal veröffentlichen, wie er es tat, und zwar ausgerechnet in den *Kant-Studien* (Ergänzungshefte im Auftrag der Kant-Gesellschaft, H. 57)? Zwar bleibt die in der Dissertation aufgeworfene Frage nach einer „neuen Erkenntnistheorie“ präsent, doch nun wird, wie gesagt, zunehmend die Kritik deutlich, dass die sich „kritisch gebende“ Erkenntnistheorie für Mannheim weniger Fundamentalwissen hervorbringt als vielmehr „Rechtfertigungswissen für eine je schon daseiende Denkweise“ (Mannheim 1928/1929: 81, dort ergänzt er: „Im historisch-sozialen Zusammenhang sind Erkenntnistheorien nur vorgeschobene Posten im Kampf der Denkstile.“). Bereits kurz nach 1920 verliert der neukantianische Ansatz rasch an Gewicht und wird in mehreren Schriften als „statische Vernunftphilosophie“ sowie aufgrund einer „problematischen Form-Inhalt-Unterscheidung“ kritisiert (Mannheim 1924: 9f.; vgl. Laube 2004: 401), während Diltheys Denken für ihn seit 1920 zentral wird, wie sich bereits in den frühen kulturoziologischen Aufsätzen von 1922 oder 1924/1925 zeigt. Und später heißt es etwa im Artikel *Wissenssoziologie* im Vierkant-Handwörterbuch, „daß eine gesunde Entwicklung der Erkenntnistheorie und Noologie nur dann möglich ist, wenn man sich das Verhältnis im folgenden Sinne vergegenwärtigt: Neue Wissensarten tauchen letzten Endes stets aus dem kollektiven Lebenszusammenhang auf und entstehen nicht erst, nachdem eine Prinzipienwissenschaft ihre Möglichkeit demonstriert hat, also nicht vorher durch eine Erkenntnistheorie legitimiert.“ (Mannheim 1931: 669). Plausibler ist daher, die Publikation der deutschen Dissertationsfassung als akademisch-strategische Sichtbarmachung im Horizont der zunächst bei Rickert anvisierten Habilitation zu lesen, weniger als Ausdruck einer fortdauernden neukantianischen Bindung.

rückführen (Heidegger 1920/1993).<sup>27</sup> Mannheim traf im Februar 1920 in Freiburg im Breisgau ein. Nach einem kurzen Aufenthalt im Hotel Hohenzollern wohnte er bei dem Philosophen Vilmos Szilasi, ebenfalls ehemaliges Mitglied des Sonntagskreises, inzwischen Husserl-Schüler sowie Heidegger-Freund, der seine Begeisterung für Heidegger mit Mannheim teilte (Congdon 1991: 270).<sup>28</sup>



Löwith, Karl; 90.15.3; Husserls Freiburger Seminar; von Husserl (rotes Kreuz über dem Kopf) nach links: Thust; Brecht; Ebbinghaus; Manasse; Mannheim; ?; Ephraim; ?; von Husserl nach rechts: ?; Heidegger; Löwith; Walther; Becker; ?; Karsch; ?; unten rechts: Wach; 1920 © DLA Marbach

27 Siehe zum Nachweis des Besuchs der Lehrveranstaltungen Heideggers: Laube (2000: 282), Woldring (1986: 17), Congdon (1991: 266, 270). Das Seminar „phänomenologische Übungen“ Heideggers besuchten neben Mannheim auch u. a. Karl Löwith und Paul Ludwig Landsberg (Laube 2000: 282). Auch Norbert Elias war im Sommersemester 1920 in Freiburg und hörte dort ebenfalls Vorlesungen bei Husserl und Heidegger (Jitschin 2021: 151 ff.); ob sich Mannheim und Elias hier schon begegneten, wäre einzeln zu prüfen, ich habe dazu bislang keinen Hinweis gefunden. Mannheim war in Freiburg i.Br. von Februar bis Oktober 1920 (siehe dazu die Akte zum Einbürgerungsgesuch von Mannheim von 1929, Generallandesarchiv Karlsruhe 235 Nr. 2289, Seite 15 („Juli – Verzeichnis Nr. 12“)). Ein Foto eines Husserl-Seminars von 1920, auf dem auch Mannheim und Heidegger zu sehen sind, hat Karl Löwith in seinen Lebenserinnerungen abgedruckt (Löwith 2007: 143) und ist hier mit freundlicher Genehmigung des *Deutschen Literaturarchiv Marbach* (DLA) zu sehen.

28 Siehe zu Heidegger und Szilasi, der seit 1947 Husserls und Heideggers Lehrstuhl leitete, die Studie von Zoltán Szalai (2016).

Noch in Ungarn hatte Mannheim Heideggers *Der Zeitbegriff in der Geschichtswissenschaft* (Habitationsvortrag von 1915) mit Begeisterung gelesen und darin eine Affinität zur von ihm bewunderten Philosophie Béla Zalais erkannt (ebd.). Allerdings befand sich Heidegger 1915 noch nicht in jener lebensphilosophisch akzentuierten Phase, die für Mannheim dann prägend werden sollte, als er 1920 bei ihm studierte. Erst in Freiburg begegnete Mannheim bei Heidegger deutlicher die Gegenüberstellung zwischen „Logik“ und „Leben“ – eine Problemfigur, die ihm bereits aus seiner frühen Rezension (1916) von Arthur Lieberts *Das Problem der Geltung* (1914) vertraut war (vgl. Laube 2004: 384) –, sowie dem Heideggerschen, auf Dilthey gestützten Insistieren auf der historisch-situierten, lebensfaktischen Seinsgebundenheit philosophischen bzw. erkenntnistheoretischen Denkens.

Für die Einordnung von Mannheims einsetzender Dilthey-Rezeption ist neben Heideggers Vorlesung auch bedeutsam, dass er Rickerts neukantianische Position nicht übernehmen wollte. Zwar erwog er zunächst, sich mit seinem neukantianischen Hintergrund in Heidelberg bei Heinrich Rickert zu habilitieren, nahm davon jedoch rasch Abstand, weil Rickert ihn habe zwingen wollen, „genauso zu denken wie er“ (Demm 2000: 252; Laube 2004: 415). Mannheim wollte nicht so denken wie Rickert: Bereits 1920 hatte er sich unter dem Einfluss Heideggers an Dilthey orientiert. Da in der Philosophie an Rickert kaum ein Weg vorbeiführte, wandte er sich der Soziologie als Habitationsfach zu und fand in Alfred Weber einen offeneren Ansprechpartner, der ihn bei seinen ersten kultursoziologischen Arbeiten unterstützte, in denen Dilthey dann bereits eine zentrale Rolle spielte.<sup>29</sup>

Heidegger befand sich 1920 in seiner „lebensphilosophischen Phase“.<sup>30</sup> Er entwickelte in der von Mannheim besuchten Vorlesung mit dem Titel *Phänomenologie der Anschauung und des Ausdrucks* in einer Art dekonstruktiven Lektüre eine Kritik am Neukantianismus. Insbesondere kritisiert er den im Neukantianismus konstitutiv beschränkten Zugang zum faktisch-geschichtlichen Lebensvollzug bzw. zur „faktischen Lebenserfahrung“ und zum konkret historischen Dasein; demgegenüber betont er den jeder Subjekt-Objekt-Dualität vorausliegenden „ursprünglichen Existenzbezug“ bzw. Weltbezug (Umwelt, Mitwelt, Selbstwelt) in der faktischen Lebenserfahrung des historisch konkreten Daseins (Heidegger 1920/1993: 10, 36 ff., 86).<sup>31</sup> Zudem fragt Heidegger kritisch, wie es zu der neukantianischen Tendenz kommen konnte, das „Apriori“ als überhistorisches, von der faktischen Lebensvollzugswelt ab-

29 Siehe allgemein zu Mannheim und Alfred Weber: Demm (2000). Zur Kritik an Rickert und Windelband siehe auch u. a. Mannheim (1924/1925/1980: 176 f.; 190), dem es nach eigenen Angaben um die „Totalität der Welt“ und nicht neukantianisch um die „Totalität einer abstrakten Begriffsebene“ ging (ebd.: 224). Mannheim bestätigt Rickert, am Problem des Verstehens gescheitert zu sein, wobei hingegen Dilthey „auch bereits hier das Wichtigste gesehen“ habe (ebd.: 190).

30 Siehe zur zentralen Prägung Heideggers durch Dilthey neben den frühen Vorlesungen die Studien von Scharff (2013; 2018), der Diltheys Einfluss höher veranschlagt als den Husserls (ebd.: 133). Zu Heidegger und Diltheys Einfluss vgl. zudem die Beiträge im Dilthey-Jahrbuch, Bd. 4 (1986) sowie u. a. die Studien von Imdahl (1997: 94 ff.), Kim (2001: 66 ff.) und Schmidt (2005: 103 ff.). Zur lebensphilosophischen Phase Heideggers sowie – neben Dilthey – zur Bedeutung der Lebensphilosophie Simmels vgl. Großheim (1991), der Heideggers Verständnis von „Leben“ auf Simmel und Dilthey zurückführt. Heideggers Denkweg führte aber in den Folgejahren nach 1920 bekanntlich weg von Simmel und auch teilweise weg von Diltheys Hermeneutik des faktischen Lebens zur Ontologie des Seins; siehe zur teilweisen Ablösung von Dilthey und zu den dann auftretenden Unterschieden u. a. Nelson (2013).

31 Was er unter „faktischer Lebenserfahrung“ als eine konkret historisch situierten Lebensvollzug versteht (siehe dazu auch Fußnote 33), erläuterte Heidegger ein Semester später, im Wintersemester 1920/1921, in dem übrigens auch Max Horkheimer und Friedrich Pollock in Freiburg bei ihm studierten, wobei „faktisch“ nach Heidegger „nur vom Begriff des Historischen her verständlich“ wird (Heidegger 1920/1921/1995: 9; siehe auch Kisiel 1986); auch in dieser Vorlesung ist Dilthey (noch) ein positiver Bezugspunkt.

gelöstes Strukturmoment zu denken, wodurch der Bezug zum konkreten Dasein weitgehend verloren ging (ebd.: 67).<sup>32</sup>

Im Gegensatz zum Neukantianismus (und in Teilen auch in Kritik an Husserl) hebt er an Dilthey positiv hervor, dass dieser das Leben nicht primär als methodisch geformten Gegenstand wissenschaftlicher Konstitution fasst, sondern vom Leben in seinem zeitlich-existenziellen Vollzug ausgeht; Erkenntnis entspringt demnach erst im und durch den historischen Lebensvollzug, von dem erst Erkenntniskonstitution ausgeht, statt umgekehrt den Lebensvollzug von vornherein unter konstitutive Bedingungen zu stellen (wie im Neukantianismus). Trotz dessen Historisierung des Lebens und der Abkehr vom zeitlosen Subjekt diagnostiziert er bei Dilthey eine Tendenz, den Lebenszusammenhang erneut theoretisch zu systematisieren – und damit wieder auf Distanz zum faktischen Lebensvollzug zu geraten. Demgegenüber will Heidegger, an Diltheys Impuls anknüpfend, Philosophie aus dem Vollzug des faktischen Lebens heraus neu beginnen. Grundsätzlich würdigt er Dilthey jedoch explizit: „Die Lebensphilosophie ist für uns eine notwendige Station auf dem Wege der Philosophie, im Gegensatz zur leer formalen Transzendentalphilosophie. Man bringt Dilthey unter den Begriff des Historismus und fürchtet in ihm das Gespenst des Relativismus, aber wir müssen die Furcht vor diesem Gespenst verlieren.“ (Heidegger 1920/1993: 154).

Heideggers (und Diltheys) Kritik am Neukantianismus radikalisiert Mannheim später. In der von ihm bereits früh (in der Liebert-Rezension) ausgemachten Gegenüberstellung zwischen „Logik“ und „Leben“ entscheidet er sich nun für das „Leben“. In *Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (Konjunktives und kommunikatives Denken)* (1924/1925) greift Mannheim die Kritik am Neukantianismus von Dilthey und Heidegger auf und plädiert dafür, „von der Erkenntnisrelation als einer existentiellen auszugehen; und erst dann enthüllt es sich, daß der immanente Erkenntnisbegriff des Kantianismus nichts anderes war als die Hypostasierung einer spezifischen ontologischen Erkenntnisbeziehung“ (Mannheim 1924/1925/1980, Fn. 26: 316)<sup>33</sup>. Und in *Das Problem einer Soziologie des Wissens* – um noch eines von vielen anderen möglichen Beispielen anzuführen<sup>34</sup> – schreibt er explizit, dass sich seiner Ansicht nach weder mit dem Positivismus noch mit der „formalen Geltungsphilosophie (Neukantianismus)“ „die entscheidenden Probleme der Fundierung einer Soziologie des Wissens und Erkennens“ herausarbeiten lassen (Mannheim 1925/1964: 333).

Heidegger bindet wie Dilthey – und unmittelbar nach Heideggers Vorlesung auch Mannheim – die Weltanschauung an die konkreten Erlebniszusammenhänge, Situationen und faktischen Lebenserfahrungen zurück. So heißt es bei ihm: Weltanschauung ist ein

32 Im Zusammenhang der Kritik an der „Aprioritendenz der Philosophie“ kommt Heidegger (1920/1993: 70 ff.) auch auf Simmels Theorem der „Tragödie der Kultur“ zu sprechen, mit dem Mannheim ja bereits bestens vertraut war, und problematisierte dieses ebenfalls, da der konkrete historische, lebendige Mensch und sein faktischer Lebensvollzug, der eigentliche Ort des Sinns, darin nur als historischer Durchgangspunkt dieses überhistorischen, idealistischen „Prinzips“ der „Tragödie“, des tragischen Lebens-Kultur-Prozesses, erscheint.

33 Ebenso kritisiert Mannheim die transzendentalphilosophische „Trennung zwischen theoretischem und praktischem Verhalten“ (Mannheim 1924/1925/1980: 206).

34 Es lässt sich auch in Briefen Mannheims diese Nähe zu Dilthey und zum frühen Heidegger ausmachen, etwa in einem Brief an Max Wertheimer vom 2. Mai 1931, in dem er unter Rückgriff auf aus Heideggers frühen Vorlesungen vertrauten Denkfiguren und Begriffen wie „Mitwelt“, „Umwelt“, „Selbstwelt“ und „Aktvollzug“ in genetisch-historischer Weise argumentiert, dass geistige Gegenstände in ihrer Sinnqualität keine unabhängig vom Lebensvollzug gegebenen Einheiten sind, sondern sich erst in der konstitutiven Verschränkung von Erleben, Sinnggebung und Selbstausslegung bilden (Mannheim 1931/2003: 54 f.). Zugleich grenzt er sich gegen Ende des Briefes von einem radikalen Historismus ab, indem er die vollzugsgeschichtliche Konstitution geistiger Gegenstände von der Frage ihrer methodologisch-hermeneutisch abgesicherten, objektiv kontrollierbaren Erkenntnis unterscheidet, ohne sie jedoch neukantianisch zu fundieren.

„Gebilde, das seinem Gehalts-, Bezugs- und Vollzugssinn nach ganz in die Grundstruktur der faktischen Lebenserfahrung gehört. [...] [D]ann besagt Weltanschauung: der lebendige konkrete Motivationszusammenhang der Grundstellungen, Entscheidungen und Lebenswelten, der die Situation *eines* Lebens durcherrscht. Weltanschauung wächst und fällt dem konkreten Leben aus und in der faktischen Lebenserfahrung zu [...]“ (Heidegger 1920/1993: 10)

Die Akzentverschiebung hin zu Historismus und lebensphilosophischen Motiven Diltheys setzt bei Mannheim – wie erwähnt – seit 1920 und vermittelt durch Heidegger ein.<sup>35</sup> Pointiert gesagt: Heideggers Betonung des faktisch-geschichtlichen Lebensvollzugs, der „Faktizität des Lebens“<sup>36</sup> und seine Kritik an einem von den Lebenszusammenhängen abgelösten Neukantianismus haben Mannheim verstärkt auf Diltheys Programm einer aus konkreten Erfahrungs- und Erlebniskonstellationen hervorgehenden genetischen Sinndeutung aufmerksam gemacht und zum Umschlag seines Denkens zu Dilthey geführt. Nicht nur der Neukantianismus, sondern auch Simmel, der für Mannheims Kultur-Vortrag von 1918 noch maßgeblich war, rückt dagegen in den Hintergrund. Dessen „formale Soziologie“ charakterisiert Mannheim nun als „atomisierende[s], mechanistisch orientierte[s] Denken“, bei dem „sowohl der Ausgangspunkt, der intensive Reminiszenzen an Kant aufweist, wie auch die wesentlichsten Formen, die er als repräsentative Beispiele anführt (wie die Formen, die er Über- und Unterordnung, Konkurrenz usw.) verraten, daß es sich hier um eine *verschleierte Sehnsucht nach Apriorität* handelt.“ (Mannheim 1922/1980: 115, 120). Stattdessen orientieren sich Mannheims Kulturosoziologie und Weltanschauungsanalyse seit 1920 vornehmlich am Historismus und an Dilthey, dem er 1922 in *Über die Eigenart kulturosoziologischer Erkenntnis* bescheinigt, der Vorgänger des soziologischen Programms einer „soziologisch-genetischen Sinndeutung“ und Konstellationsanalyse zu sein (ebd.: 105). Diese Orientierung bleibt auch im englischen Exil virulent; dort realisiert Mannheim 1944 in seiner Buchreihe *International Library of Sociology and Social Reconstruction* (Routledge & Kegan Paul) eine Edition zu Wilhelm Dilthey (Woldring 1986: 56).<sup>37</sup>

Dilthey und Heidegger betonen die Lebensgebundenheit historisch unterschiedlicher, jeweils aspekthafter Weltanschauungen.<sup>38</sup> Diese verweisen nicht lediglich auf die materielle

35 Auch Kettler, Meja und Stehr betonen die Bedeutung Heideggers für Mannheims Kulturosoziologie, siehe Kettler et al. (1980: 9), ohne dies jedoch näher auszuführen oder die Vorlesung Heideggers inhaltlich zu erwähnen. Interessanterweise spielt Simmel dann für Mannheim auch kaum mehr eine solche Rolle, wie er dies noch 1918 tat.

36 Mit „Faktizität des Lebens“ ist die je schon gegebene, geschichtlich situiert-vollzogene Lebenswirklichkeit, die historisch situierte Weltbezogenheit bzw. die gelebte Vollzugswirklichkeit (später bei Heidegger in *Sein und Zeit* dann: die Geworfenheit) des Daseins gemeint, aus der heraus erst theoretische Bestimmungen möglich werden. Zur „Faktizität“ bei Heidegger siehe Kisiel (1986), der auch zeigt: So wie Dilthey von der Trias von Erleben, Ausdruck und Verstehen ausgeht, so Heidegger von der Verflochtenheit (später heißt es: „Gleichursprünglichkeit“) von Faktizität, Anschauung und Ausdruck (Kisiel 1986: 101).

37 Die Edition wurde vom Philosophen und Moot-Kreis-Mitglied Herbert Arthur Hodges eingeleitet und enthielt eine Sammlung von ins Englische übersetzten Texten Diltheys (Hodges 1944). Hodges hatte nach Mannheims Tod Joseph Houldsworth „Joe“ Oldham vom Moot-Kreis folgende Erinnerung geschickt: Bei einem Spaziergang erzählte Mannheim etwas über seine Geschichte, er hatte erst unter Rickert gearbeitet, „but that he was repelled by the abstractness and academic aloofness of Rickert’s thought.“ „He was deeply influenced by Dilthey, to whom Rickert was constantly unfair.“ (Hodges an Joe [Oldham] vom 16. 4. 1949, Mappe: Korrespondenz über Karl Mannheim, K. Bliss Papers, Karl Mannheim Sammlung, Sozialwissenschaftliches Archiv Konstanz). Ich danke Oliver Neun für diesen Hinweis.

38 Und somit betonen sie auch die historisch-konkrete Lebensgebundenheit der Philosophie und Erkenntnistheorie, wie dies Mannheim insbesondere dann in *Wissenssoziologie* von 1931 betont. Auch Georg Lukács würdigt um 1920 Diltheys Versuch, Phänomene bzw. die Philosophie aus der Gesamtheit des historisch-konkreten Lebens zu erfassen, so in seiner Besprechung des 1921 posthum erschienenen Buches *Die Jugendgeschichte Hegels* von Dilthey; so lasse sich mit Dilthey erkennen, dass auch die logischen Aussagen Hegels (und der Philosophie

Basis eines ideologischen „Überbaus“, sondern auf allgemeinere historisch-lebendige Seinserfahrungen, auf Lebensvollzug, Erlebnis-, Erfahrungs- und Erwartungszusammenhänge.<sup>39</sup> Mannheim greift dies explizit u. a. in Begriffen wie „konjunktiver Erfahrungsgemeinschaft“, „Erlebniszusammenhang“, „Lebenszusammenhang der Erfahrungsgemeinschaft“ oder „Lebensvollzüge der Lebensgemeinschaft“ in seiner Weltanschauungsanalyse, Ideologiekritik, Lehre vom konjunktiven Erfahrungszusammenhang, Kultur- und Wissenssoziologie auf (Mannheim 1924/1925/1980: 227).<sup>40</sup> Vermittelt über Heidegger knüpft er damit direkt an Dilthey an, wie sich auch an zahlreichen anderen Gedankengängen, etwa der „Sinngenesse“, zeigen lässt (vgl. dazu u. a. Acham 1985: 34, 36 f.; Barboza 2009: 48, Fn.1.; Woldring 1986: 96 ff.; Plé 1994), und arbeitet heraus, wie Erlebnis, Lebensvollzug, Sinngebung und Auslegung konstitutiv miteinander verschränkt sind und wie sich aus ihnen Weltanschauung ausbildet.<sup>41</sup>

Ausgehend von den konkreten gesellschaftlich-geschichtlichen Lebenszusammenhängen untersucht Mannheim in mehreren Texten wissenssoziologisch das Aufkommen und Dominantwerden des bislang vorherrschenden erkenntnistheoretischen Ansatzes und legt damit zugleich dessen Partikularität frei. Mannheim kritisiert daran den methodologischen, „übertriebenen theoretischen Individualismus“ (Mannheim 1936/1952/2015: 26 ff.), die Tendenz zur schroffen Trennung zwischen „Geltung“ und „Sein“ (Mannheim 1931: 671; 1936/1952/

allgemein) sowie dessen Entwicklung der dialektischen Methode durch die Lebenszusammenhänge bestimmt werden (Lukács 1922). Zeitgleich bezog sich auch Karl Korsch positiv auf Diltheys Geschichtsverständnis; siehe dazu und zu Lukács auch Arato/Breines (1979: 175); der positive Bezug auf Diltheys Historismus der „westlichen Marxisten“ zu dieser Zeit spricht dafür, dass Mannheims Dilthey-Rezeption sich nicht ohne Weiteres als Zeichen einer absoluten Abgrenzung von Lukács lesen lässt, zumal dieser, etwa über Begriffe wie „Stil“ oder „Totalität“ ohnehin als impliziter Referenzpunkt im Hintergrund präsent bleibt.

39 Zu dem für Dilthey fundamentalen Begriff des „Zusammenhangs“ siehe Heidegger (1920/1993: 165). Mannheims Begriffe von Erfahrung und Erwartung werden übrigens später auch für die Geschichtswissenschaft bei Reinhard Koselleck zentral.

40 Es wäre auch interessant, dem Begriff der „Situation“ genauer nachzugehen, den Mannheim öfter benutzt (etwa in Mannheim 1924/1925/1980: 294; 1925/1964) und der in den frühen Vorlesungen Heideggers ebenfalls eine zentrale Rolle spielt. In *Ideologie und Utopie* spricht er sich explizit für eine „Situationsanalyse“ und „Situationsdiagnose“ aus. Zu Differenzen und Übereinstimmungen von Mannheims Wissenssoziologie mit Heideggers Ontologie siehe Gourdain (2018), wobei der Beitrag allerdings nicht auf den frühen Heidegger eingeht, sodass die ideengeschichtlich und sinngenetisch besonders aufschlussreiche Prägung Mannheims durch Heidegger hier außerhalb des Blickfeldes bleibt; ebenso bei dem interessanten Aufsatz von Henning (2024), der Mannheims dokumentarische Methode mit Heideggers „Frage“ in Beziehung setzt.

41 Sowohl Heidegger als auch Mannheim sprechen von „Motivationszusammenhang“, um den „Erlebniszusammenhang“ von Weltanschauungen zu kennzeichnen (Heidegger 1920/1993: 10; Mannheim 1922/1980: 77). Neben Dilthey und Heidegger werden teilweise auch Phänomenologen wie Scheler und Husserl (etwa Husserls „Analysen des sinnkonstituierenden Erlebens“) erwähnt sowie vereinzelt auch Ideen aus dem Kreis ihrer Schülerinnen und Schülern (neben Heidegger) in den Texten aufgegriffen (Srubar 2022) – oder sich wie im Falle von Schelers Wissenssoziologie explizit abgegrenzt –, wobei deren und Husserls Rolle jedoch im Vergleich zu Dilthey, wie dargelegt, geringer zu veranschlagen ist. Was Dilthey betrifft, fallen Mannheims Anleihen, betrachtet man etwa allein die Zitierungen (etwa auch die Akzentuierung des „ganzen Menschen“), deutlich stärker ins Gewicht als seine Bezugnahmen auf den Neukantianismus, Husserl oder Scheler. „Es ist bekannt, daß Kant und die ganze nachkantische Erkenntnistheorie mit einem sogenannten erkenntnistheoretischen Subjektbegriff arbeitet. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Dilthey dagegen den ‚ganzen Menschen‘ in den Vordergrund der erkenntnistheoretischen Analyse stellte [...] ist es wohl zweifelsfrei, daß von einem solch überzeitlichen Subjekt her kaum alle Typen des Denkens adäquat erfassbar sind [...]. Deshalb ist es für das konjunktive Erkennen so wichtig, mit dem überzeitlichen, übergemeinschaftlichen Subjekt in der Methodologie und Erkenntnistheorie aufzuräumen.“ (Mannheim 1924/1925/1980: 238 f.). In einer Fußnote macht 1924/1925 er den Bezug zur Phänomenologie und Existenzphilosophie noch einmal deutlich: „Der Vorzug, das Erkennen von der Existenz aus zu sehen, ist bei Kierkegaard und bei den Vertretern der phänomenologischen Schule lebendig. Aus dieser Richtung, einmal konsequent zu Ende gedacht (indem man nicht von der individuellen Existenz ausgeht), entsteht unser Versuch einer soziologischen Theorie des Denkens.“ (ebd.: 314, Fn. 13).

2015: 74) sowie die Entzeitlichung, Entemotionalisierung, Entsinnlichung und Entleiblichung der Erkenntnis bis hin zur „Entpersönlichung und Entgemeinschaftung der Erkenntnis“ (Mannheim 1924/1925/1980: 170, 208 f.; vgl. auch Mannheim 1931: 670), und hält dem zugleich entgegen: „Das Erkennen beginnt nicht bei der Verbegrifflichung“, sondern in der existentiellen Beziehung, in der „existentiellen Berührung“, im „*Kontagion*“, im lebendigen Bezogensein (Mannheim 1924/1925/1980: 207 f.). In deutlich diltheyanischer Perspektive heißt es entsprechend auch später noch im Handwörterbuchaufsatz *Wissenssoziologie*: „Neue Wissensarten tauchen letzten Endes stets aus dem kollektiven Lebenszusammenhange auf.“ (Mannheim 1931: 669).

Wie für Dilthey ist auch für Mannheim eine „Weltanschauung“ ein kollektiv gelebter Weltbezug: eine aus dem faktisch-historisch-gesellschaftlichen Lebensvollzug, „existentiellen Beziehungen“ und „konjunktiver Erfahrungsgemeinschaft“ (Mannheim 1924/1925/1980: 179 f., 215) gewachsene kulturelle Ausdrucksform des Erlebens, Deutens, Wollens, Urteilens und Wahrnehmens; sie bündelt ein soziales, von Generationen, Klassen oder Gruppen geteiltes „einheitliches Lebensgefühl“ und Orientierungsgefüge (Mannheim 1922/1980: 142) und umfasst Grundstellungnahmen, Wertungen und Wertentscheidungen, „Weltbilder“, Weltdeutungen, Leitbilder, Lebenshaltungen sowie Handlungs- und Willensdispositionen, einschließlich unbewusst-irrationaler Tiefenschichten des kulturellen Ausdrucks.

Von Weltanschauungen können Denkstile unterschieden werden.<sup>42</sup> Neben Simmel hatte Lukács (1910/1973: 34 f.) in seiner „Theorie der Literaturgeschichte“ den Begriff des „Stils“ schon aus dem engen Begriffsrahmen der Ästhetik herausgenommen und als eine „soziologische Kategorie“ bezeichnet. Denkstile sind Stile im soziologischen Sinn: im kollektiven Lebensvollzug, also in geteilten Praxis- und Erfahrungszusammenhängen, entstandene gesellschaftlich-geschichtliche Formen, Logiken und Schemata des Denkens und Deutens, die in Gruppen, Milieus oder sozialen Feldern geteilt und erlernt werden.<sup>43</sup> Sie strukturieren, anders als Weltanschauungen, weniger den Inhalt dessen, *was* gedacht oder geglaubt wird, sondern *wie*, also die Art des Denkens. Als wiederkehrende Muster des Wahrnehmens, Denkens, Beurteilens und Argumentierens präformieren sie, was in einer Situation oder in einem Feld plausibel, evidenzfähig oder „vernünftig“ gilt. Es lassen sich zum Beispiel rationalistische, historistische, formalistische, organisatorische, romantische, intuitiv-vitalistische, pragmatisch-funktionale oder dialektische Denkstile differenzieren. Diese können sich auch überlappen oder kombiniert auftreten. Dass Weltanschauungen und Denkstile nicht identisch sind, zeigt sich daran, dass dieselbe Weltanschauung in unterschiedlichen Denkstilen formuliert werden kann bzw. umgekehrt, ein Denkstil verschiedene Weltanschauungen tragen und strukturieren kann. Eine liberale Weltanschauung etwa lässt sich historistisch als

42 Diese Differenzierung ist ein Vorschlag meinerseits, bei Mannheim ist die Unterscheidung nicht immer so klar. Thomas Jung schlägt vor, beide Begriffe so auseinanderzuhalten, dass „Weltanschauung“ angelehnt an Dilthey eher den umfassenden erlebnismäßigen Horizont der kognitiven, voluntativen und emotionalen Ebenen beinhaltet („das Ganze“), „Denkstil“ hingegen (als „Teilmoment des Ganzen“) eher die intellektuellen Ausdrucksformen (also die kognitive Ebene) des Ganzen bedeutet (Jung 2007: 192).

43 Für Mannheim ist „Stil“ als Form eines Weltbezugs und Weltverhältnisses in Anlehnung an u. a. Simmels Stilanalyse aus der *Philosophie des Geldes* (1900) und an Lukács eben nicht nur eine ästhetische, sondern auch eine – wie Lukács (1910/1973: 34 f.) es ausdrückte – „soziologische Kategorie“ (vgl. Laube 2004: 362, Fn. 212). Lukács: „Der Stil ist eine soziologische Kategorie, weil er von Zuständen und Wechselwirkungen unter den Menschen ausgeht, von Verhältnissen, die unter gewissen Umständen zu gewissen Zeiten innerhalb einer bestimmten Gesellschaft zustandegekommen sind. Der Stil ist aber zugleich auch eine ästhetische Kategorie, weil er eine Wertkategorie ist, für die es keine Rolle spielt, wie lang die Zeit und wie groß der Raum ist, in denen sie gilt.“ (Lukács 1910/1973: 34 f.). Mannheim verwendet „Weltanschauung“ und „Denkstil“ zwar meist, aber nicht immer durchgehend analytisch strikt getrennt (wie hier vorgeschlagen).

Ergebnis einer Freiheitsgeschichte erzählen oder formalistisch als System von Rechten und Regeln begründen. Und: Ein liberaler Denkstil kann sowohl eine konservative Weltanschauung (Sicherheit/Ordnung) als auch eine progressive Weltanschauung (Gleichheit/Teilhabe) in der Sprache von Grundrechten, Rechtsstaat und fairen Verfahren ausdrücken.<sup>44</sup>

Zusammenfassend gesagt, kann analytisch unterschieden werden zwischen Weltanschauung als in kollektiven Lebensvollzügen sozial verankerter Orientierungs-, Einstellungs- und Deutungszusammenhang und Denkstil als historisch-sozial gebundenem Modus des Denkens und Formprinzip der Weltauslegung, der bestimmt, wie Wirklichkeit erschlossen wird: welche Methoden, Kategorien, Evidenzen, Wahrheitskriterien und Argumentationsgänge als legitim gelten – und der je nach Situation einen bestimmbaren Geltungsbereich hat.

Eine „Weltanschauungstotalität“ nennt Mannheim einen Gesamtstil von Deutungs-, Empfindungs-, Wertungs- und Orientierungsmustern. Als solcher kann sie auch den soziokulturellen Hintergrund philosophischer Systeme bilden, wie dies Dilthey am Idealismus, Naturalismus oder Positivismus gezeigt hat. Zugleich kritisiert er an Dilthey, dass dieser die Voraussetzungen seines lebenspsychologischen Ausgangspunktes nicht noch einmal reflexiv einer solchen Weltanschauungsanalyse unterzieht:<sup>45</sup> nämlich der Annahme einer relativ konstanten, am *Individuum* ansetzenden Erlebnisstruktur. Mannheim wird demgegenüber die Lebensgebundenheit von Weltanschauungen nicht nur hermeneutisch aus Ausdrucksgebilden erschließen, sondern sie standortbezogen *soziologisch* auf gesellschaftliche Gruppen und Erfahrungsgemeinschaften zuspitzen. Angelehnt an Dilthey und den frühen Heidegger be- greift er Erkenntnis und Denken nicht als etwas außerhalb des Lebens, sondern als etwas, das von Lebenszusammenhängen seinen Ausgang nimmt und so mit dem Leben „eine werdende Seinseinheit“ bildet (Mannheim 1924/1925/1980: 199 f.). Konzeptionell übernimmt er ihren Erlebnisbezug, rekonstruiert aber Erlebniszusammenhänge sowie Weltanschauungen (Sinn-

44 Das Verhältnis zwischen Weltanschauung und Denkstil erinnert dabei an die im Sonntags-Kreis hoch geschätzte Philosophie Béla Zalais. Dieser ging, folgt man dem Kunstsoziologen und Studienfreund Mannheims, Arnold Hauser (siehe dazu Laube 2004: 372), ähnlich wie der (Post-)Strukturalismus davon aus, dass die Elemente in einem System an sich keine Bedeutung haben, sondern diese erst durch ihre Funktion innerhalb des Ganzen erhalten, also durch ihre Beziehungen zu den anderen Elementen. Dieselben Elemente können daher in unterschiedlichen Systemen verschieden „arbeiten“. Übertragen auf Mannheim heißt das, dass er vor Bourdieu schon eine *Art soziogenetischen Strukturalismus* entwickelte: Trägergruppen sind die sozialen Kollektive, in denen im Lebensvollzug und Erlebniszusammenhängen Denkstile ausgebildet, als richtig angesehen und tradiert werden; über diese Denkstile wird festgelegt, wie Signifikanten/Elemente relational verknüpft und plausibilisiert werden. Begriffe wie zum Beispiel „Freiheit“ sind zunächst semantisch „beweglich“ und gewinnen ihre Bedeutung erst in relationalen Konstellationen. Denkstile bezeichnen die Artikulationslogik, nach der Signifikanten/Elemente zu Differenzen, Oppositionen und „Äquivalenzketten“ (Laclau) verknüpft und dadurch plausibilisiert werden. Weltanschauungen sind die (vorläufig) stabilisierten Gesamtgefüge solcher Verknüpfungen – ein fixierter Deutungs- und Orientierungshorizont. „Freiheit“ kann dann je nach Denkstil/Argumentationsmuster entweder über Rechte und Verfahren (formalistisch) oder über geschichtliche Selbstwerdung (historistisch) an andere Signifikanten angeschlossen werden; die jeweilige Kette stabilisiert dann unterschiedliche weltanschauliche Horizonte. Vgl. in Bezug auf den Freiheitsbegriff auch Mannheim (1931: 663).

45 Matthias Jung weist zu Recht darauf hin, dass der Begriff der „Anschauung“ hier von Dilthey eigentlich „unglücklich“ gewählt wurde, da dieser die Bevorzugung des anschaulich-erkennenden Weltbezug insinuieren. Aber Dilthey selbst betont: Sie seien keine „Erzeugnisse des Denkens“, die dem „bloßen Willen des Erkennens entspringen“ (Dilthey 1911/1960: 86). Jung hält demgemäß fest: „Dilthey's lebensphilosophische Pointe besteht aber gerade in der Behauptung, daß unsere Deutungen der Realität nicht primär kognitiv sind. Sie schließen immer Wertungen und Handlungs- und Willensorientierungen ein, die nicht aus dem ‚Weltbild‘, wie Dilthey ihren kognitiven Anteil nennt, abgeleitet werden können.“ (Jung 1996: 180). In Anlehnung an Heidegger wirkt der Begriff „Anschauung“ so, als bliebe der Vollzugssinn unterbelichtet. Passender wäre daher, den akt-haften Charakter des Mit-gehenden-Explizierens hervorzuheben und eher von „Weltauslegung“ zu sprechen. Allerdings wäre damit das affektive Moment noch nicht erfasst. Konsequenterweise müsste man analytisch unterscheiden zwischen Weltanschauung, Weltauslegen, Weltwollen und Weltfühlen.

und Wertorientierungen) und Denkstile (Muster des Argumentierens) primär über kollektive Trägergruppen, soziale Lagen, Generationen, das Kollektivbewusstsein (Mannheim 1922/1980: 107) und spricht vom „*Kollektivsubjekt in uns*“ (Mannheim 1924/1925/1980: 239); wie er selbst betont, erweitert bzw. korrigiert er Dilthey dabei durch Marx (Mannheim 1924/1925/1980: 192).<sup>46</sup>

\*

Mannheim verstand seine „Theorie der Weltanschauungs-Interpretation“ als methodologischen Beitrag zu einer synthetischen Forschung, einer „historischen Einheitssynthese“ (Mannheim 1923/1964: 97 f.). Verschiedene Kulturobjektivationen einer Epoche wie Philosophie, Kunst, Musik, Religion oder Sitten und Gebräuche lassen sich gleichermaßen als Sinngebilde, als Bruchstücke einer „Weltanschauungstotalität“ begreifen, zugleich ist die Weltanschauung in jedem dieser Bruchstücke inhärent. Nehmen wir etwa die bürgerlich-liberale Weltanschauung um 1900: Neukantianische Philosophie, Bildungsroman, protestantische Innerlichkeitsreligion und bürgerlicher Lebensführungsstil bilden Bruchstücke dieser „Weltanschauungstotalität“, weil in all diesen Ausdrucksfeldern dasselbe Leitbild oder „Weltwollen“ wirksam ist: das Ideal eines gebildeten, arbeitsamen, innerlich disziplinierten und moralisch verantwortlichen Individuums.

Der Begriff der Totalität – zeitgenössisch prominent auch bei Lukács<sup>47</sup> – bezeichnet, dass sich im Teil das Ganze offenbart – ähnlich wie Simmel in Alltagsphänomenen das Ganze der Kultur offenlegt.<sup>48</sup> Eine bloß positivistische Addition der Bruchstücke allerdings, ohne diese deutend aufeinander zu beziehen und ihre „Homologien“ zu erfassen (Mannheim 1923/1964: 121), würde das Ganze der Weltanschauungstotalität nicht sichtbar machen; ähnlich wie in Michel Foucaults Diskursanalyse wird das Ganze erst jenseits der Oberfläche erkennbar, wenn man rekonstruiert, welche gemeinsamen Ideale und Motive sich in diesen Bruchstücken ausdrücken.

46 Entsprechend schrieb Mannheim im Zuge der Curtius-Debatte am 15.12.29 an den Dilthey-Schüler und Sozialpädagogen Hermann Nohl: „Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre freundliche Zuschrift gelegentlich meiner Polemik mit Curtius. Ich bin mir dessen vollständig bewusst, wie Dilthey und seine Schüler von der weltanschaulichen Front her in einer gemeinsamen Position mit mir stehen, umso mehr als ich ja mich Dilthey in unendlich vielen Dingen verpflichtet fühle. Was ich zu dieser Stellungnahme hinzufügen möchte, ist ja nur die soziale Dimension, in der wir auch zu denken lernen müssen, wenn wir alle jene Möglichkeiten der Welterkenntnis und Selbstklärung uns aneignen wollen, die unser heutiges Dasein uns nahelegt.“ (Mannheim an Nohl, Nachlass Herman Nohl, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Korrespondenz Nohl, COD. MS. H. NOHL 326). Für diesen Hinweis und eine Kopie des Briefes danke ich herzlich Reinhard Laube. Nohl hatte 1920 u. a. ein Buch über *Stil und Weltanschauung* publiziert, das Mannheim in seinem Text zur Weltanschauungsinterpretation auch mehrfach zitierte, zum einen an einer Stelle, die in ihrem Verweis auf Dilthey auch Bezüge zu Heidegger aufweist (Mannheim 1923/1964: 97 f., Nohl: Fn. 6), zum anderen aber auch eine, die Dilthey/Nohl gemäß Heideggers Begriff von Zeitlichkeit – wie oben angegeben – kritisiert (Mannheim 1923/1964: 143).

47 Gabel hat in seiner Studie zu Mannheim und dem ungarischen Marxismus die Begriffsgleichheit von Lukács’ „dialektischer Totalität“ und Mannheims „Synthese“ herausgearbeitet; beide würden damit „exactly the same thing“ bezeichnen (Gabel 1991/2017: 72).

48 Mannheim betont zugleich „gegen den heute so beliebt gewordenen Verächtern des Theoretischen und Rationalen“ – gemeint ist u. a. der George-Kreis – und im Vorgriff auf Alfred Schütz, dass auch Erleben oder vermeintlich Irrationales theoretisch analysierbar ist; denn auch die vorwissenschaftlich alltägliche Erfahrung sei „theoretisch durchsetzt“ (Mannheim 1923/1964: 100). Später sollte dieses Alltagswissen auch Ausgangspunkt einer anderen theoretischen Entwicklung der Wissenssoziologie werden, die allerdings weniger auf Dilthey setzte, sondern auf Husserls transzendentaler Bewusstseinsphilosophie: der auf Alfred Schütz aufbauenden phänomenologischen Wissenssoziologie.

Um zu einer solchen synthetischen Analyse einer Weltanschauungstotalität zu gelangen, unterscheidet Mannheim drei Arten einer Sinnanalyse, die zu einer Synthese verbunden werden können. Er differenziert zwischen objektivem Sinn – zum Beispiel Gattung eines Textes (wissenschaftlich, Manifest) –, Ausdruckssinn – Tonfall, Gestik, Sprachbilder als Hinweise auf den subjektiv intendierten Sinn des Autors – und dokumentarischem Sinn.<sup>49</sup> Letzterer legt die formale Struktur und den gemeinsamen Lebens- und Deutungsstil einer Weltanschauung frei, indem er grundlegende Einstellungen, Wertorientierungen und Weltbilder hinter den Aussagen und Ausdrucksweisen sichtbar macht, etwa in wiederkehrenden Motiven, Leitunterscheidungen und typischen Wertakzenten. Mannheim spricht hier von der Analyse des „gesamtgeistigen ‚Habitus‘“ (Mannheim 1923/1964: 109), durch die ein Text oder ein anderes Kulturobjekt als „ungewolltes Dokument“ einer Weltanschauung dechiffriert wird. Mit der Methode des dokumentarischen Sinns lassen sich so aus Einzelphänomenen und Partikularansichten neue Totalitäten erschließen.<sup>50</sup>

Mannheim entwickelt so als *einen* Ausweg aus der Sinnkrise eine hermeneutische Methode der Pluralität: Verstehen heißt, die strukturierte Perspektivität der jeweiligen Weltanschauungen durchsichtig zu machen. Auch sein kultursoziologisches Programm des Verstehens ist von Dilthey geleitet,<sup>51</sup> ebenso wie die Betonung des „ganzen Menschen“, der von einer kantianischen und rationalistischen, auf einem erkenntnistheoretischen Subjekt fundierten und „mit einem überzeitlichen Bewußtsein operierenden“ Methodologie „nicht wirklich“ erfasst werde, wie Mannheim in seinem Text *Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit* (1924/1925) festhält (Mannheim 1924/1925/1980: 190 f., 239). Dort heißt es ferner:

„Auch in anderer Beziehung sind Diltheys Ansätze der hier verborgenen Problematik wichtig. Er hatte bisher in großartigster Weise sowohl in historischen Forschungen wie in methodischen Essays die Verwirklichung einer Durchforschung der geschichtlichen Ideenwelt wie auch der Bewusstseinsstrukturen in Angriff genommen. Sein Bestreben, die Weltanschauungsanalyse als theoretische Aufgabe zu versuchen und dabei nicht nur die rationalen Gebiete in den Betrachtungskreis einzubeziehen, bleibt der wichtigste Ausgangspunkt einer jeden nachfolgenden, ähnlich ausgerichteten Bestrebung.“ (ebd.: 191)

Mannheim setzt dem kantianischen und nachkantianischen Subjektbegriff den „ganzen Menschen“ entgegen und entwickelt entlang von Dilthey, Marx und Durkheim ein Subjektverständnis, das konstitutiv mit den historisch-konkreten Erlebniszusammenhängen und der Gemeinschaftserfahrung zusammenhängt. In diesem Sinne schreibt er, es sei methodologisch

49 In einer Vorlesung an der Freien Schule für Geisteswissenschaften hatte bereits Adalbert Fried/Béla Fogarasi eine Interpretationstheorie vorgetragen, die zwischen intentionellem, objektivem und transzendtem Sinn unterschied (Fogarasi 1918/1985). Mannheim (1926/1964: 400, Fn. 7) verwies später auch auf diese Vorlesungen (hier unter Verwendung des deutschsprachigen Namens Adalbert Fried) als wichtige Anregungen für seine Interpretations- und Sinntheorien. In seiner Vorlesung von 1920/1921 unterscheidet Heidegger interessanterweise zwischen Gehalts-, Bezugs- und Vollzugssinn (Heidegger 1920/1921/1995: 63).

50 Später heißt es in *Ideologie und Utopie*: „Totalität bedeutet deshalb in unserem Sinne nicht eine nur einem göttlichen Auge zumutbare, unmittelbare, ein für allemal gültige Schau, nicht ein relativ in sich geschlossenes, auf Ruhe tendierendes Bild. Totalität bedeutet Partikularansichten in sich aufnehmende, diese immer wieder sprengende Intention auf das Ganze [...]“ (Mannheim 1929/2024: 47).

51 Dies betont er auch noch 1936 in Bezug auf die Wissenssoziologie, wobei es nahezu nach einer Art „Hermeneutik der Faktizität“ klingt: „Das, was ich nach Dilthey das verstehende Erfassen des ‚ursprünglichen Lebenszusammenhangs‘ nennen möchte, kommt hier zu sich selbst. Mit Hilfe der verstehenden Methode wird die gegenseitige funktionelle Durchdringung seelischer Erlebnisse und sozialer Situationen unmittelbar verständlich. Wir begegnen hier einem Seinsbereich, in dem das Auftauchen seelischer Reaktionen im Innern notwendig evident wird und nicht bloß wie eine äußere Kausalität nach dem Wahrscheinlichkeitsgrad ihrer Häufigkeit zu verstehen ist.“ (Mannheim 1936/1952/2015: 40)

notwendig, mit einem „überzeitlichen“ und „übersozialen“ Subjektverständnis „aufzuräumen“; die „adäquate Subjektkonstruktion“ sei hingegen „das kollektive Gemeinschaftssubjekt in uns“, das „*Kollektivsubjekt in uns*“ (ebd.: 239).

Mannheims kultursoziologisches Programm und die dokumentarische Sinnanalyse verknüpfen sich schließlich zu einer an Dilthey angelehnten Weltanschauungsanalyse, die er in *Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit* (1924/1925) mit Marx „gesellschaftlich-ökonomisch“ „verankert“ (Mannheim 1924/1925/1980: 192). Dilthey plus Marx, so könnte man pointiert sagen, ergeben für ihn die Grundlagen der kultursoziologischen Weltanschauungsanalyse und schließlich auch den Ausgangspunkt der Wissenssoziologie. Die „Weltanschauung einer sozialen Gruppe oder einer ganzen Epoche“ gilt ihm als „gemeinsamer Nenner, welcher die Sphäre des *Geistigen* mit derjenigen des rein *Sozialen* verbindet“ (Lichtblau 1996: 511). Entsprechend plädiert er für eine kultursoziologisch-genetische Sinndeutung von Weltanschauungen, für eine „dynamische Kultursoziologie“, die Weltanschauungen „funktional“ bzw. wissenssoziologisch auf soziale Lagen, kollektive Erlebniszusammenhänge und einen „gemeinschaftlichen Erlebnisstrom“ bezieht (Mannheim 1922/1980: 142). „Weltanschauung“ bzw. „weltanschauliches Engagiertseins“ fungieren damit als Vermittlungsbegriffe zwischen „sozialem Sein“ und dem Stil kultureller Praxis bzw. „geistigen Gehalten“ (Mannheim 1925/1964: 378).

Zugleich bleibt diese Kultursoziologie nicht reduktionistisch: Zwar lässt sich bei einem Kunstwerk etwa die Kongruenz zwischen Stil, Weltanschauung und deren sozialen Bedingungen „dokumentarisch“ rekonstruieren, dennoch behalten Ausdruckssinn und objektiver Sinn eine relative Autonomie des kulturellen Feldes. Treffender lässt sich daher von einer „Konstellationsanalyse“ sprechen (Mannheim 1925/1964: 328; Kettler et al. 1980: 17).

Im Hintergrund steht bereits Mannheims Grundgedanke: Die Ausdifferenzierung und Pluralisierung weltanschaulicher Wahrheitsansprüche sowie der zugrunde liegenden sozialen und politischen Lager bilden das gesellschaftliche Substrat des Relativismus, verstanden als Partikularismus „standortgebundener“ und „seinsverbundener“ Weltanschauungen, Denkstile und Problemstellungen, die in Konkurrenz zueinander stehen (Mannheim 1928/1929). In ihrer Konkurrenz bilden sie aber eine relationale Struktur. Die moderne Kultur- und Wissenskrise kann nur bewältigt werden, wenn diese Strukturen und sozialen Bedingungen der Weltanschauungen, die unsere kulturellen Praktiken leiten, transparent werden.

Damit entwirft Mannheim eine andere Kultursoziologie als die damals dominierende. Denn der eigentliche Doyen der Kultursoziologie ist zu Beginn der 1920er Jahre sein Heidelberger Lehrer Alfred Weber. Weber sieht die Kulturkrise zwar auch in Säkularisierung, Historismus oder Kampf der Wertesphären begründet, aber ähnlich wie Max Scheler oder Werner Sombart<sup>52</sup> beunruhigt ihn noch mehr die Dialektik zwischen ökonomischer Krise und einer allgemeinen Ökonomisierung des Sozialen. In seinem Vortrag *Die Not der geistigen Arbeiter* von 1922 kritisiert Weber scharf die schrankenlose Herrschaft des Ökonomischen, die zum Bedeutungsverlust von Kultur, Bildung und Wissenschaft geführt habe (Weber 1922/1923). Zentral für diese Diagnose des Niedergangs der Kultur durch den Aufstieg des Ökonomischen ist seine Unterscheidung von Gesellschaftsprozess (soziale Strukturen, Institutionen, Herrschaftsformen, Klassen etc.), Zivilisationsprozess (Rationalisierung, Wissenschaft, Technik, Daseinsbeherrschung, Entdeckungen) und Kulturbewegung (geistig-seeli-

52 Siehe zu Schelers Kulturkritik und Kritik an dem „Wirkprimat des Ökonomismus“ nach 1918 u. a. Agard (2021) und Acham/Moebius (2025: 100 ff.); zu Sombarts kulturkonservativer Kritik an der Ökonomisierung des Sozialen siehe Lenger (2024).

scher Ausdruck, einmalige Schöpfungen, Sinngebung des „Stoffes (= Gesellschaft/Zivilisation) etwa in Kunst, Religion, Philosophie“ (vgl. Weber 1921/2000). Weltanschaulich ist diese noch von der im Krieg normativ aufgeladenen Gegenüberstellung deutscher Kultur und westlicher Zivilisation geprägt, wie sie später Webers und Mannheims Schüler Norbert Elias genauer analysieren sollte (Elias 1937/1939/1977). Weber sieht die Kulturbewegung zunehmend durch Gesellschafts- und Zivilisationsprozess bedroht. Abhilfe verspricht er sich von einem vitalistischen Kulturbegriff, gestützt auf seine historisch-lebensphilosophische Kultursoziologie, die die zweckfreien, schöpferischen und vitalen Kräfte des Menschen historisch erfassen, revitalisieren, zu einem organischen Ganzen fügen und so den „Geschichtskörper“ wieder mit Sinn füllen soll (Weber 1921/2000: 171).<sup>53</sup> Trotz mancher Überschneidungen – etwa der Befürwortung von Konstellationsanalysen – lag doch hier die entscheidende Differenz: Mannheim glaubte weder an eine Autonomie der Kulturbewegung noch an eine seinsun-gebundene, den faktischen Lebenszusammenhängen enthobene Sphäre des „geistig Schöpferischen“ (Demm 2000: 262).

Mitte der 1920er Jahre vertieft Mannheim seine Reflexionen über die epistemische Krise und entwickelt seine Wissenssoziologie. Ein Schlüssel- oder Scharniertext zwischen früherer Philosophie, Kultursoziologie und neuer Wissenssoziologie ist sein *Historismus*-Aufsatz von 1924.<sup>54</sup> Darin bezeichnet er in impliziter Auseinandersetzung mit Lukács, der im Hintergrund steht, und expliziter mit Troeltschs Historismusanalyse den Historismus als mittlerweile unhintergehbare „Voraussetzung der Forschung“ (Mannheim 1924: 2).<sup>55</sup> Bemerkenswert ist hier, dass Mannheim versucht, das Historismusproblem konstruktiv zu wenden, also aus dem diagnostizierten Problem die Lösung zu machen (vgl. auch Mannheim 1924/1925/1980: 196 ff.).

Troeltschs Lösungsidee besteht in der Entwicklung einer „gegenwärtigen Kultursynthese“ (Troeltsch 1922/2016: 772). Die Maßstäbe hierfür sollen genealogisch aus einer universalhistorisch fundierten europäischen Kulturgeschichte und der Reflexion des eigenen historischen Standortes gewonnen werden (ebd.: 694–772).<sup>56</sup> Intention ist, „Geschichte durch

53 Vgl. Loader (2000: 175), zu Alfred Weber allgemein Loader (2012).

54 Für Mannheims Übergang zur Wissenssoziologie sind u. a. seine Bekanntschaft mit Lukács und das Heidelberger Umfeld um Emil Lederer bedeutsam, in dem der lange Zeit dominierende Neukantianismus durch das kritische Engagement der jüngeren Generation hinter einer an Krisenanalysen orientierten Gesellschaftswissenschaft zurücktritt (siehe dazu instruktiv Voller 2022). Mannheim verbindet gleichsam Dilthey mit der Gesellschaftswissenschaft in Anlehnung an den in diesem Umfeld der jüngeren Generation grassierenden Anti-Neukantianismus. Zugleich erkennt man an Mannheims neu akzentuierter Wissenssoziologie die an Dilthey orientierte Überschreitung der Heidelberger Frontstellung zwischen irrationalistischem George-Kreis und rationalistischem Max-Weber-Kreis, wie er sie in seinen Heidelberger Briefen eindrücklich schildert, indem er die konkurrierenden Denkstile als sozial positionierte Weltanschauungen rekonstruiert (Mannheim 1921/1922/1985).

55 Wie Mannheim interessanterweise bemerkt, hätte er die „Grundprobleme des Historismus“ nicht nur anhand von Troeltschs Buch, sondern auch mit Georg Lukács' (1885–1971) *Geschichte und Klassenbewußtsein* (1923) behandeln können (Mannheim 1924: 50; vgl. dazu Löwy 1996: 176 und Laube 2004: 235, 239 ff.), was insofern „lohnend“ gewesen wäre, wie er selbst meint, da er dann derselben Problembeschreibung bei zwei „politisch verschieden orientierten Autoren“ nachgegangen wäre (Mannheim 1924: 50, Fn. 30). Löwy sieht in der Lektüre von Troeltsch und Lukács eine „entscheidende Wende“ in Mannheims Denken „zwischen 1923 und 1924“ hin zum Historismus und zur Wissenssoziologie (Löwy 1996). Wie gezeigt, findet diese „Kehre“ aber bereits 1920 durch die von Heidegger vermittelte positive Dilthey-Rezeption statt und ist bereits in den frühen kultursoziologischen Schriften deutlich vorhanden. Zur Historismusdebatte in der Weimarer Republik Bialas/Raulet (1996).

56 Vgl. dazu auch Laube (2004: 215 ff.). Vorgeprägt wurde Troeltschs Synthesebegriff, wie Laube (2004: 227, Fn. 131) anmerkt, durch Wilhelm Wundts „Prinzip der schöpferischen Synthese“ (Wundt 1908: 268 ff.), das besagt, dass durch die Wechselwirkung psychischer Elemente etwas vollkommen Neues mit „neuen Eigen-

Geschichte [zu] überwinden“; darin knüpft er an Nietzsche an. Troeltschs Konzept der „Kultursynthese“ liefert Mannheim zwar das Stichwort, aber nicht den Lösungsweg. Pointiert formuliert: Beide sehen im Historismus ein Potenzial der Erneuerung, weil erst durch die durch ihn freigesetzte Perspektivierung neue Synthesen ermöglicht werden; während Troeltsch, der im Text nahezu als Idealtyp der Mannheimschen Intellektuellenfigur vorgestellt wird (Mannheim 1924: 17), jedoch die Synthese aus der Vergangenheit der europäischen Kulturgeschichte entwickeln will, wählt Mannheim statt des kulturhistorischen den Weg einer historisch-soziologischen Relationierung und Partikularisierung.

Im Historismus-Aufsatz und in der ein Jahr später daran anschließenden „Soziologie des Wissens“ (Mannheim 1925/1964) präzisiert und formuliert Mannheim seine Lösung als an Hegel orientierte „Totalsynthese“ (Mannheim 1964/1925: 370). Er reagiert auf das Historismusproblem mit einem dialektischen Denkstil, spricht von „dynamischer Synthese“, „dynamischer Totalität“ und einer „Totalsynthese“ der Perspektivierungen und Aspektstrukturen (Mannheim 1924: 5; 1964/1925: 370),<sup>57</sup> die sich einer dialektischen Bewegung verdankt:

„Man muss unumgänglich durch die Antithese hindurch,<sup>58</sup> man muss die vollständige Dynamisierung durchgemacht haben – in diesem Sinne ist auch der relativistisch gewordene Historismus der Lösung näher, als die statische Philosophie mit ihren formalen Absolutheiten –, um die Auflösung der Problematik in der Synthese finden zu können.“ (Mannheim 1924: 56), so Mannheim gegen Ende des Historismusaufsatzes.

Bereits hier wehrte er sich gegen den naheliegenden Einwand, die Relationierung allen Wissens auf unterschiedliche Denkperspektiven, Weltanschauungen und ihre sozialen Grundlagen verstärke den Relativismus oder führe in einen performativen Selbstwiderspruch – ein Vorwurf, der Jahrzehnte später auch von Jürgen Habermas gegenüber der sogenannten *French Theory* formuliert wird (Habermas 1985; Moebius 2010). Den „unendlich oft, bis zum Ueberdruß“ vorgebrachten Einwand, der Nachweis der gesellschaftlichen „Standortgebundenheit“ von Wahrheitskonzeptionen, Wissen und Denken trete selbst als Absolutheitsanspruch auf (Mannheim 1924: 56), konterte Mannheim mit dem Hinweis: Wahrheit ist nicht beliebig relativ, sondern ist immer eine dynamische Wahrheitskonzeption zu einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Gruppe; (ähnlich wie für Foucault) ist nach Mannheim der Wahrheitsbegriff historisch wandelbar; damit wird nicht Wahrheit aufgehoben, sondern genauso wie die Vorstellung eines zeitlosen Subjekts die Vorstellung eines statischen Absoluten

schaffen“ entstehe, das nicht allein auf die einzelnen Elemente, in denen dieses Neue in „kausaler Beziehung“ steht, zurückgeführt werden kann, sondern das mehr sei „als die Summe seiner Faktoren“ und die „Resultante seiner Komponenten“ (Wundt 1908: 274). Zum Anschluss von Curtius an Troeltschs Idee einer Kultursynthese aus der europäischen Kulturgeschichte siehe Hoeges (1994: 162–167), hier auch instruktiv zur Trias Mannheim-Curtius-Troeltsch.

57 Siehe dazu auch Löwy (1996: 180) oder Laube (2004: 294). Hier wiederum finden sich Ähnlichkeiten zu Georg Lukács' hegelianisch-lebensphilosophisch und marxistisch geprägtem Begriff von *Totalität*, der von Mannheim und Alfred Weber z. B. in einem gemeinsamen Seminar vom 21. Februar 1929 auch positiv hervorgehoben wird, siehe dazu das Seminarprotokoll in Demm (1999: 444 ff.). Neben Hegel und Lukács verweist der Totalitätsbegriff bei Mannheim auch auf den Systembegriff von Béla Zalai (vgl. Laube 2004: 378 ff.; 2007: 227), der ihn wiederum u. a. der Gestalttheorie entnimmt und der selbst auf den Begriff der „Weltanschauungstotalität“ verweist. Denn interessant ist, dass Zalai das System ähnlich wie Dilthey, Simmel oder Heidegger aus dem Leben entspringen sieht und zwischen eigentlichen und uneigentlichen Systemen unterscheidet. Ebenso führt er die Wirklichkeit auf das Sein zurück. Im Gegensatz zum Neukantianismus versucht er eine „Metaphysik des reinen Seins“ zu erarbeiten (Smith 1994). Ob die Verbindung des Seinsbegriffs von Zalai zu Mannheims „Seinsverbundenheit“ dominiert (vor Marx' oder Heideggers Seins-Begriffen), oder Mannheim hier aus allen drei (und noch mehr) Seins-Begriffen schöpft, gilt es noch weiter ideenhistorisch zu prüfen. Jedenfalls war Zalai für die intellektuelle Entwicklung des frühen Lukács und Mannheim zentral.

58 Das erinnert an die einige Jahre später von Theodor W. Adorno ausgearbeitete Denkbewegung der „negativen Dialektik“.

(ebd.: 56), einer „Wahrheit-an-sich-Sphäre“ (Mannheim 1931: 670, 676), wird die Vorstellung einer außerhalb des Werdens stehenden, einer zeitlosen, absoluten, apriorischen Wahrheit verworfen (Mannheim 1924: 56). Wahrheit ist somit aus Mannheims Sicht dynamisch und relational an den Lebensvollzug – bzw. ähnlich wie im Pragmatismus – an die lebenspraktischen Probleme gebunden und ändert sich mit diesen (vgl. Jung 2007: 75–93).

Im Historismus-Aufsatz zeigt Mannheim, dass die epistemische Krise und das damit verbundene Relativismusproblem selbst historische Produkte sind, die nur verständlich werden, wenn man die gesellschaftlich-geschichtliche „Standortgebundenheit“ jeder Erkenntnis mitreflektiert und auf eine höhere Reflexionsebene hebt (Mannheim 1924: 24). Es handelt sich also um ein Problem und eine dadurch ausgelöste Krise, die mit der Ermöglichung und Sichtbarwerdung multipolarer Perspektiven *dialektisch* zugleich das Moment ihrer Lösung enthält.<sup>59</sup> Diejenige akademische Disziplin, die diese vom Historismus eröffnete Perspektivierung wissenschaftlich systematisch und konsequent fortführen und in einer Art Hegelscher „Aufhebung“ der Perspektiven auf einer höheren Ebene eine Synthese dieser vorbereiten und so die Gegenwarts Krise lösen kann, ist für Mannheim nun die Wissenssoziologie.<sup>60</sup>

Mit den Aufsätzen *Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit* (1924/1925) und *Das Problem einer Soziologie des Wissens* von 1925 versucht Mannheim im Anschluss an den Historismus-Aufsatz, die epistemische Krise noch einmal auf einer systematischeren Ebene zu fassen. Es findet nun endgültig – wiederum in kritischer Absetzung von Positivismus und Neukantianismus (Mannheim 1925/1964: 329–333) – die „Akzentverschiebung“ (Laube 2004: 400) zur Wissenssoziologie statt. Diese erfasst erstens die unterschiedlichen Wirklichkeitskonstruktionen, das „weltanschauliche Engagiertsein“ und „Weltwollungen“ (Mannheim 1925/1964: 378, 385), analysiert zweitens deren Seinsverbundenheit,<sup>61</sup> drittens deren wechselseitige differentielle Abhängigkeit, fragt viertens nach einer

59 Später beschreibt das Mannheim in lebensphilosophischem Duktus so: „Es gibt einen Punkt, wo die Bewegung des Lebens, zumal in seiner größeren Krise, sich über sich erhebt und der eigenen Grenzen bewußt wird, dort nämlich, wo der politische Problemkomplex von Ideologie und Utopie zum Gegenstand der Wissenssoziologie wird und Skeptizismus und Relativismus [...] zu einem Heilmittel werden.“ (Mannheim 1936/1952/2015: 42). Dieser Satz stammt nicht aus der Originalfassung von *Ideologie und Utopie* von 1929, sondern aus dem extra für die englischsprachige Version von 1936 neu verfassten (und dann später aus dem Englischen rückübersetzten) ersten Kapitel („Erster Ansatz des Problems“) der seitdem auch in Deutschland bis heute meistens verwendeten Version von *Ideologie und Utopie* (Mannheim 1936/1952/2015). Dass diese bei weitem nicht mit der Originalfassung von 1929 übereinstimmt sowie insgesamt zum Editionsprozess siehe das instruktive Vorwort von Klaus Lichtblau zur Neuauflage der Originalfassung in der Reihe *Klassiker der Sozialwissenschaften* (Lichtblau 2024).

60 Die Wissenssoziologie ist – und Mannheim war sich dessen bewusst und hat es ausdrücklich hervorgehoben – selbst ein Produkt der Krise und der zeitgenössischen Problemwahrnehmung, so wie er in einem Seminar mit Alfred Weber zum Beispiel – sich gleichzeitig zur „Auffassung des Marxismus“ bekennend – „die Denksammenhänge als eine Kette sieht, die ihren Ursprung immer in einer gegenwärtigen Not [...] habe.“ (Mannheim in Demm 1999: 447). In Anschluss an den US-amerikanischen Pragmatismus lässt sich diese methodologische Grundfigur auch für die Wissenschaftsgeschichte fruchtbar machen: Dann wären nicht nur Handlungen, sondern ebenso die Genese von Theorien als (durch gesellschaftlich-geschichtliche Strukturen, Denkweisen, Ausdrucksweisen etc. geformte) kreative Antwort- und Lösungsversuche auf gesellschaftlich-geschichtliche Situationen zu rekonstruieren, die als problematisch wahrgenommen oder erfahren werden, so dass wissenschaftshistorisch und -soziologisch die Theorien, Methoden oder allgemeiner: Wissen oder Ideen als Ausdruck von Problemwahrnehmungen und -deutungen rückbezogen werden, Problem und Lösung also wie bei Mannheim dialektisch verbunden sind (vgl. Moebius 2018: 31 ff., dort auch zum Bezug zu Bourdieus Feldsoziologie).

61 Bei Mannheim bezeichnet Seinsgebundenheit, dass Denken, Wollen und Erfahren/Erleben prinzipiell an bestimmte, spezifische, konkrete und genau lokalisierbare Bedingungen, genauer: Lebenszusammenhänge, Seins- bzw. Soziallagen gebunden ist, von diesen wesentlich bestimmt wird und das Denken von dort aus seine Perspektive gewinnt. Seinsverbundenheit bezeichnet demgegenüber den allgemeineren „ontologischen“ Ge-

Einheit in der Differenz und reflektiert fünftens noch einmal die eigene Beobachtungsposition (Laube 2004: 402).

Die Wissenssoziologie, die Mannheim dabei entwickelt, grenzt er explizit und grundlegend von der zeitgleich entstehenden Variante Max Schelers ab (Mannheim 1925/1964: 365 ff.). Scheler (1924) trennt strikt zwischen Idealfaktoren (einem eigenständigen Reich apriorischer Wahrheiten und Werte, deren Geltung gesellschaftsunabhängig ist) und Real-faktoren (sozialen und psychischen Kräften, die in einer Art Schleusenfunktion lediglich beeinflussen, *welche* dieser an sich gültigen Wahrheiten jeweils aufgenommen, durchgesetzt und realisiert werden). Wissenssoziologie untersucht bei ihm das Zusammenwirken, das „dynamische Werden“, der Wirkfaktoren. Mannheim hingegen stellt diese radikale Trennung von Geist und Sozialem in Frage und fasst die Seinsverbundenheit des Wissens insofern viel weiter.<sup>62</sup>

Denn wie bereits die Weltanschauungsanalyse gezeigt hat, sind Erkenntnisweisen, Denk-, Wissens- und Wahrnehmungsprozesse für ihn seinsverbunden: auf gesellschaftlich-geschichtliche Standorte, konjunktive lebendig-existenzielle Erfahrungsräume und Generationenerfahrungen rückführbare „Denkströmungen“, „Denkstile“ und Aspektstrukturen (Mannheim 1925/1964: 372 ff.). Wissen steht in einem funktionalen Verhältnis zu den Seinslagen – was er dann u. a. in seinem berühmten Artikel *Wissenssoziologie* in Alfred Vierkants *Handwörterbuch der Soziologie* (1931) als „Seinsverbundenheit des Wissens“ bezeichnet (Mannheim 1931: 660).<sup>63</sup> Anders als in mancher der von Marx inspirierten Ideologiekritik geht er davon aus, dass kein Standpunkt allein Wahrheitsanspruch erheben kann. Entscheidend ist zudem nicht nur das „Interesse“ einer Klasse, wie im „Vulgärmarxismus“ oder in der klassischen Ökonomie, sondern – auf einer darüber liegenden Ebene – andere an den existenziellen Lebensvollzug bezogene Relationierungen wie „weltanschauliches Engagiertsein“ oder „Weltwollungen“;<sup>64</sup> auf Seiten des gesellschaftlichen Substrats geraten daher auch quer zu den sozialen Klassen stehende soziale Gruppen wie Generationen in den Blick (Mannheim 1925/1964: 378 f.).

Mannheim, der in dieser Zeit auch die Generationssoziologie begründet (Mannheim 1928),<sup>65</sup> knüpft seine Wissenssoziologie zunächst noch eng an die frühen kultursoziologi-

denken, dass alles Denken, Wollen und Erleben funktional in geschichtliche und gesellschaftliche Zusammenhänge eingelassen ist, die zwar nicht aufgehoben, wohl aber reflexiv rekonstruiert, hermeneutisch verstanden und methodisch kontrolliert werden können. Vielleicht ähnlich wie Heideggers „Ins-Sein-Geworfen-Sein“ und das „Seins-Verständnis“. So wie Heidegger früh noch wenig von Sein, sondern von Existenzbezug und „vorriffsgebunden“ oder „Leibgebundenheit“ spricht (Heidegger 1920/1993: 35, 177), schreibt Mannheim (1924/1925/1980: 200) von „existenzverbunden“ (statt „seinsverbunden“) bzw. Seinsgebundenheit, aber auch ganz in der Linie des frühen Heidegger, dass die Begrifflichkeiten als Teil eines „existentiellen Gesamtprozeß“, „von diesem existentiellen Bezug her“ aufgefasst zu werden haben (ebd.: 219). Der Begriff der Seinsgebundenheit hat zumindest Anklänge an Heideggers Begrifflichkeiten. Zu den beiden Begriffen siehe auch die Überlegungen von Kettler et al. (1984: 24). In der englischen Ausgabe von *Ideologie und Utopie* (1936) fehlt schließlich die Differenzierung zwischen den beiden.

62 Siehe dazu Mannheims Scheler-Kritik (Mannheim 1925/1964: 341 ff.).

63 Zu diesem Handwörterbuch siehe Moebius (2026).

64 Mannheim schreibt von „Weltwollungen“ in Anlehnung an Alois Riegls Begriff des „Kunstwollens“, ohne jedoch dessen engen kunsthistorischen Rahmen zu übernehmen (vgl. Tanner 2009). Er umschreibt es als „unbewußte latente Tendenz“ (Mannheim 1925/1964: 381, Fn. 20), wobei in Bezug auf den Begriff der „Tendenz“ wiederum Heidegger anklingt, der in seinen Freiburger Vorlesungen über die „motivierender Tendenz“ als „Grundcharakter Lebens“ sprach (vgl. Kisiel 1986: 100).

65 1928 erschien die erste Studie Mannheims zur Generationssoziologie in den *Kölner Vierteljahrsheften*. Wie bereits im Vortrag *Die Seele und die Kultur* sollten „Generationen“ auch weiterhin Thema in späteren Schriften bleiben. Mannheim unterschied in seiner Generationssoziologie zwischen „Generationslagerung“ („dieselbe

schen Überlegungen: „Nur auf diesem Umwege über den Begriff der Weltanschauungstotalität (auf dem Umwege durch eine Kultursoziologie) kann also der Versuch einer Soziologie des Wissens unternommen werden [...]“ (Mannheim 1925/1964: 379), schrieb er 1925. Seine im selben Jahr eingereichte, von Emil Lederer, Alfred Weber und Carl Brinkmann<sup>66</sup> begutachtete Habilitationsschrift widmete sich dann der detaillierten Analyse eines Denkstils: dem Alt-Konservatismus.<sup>67</sup> Damit war der Schritt hin zu wissenssoziologischen Analysen politisch-sozialer Weltanschauungen getan, die für seine spätere Diagnose politisch-sozialer Krisen zentral werden.

Den Übergang zu diesen Diagnosen politisch-sozialer Krisen markiert der „Streit um die Wissenssoziologie“. Auslöser sind Mannheims Vortrag „Die Konkurrenz auf dem Gebiete des Geistigen“ auf dem Deutschen Soziologentag 1928 in Zürich<sup>68</sup> und das 1929 erschienene Buch *Ideologie und Utopie*. Die daran anschließende Debatte gehört zu den größten soziologischen und intellektuellen Kontroversen der Weimarer Republik und macht Mannheim schlagartig zum „shooting star“ der zeitgenössischen Soziologie (Matthiesen 1989: 72). Er bündelt in Vortrag und Buch nicht nur die Diagnose der epistemischen Krise, sondern radikalisiert sie, indem er zeigt, dass es auch im wissenschaftlich-geistigen Feld weniger um das hehre Ideal der Wahrheit als um Konkurrenzkämpfe um Deutungs- und Repräsentationsmacht geht.

„Vertreter aller Generationen der deutschen Gelehrten“ (Srubar 2010: 60 ff.) – von Alfred Weber und Werner Sombart bis hin zu Otto Neurath, Max Horkheimer, Ernst Robert Curtius, Max Adler, Eduard Spranger, Hannah Arendt, Günter Stern, Herbert Marcuse oder Karl August Wittfogel – alle diskutieren Mannheims Thesen kontrovers (vgl. Meja/Stehr 1982). Ihm werden Soziologismus, Relativismus, Klassenneutralität, soziologischer Materialismus oder verkappter „Submarxismus“ vorgeworfen. Gerade diese Abwehrreaktionen bestätigen jedoch seine These von der „Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen“. Die Wissenssoziologie erscheint vielen zugleich als „Bedrohung der Wissensautonomie anderer Disziplinen“ und als potenzielle „zukünftige wissenschaftliche Zentraldisziplin“ (Srubar 2010: 61). Während Marxisten sich an der radikalen Relativierung der Unterscheidung von wahren und falschem Bewusstsein stören, sehen viele Geisteswissenschaftler die Autonomie ihrer Fächer gefährdet. Norbert Elias berichtet später, Mannheims Vortrag sei als „revolutionär“ und „geistiges „Feuerwerk“ empfunden worden (Elias 1990: 141, 145); Alfred Weber, der bereits Anfang der 1920er Jahre von Mannheim tief beeindruckt war und sich nachdrücklich für dessen Habilitation eingesetzt hatte (Demm 2000: 253), lobte den Zürcher Vortrag und gestand ihm analytische Schärfe zu, kombinierte diese Anerkennung jedoch

historische Lebensgemeinschaft“ qua Geburtsdatum), „Generationszusammenhang“ („Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen“ und gemeinsamer Problemhorizont) und „Generationseinheit“ (die spezifische, etwa im Sinne eines liberalen oder konservativen Denkstils geleistete Wahrnehmung und Verarbeitung der Schicksale sowie manchmal auch gegensätzliche Reaktion auf Probleme der Zeit).

66 Zur Konstellation der Heidelberger Sozialwissenschaften dieser Zeit siehe Blomert (1999).

67 Kettler, Meja und Stehr zeigen in ihrem Vorwort zur deutschen Ausgabe, dass Mannheims Habilitationsschrift ironisch oder als dekonstruktive Praxis gelesen werden muss, da er darin in seiner Analyse der Genese des Historismus „Phänomene, die von konservativen Kritikern als unverwurzelt und zersetzend angesehen werden [der Relativismus des Historismus, S.M.] [...] als legitime Erben des deutschen Konservatismus“ ausweist (Kettler et al. 1984: 23). Das betrifft letztlich auch seinen eigenen Denkstil, der Elemente des herausgearbeiteten konservativen Denkstils beinhaltet: das aus dem faktischen Lebensvollzug stattfindende „Klären“, das auch liberal-rationalistische sowie sozialistisch-dialektische Züge aufweist, die Synthese und damit wiederum eng verbunden die Dialektik sowie der Vitalismus (siehe dazu Kettler et al. 1984: 28–34).

68 Die Erkenntnistheorie und deren Funktion, Fundamentalwissen zu produzieren, wird nun, wie erwähnt, als „Rechtfertigungswissen“ entlarvt und dekonstruiert (Mannheim 1928/1929: 81; vgl. auch Laube 2004: 401).

zugleich mit Vorbehalten, indem er auf einer eigenständigen Sphäre des geistig Schöpferischen beharrte. Mannheim charakterisierte er als „sublimierten Intellektualisten“ und historischen Materialisten (Weber 1929: 92), mit dem er aber anschließend in gemeinsamen Seminarsitzungen engagiert weiterdiskutierte (Demm 2000: 262).

Besonders herausgefordert fühlen sich die Philosophen, gilt ihre Disziplin doch bislang als Grundlagenfach, das die Voraussetzungen aller Wissenschaften zu begründen verspricht. Der Romanist Ernst Robert Curtius bringt diese alte Rangordnung in einer trotzigen Replik auf Mannheim auf den Punkt: „Die Philosophie – sie allein ist die Königin der Wissenschaften.“ Die Soziologie sei dagegen nur „Teilwissenschaft“ (Curtius 1929/1982: 424). Er ging noch weiter und beschwört das Gespenst einer „Verflechtung“ von Judentum, Marxismus und Soziologismus, die die Fundamente des „deutschen Geistes“ bedrohe. Mannheim attestiert er eine nihilistisch-relativistische „Bewußtseinshaltung entwurzelter moderner Intellektuellenschichten“ (Curtius 1932: 86, 90).<sup>69</sup> Gerade mit diesen Invektiven bestätigt auch Curtius jedoch wiederum Mannheims These, dass Wissenschaft kein neutraler, allein der Wahrheit verpflichteter Ort ist, sondern ein Kampfplatz politischer und ideologischer Positionen.<sup>70</sup>

Nicht alle, so Mannheim in einem an Max Weber erinnernden Duktus, könnten es ertragen, in der wissenssoziologisch offengelegten Relativität, einem dauernden Schwebestand ohne Halt und Boden zu leben. Manche flüchten in Fanatismus, andere reagieren mit neuen Absolutheitsansprüchen, Fundamenten oder ahistorischen Setzungen.<sup>71</sup> In der Soziologie der Weimarer Republik ließen sich entsprechende Tendenzen etwa bei Leopold von Wiese und dessen formaler Soziologie ausmachen, aber auch bei Scheler und Plessner mit ihrer philosophischen Anthropologie, bei Karl Dunkmanns und Hans Freyers völkischem Gemeinschaftskult oder Otto Neuraths formalistischem Positivismus und dem Glauben an eine *unified science*. Einige wenige versuchen hingegen, so Mannheim, Kulturrelativismus und Umwertung der Werte heroisch auszuhalten, um – wie etwa Heinrich Heine – zu Ironikern oder, wie Mannheim schreibt, zu „unerschütterlichen Wahrheitssuchern“ und „radikalen Desillusionierern“ zu werden (Mannheim 1933/2022: 91), zu denen er Max Weber (vgl. Mannheim 1925/1984: 211) und wohl teilweise auch sich selbst zählt<sup>72</sup> – jedenfalls spätestens 1933, als die frühere Hoffnung auf eine kulturellerneuernde „junge Generation“ in ihr Gegenteil, in eine faschistische Mobilisierung, umgeschlagen war.

Der Streit um die Wissenssoziologie und Mannheims Zürcher Vortrag von 1928 gehören zunächst zur Diagnostik und Radikalisierung der epistemischen Krise – einer Zuspitzung, die Mannheim als Voraussetzung für die Überwindung der Krise in der Synthese begreift: Zugleich markieren der Vortrag und das viel diskutierte Buch *Ideologie und Utopie* (1929) den

69 Vgl. insgesamt zu Mannheim und Curtius die instruktive Studie von Hoeges (1994).

70 Auch hier lassen sich wiederum Homologien im Denken zwischen Mannheim und Bourdieu festmachen. Aber auch in Begrifflichkeiten wie etwa, wenn Mannheim von „sozialem Raum“ schreibt (Mannheim 1931: 661).

71 Vgl. dazu im Detail mit Bezug zur Weimarer Soziologie: Moebius (2025b).

72 So greift Mannheim im Historismusaufsatz beispielsweise Webers Abschluss des Vortrags „Wissenschaft als Beruf“ wieder auf, angesichts der „Lebensproblematik“ fehlender letztgültiger Absolutheiten (nach Goethe) den „Forderungen des Tages“ gerecht zu werden (Mannheim 1924: 58). Mannheim arbeitete Ende der 1920er Jahre an umfangreicheren Essays bzw. einem Buch über Max Webers Werk (siehe Briefwechsel mit Paul Siebeck im März und Oktober 1929 sowie mit Philosophischer Fakultät der Universität Heidelberg, Mannheim 1929/2003a, b, c), das aber wahrscheinlich wegen seiner Berufung nach Frankfurt nicht zustande kam. Einige Unterschiede zu Weber lassen sich festmachen; hier sei nur andeutungsweise auf Mannheims Charakterisierung verwiesen, wonach Weber methodisch den Positivismus nicht verlassen habe und „Totalitätskonstruktionen abhold“ gewesen sei (Mannheim 1925/1984: 211 f.), während Mannheim gerade jenseits des Positivismus nach „Weltanschauungstotalität“ und „Totalsynthese“ strebt.

Übergang zur wissenssoziologischen Diagnose der politisch-sozialen Krise. Diese verortet Mannheim vor allem in der wachsenden politisch-sozialen Polarisierung seiner Zeit. Sein Fokus liegt dabei weniger auf polit-ökonomischen Antagonismen als auf der Frage, wie sich diese politisch aufgeladenen Konflikte im geistigen Feld artikulieren und dort als konkurrierende politische Weltanschauungen sichtbar werden.

### 3. Politisch-soziale Krise

Die gesellschaftliche Krisensituation um 1930 ist geprägt von Weltwirtschaftskrise, Massenarbeitslosigkeit, sozialer Verelendung, der Erosion von Demokratie und Parlamentarismus, massiven politischen Lagerbildungen, „Panik im Mittelstand“ (Geiger 1930), kulturellem Orientierungsverlust, dem Aufstieg reaktionärer, nationalistischer, nationalsozialistischer Bewegungen und ideologischen Grabenkämpfen.<sup>73</sup>

Mannheim thematisiert diese Krisen insbesondere auf der Ebene der politisch-weltanschaulichen Lagerbildung. Zwar schreibt er 1930 auch über die „Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens“ sowie über die (auch sozialpsychologischen) Auswirkungen der Wirtschaftskrise auf die Subjektivierungsprozesse, „Menschenformung“ und „Gestaltung des Menschen“ (Mannheim 1930/2023), doch liegt der Fokus seiner Krisendiagnose insgesamt weniger auf der Ökonomie als auf der Polarisierung der polit-ideologischen Lager und später auf der Frage, wie Demokratien durch wissenschaftlich-rationale Planung, gezielte Lern- und Erziehungsprozesse und geistige Eliten stabilisiert werden könnten (vgl. Boris 1971).

In *Ideologie und Utopie* entwirft Mannheim 1929 eine wissenssoziologische Krisenanalyse der polarisierten Weltanschauungen und einen Lösungsvorschlag. Er zeigt, wie die Gesellschaft in geschlossene, einander kaum zugängliche Weltanschauungslager zerfällt, die jeweils ihre eigene „Totalperspektive“ ausbilden und damit eine gemeinsame Verständigungsbasis zerstören. Diese Lager deuten die soziale Wirklichkeit selektiv, sodass politische Konflikte nicht mehr als sachlich lösbare Probleme erscheinen, sondern als Ausdruck unvereinbarer Sichtweisen, in denen der Gegner fundamental delegitimiert wird.<sup>74</sup> Die Krise verschärft sich, weil große Ideologien – konservative, liberale, sozialistische, faschistische – sich wechselseitig verfestigen und radikalieren. Mannheim diagnostiziert, in kritischer Auseinandersetzung mit Georges Sorel und Vilfredo Pareto, eine „große Verlockung“, die vom „fascistisch-aktivistischen Erlebnis“ mit seinem Aktionismus, seinen irrational-geschichtslosen Mythen und „dumpfen vitalen Instinkten“ ausgeht (Mannheim 1929/2024: 79 f.). In seinen Vorlesungen zur „Allgemeinen Soziologie“ von 1930 interpretiert er die Krise des Historismus und die Orientierungslosigkeit als Nährboden solcher „Reprimitivierungen“: sowohl in faschistischen als auch in orthodox-marxistischen und bolschewistischen Tendenzen (Mannheim 1930/2000: 80 ff.) fänden sich so viele Anhänger, weil sie versprechen, die moderne komplexe Lebenswelt radikal zu vereinfachen. Dabei redet er allerdings keiner historisch undifferenzierten, verkürzten Totalitarismustheorie das Wort, sondern betont, dass sich der „Leninismus“ niemals zu einem „völligen Irrationalismus“ verflüchtigt

<sup>73</sup> Siehe dazu Raphael (2026).

<sup>74</sup> Zugleich diagnostiziert er einen Utopieverlust, der eine Verdinglichung hervorruft, eine „statische Sachlichkeit“, „in der der Mensch selbst zur Sache wird“ und dadurch den „Willen zur Geschichte und damit den Blick in die Geschichte verliert.“ (Mannheim 1929/2024: 169).

habe und seine „aktivistische intuitionistische Theorie stets [...] von der Lehre einer rationalen Erkennbarkeit des Geschichtsprozesses“ gestützt war (Mannheim 1929/2024: 80).<sup>75</sup>

Mannheims Antwort auf die ideologischen Polarisierungen ist erneut die Synthese, diesmal aber mit einer konkret benannten gesellschaftlichen Trägergruppe dieser Synthese: der „relativ klassenlosen Schicht“ der „sozial freischwebenden Intelligenz“ (ebd.: 88).<sup>76</sup>

Damit knüpft er eigentlich an ein bereits im Kaiserreich verbreitetes sozial- und kulturpolitisches Programm des Bildungsbürgertums an: eine normative Überhöhung der Gebildeten, die sich selbst einen über den Interessengruppen schwebenden, ideologiefreien „Überblick“ „über die Entwicklung der menschlichen Dinge“ zuschrieben (Brentano 1890: 3).<sup>77</sup>

In der Haltung der Intellektuellengruppen sieht Mannheim die Lösung der weltanschaulichen Kämpfe und der „unversöhnlichen Pluralität der Denkstile“. In Anlehnung an Max Webers Jesaja-Zitat aus *Wissenschaft als Beruf* (1917) ernennt er sie zu „Wächtern [...] in einer sonst allzu finsternen Nacht“ (Mannheim 1929/2024: 92), zu politischen und wissenschaftlichen Hoffnungsträgern. Sie sollen erstens – ähnlich wie ein Parlament – eine Verständigung zwischen polarisierten ideologischen Standpunkten ermöglichen; hier zeigt sich, dass Mannheims eigene Weltanschauung eher dem Liberalismus entspricht. Bei Mannheims intendierter „Totalsynthese“ geht es jedoch nicht um einen liberalen Kompromiss im Sinne eines Mittelwegs oder Konsenses auf den kleinsten gemeinsamen Nenner, sondern um eine reflexive, mehrstimmige Meta-Perspektive – eher einem Kaleidoskop vergleichbar –, in der die unterschiedlichen Perspektiven in ihrem Zusammenhang und ihrer wechselseitigen Bedingtheit durchsichtig werden. Zweitens verkörpern die Intellektuellen einen „neuen Typus der Objektivität“: eine wissenssoziologisch reflektierte, relationistische Annäherung an einen prozessualen Wahrheitsanspruch, die dialektisch nur als Resultat aus der „Totalsynthese“ der Partikularperspektiven gewonnen werden kann.<sup>78</sup> In dieser durch die Intellektuellen hergestellten „dynamischen Synthese“ zeigt sich eine gewisse Nähe zu Alfred Webers Hoffnung auf eine geistige Elite, auch zu Schellers „Idee des Ausgleichs“ (vgl. Agard 2021), nur dass dort eine religiös-geistige Wertelite, bei Mannheim eine wissenssoziologisch geschulte Intelligenz Trägerin dieser Synthese ist.<sup>79</sup>

75 Zugleich kritisiert er auch das „amerikanische Bewusstsein“ als Gefahr für ein wissenssoziologisches und historisches Verständnis der Welt, da dieses Bewusstsein, das „mit der kapitalistischen Wirklichkeit viel schneller als unser Denken in völlige Deckung geriet“ die gesamte „Weltsicht“ an der „organisatorisch-technischen Wirklichkeitsbeherrschung orientiert“ sowie historische Sinnzusammenhänge positivistisch auf „ewiggleiche Gesetzmäßigkeiten“ und Typen reduziert (Mannheim 1929/2024: 163 f.).

76 Der Topos einer „freischwebenden Intelligenz“ war keine Erfindung Mannheims, aber auch nicht allein Webers, den Mannheim diesbezüglich anführte, sondern in Variationen als Ideal im Heidelberger Professorenmilieu durchaus verbreitet. Der Soziologe Carl Brinkmann hatte 1921 bereits von einer freien, losgelöst schwebenden „Intelligentsia“ gesprochen. Auch Emil Lederer, ebenfalls Professor in Heidelberg und Lehrer Mannheims, hatte im selben Jahr ein Verständnis von den Intellektuellen als gesellschaftliche Synthetisierungskraft entwickelt; siehe zu Intellektuellensoziologie in der Weimarer Republik detailliert Moebius (2025c).

77 Zu Mannheims Theorem der „relativ freischwebenden Intelligenz“ siehe Moebius (2025c; 2025e); dort werden auch die intellektuellensoziologischen Studien, die Mannheim in den 1930er Jahren seit dem Ende der Weimarer Republik verfasste, genauer behandelt; zu diesen Texten siehe auch den informativen Text von Oliver Neun, der diese Texte erfreulicherweise nun auf Deutsch zugänglich gemacht hat (Neun 2022); zu dem Theorem der freischwebenden Intelligenz als sozial- und kulturpolitisches Programm Mannheims siehe Neusüss (1968: 184).

78 In dem der englischen Ausgabe von *Ideologie und Utopie* vorangestellten Kapitel heißt es (in der deutschen Übersetzung): „In den Sozialwissenschaften ist ein neuer Typus von Objektivität nicht dadurch zu gewinnen, daß man die Wertung ausschließt, sondern daß man kritisch um sie weiß und sie kontrolliert.“ (Mannheim 1936/1952/2015: 7).

79 Auch ist das Durchsichtigmachen der Synthese bei Mannheim streng genommen kein „Ausgleich“ (Scheler), da Mannheim nicht auf eine letztlich endgültige harmonische Einheit abzielt. Zudem setzt er neben den Intellek-

Im Grund entsprechen Mannheims Intellektuellen mit ihrer Totalperspektive funktional Georg Lukács' Proletariat (Lukács 1919/1923/1979: 89) (mit dem Mannheim übrigens eine dialektische Totalitätsauffassung teilt). Warum aber sollten die Intellektuellen für eine Totalperspektive besonders prädestiniert sein? Weil sie qua Bildung und gemeinsamer Bildungskultur<sup>80</sup> über ein geschärftes Reflexionsvermögen verfügen, deshalb ihre eigene Seinsgebundenheit leichter als andere soziale Schichten erkennen, sich partiell davon lösen und sich so in gegnerische Standpunkte besser einfühlen können. Es geht ihm dabei nicht um eine bloß abstrakte „Diskussionsgemeinschaft“ im Sinne Habermas' – auch wenn er dessen Begriff der „deliberativen Demokratie“ vorweggenommen hat (Mannheim 1929/2024: 90, 92 ff.) –, sondern um eine „Realdiskussion“, die voraussetzt, dass die Beteiligten wissenssoziologisch geschult sind und als Träger einer soziologischen Einstellung erkennen, dass hinter ihren Ansichten „willens-, macht- und interessengebundene Kollektivkräfte“ stehen (Mannheim 1929/2024: 63). Zugleich hält er zu dieser Zeit den inhaltlichen Gehalt der angestrebten dynamischen Synthese bewusst offen:<sup>81</sup> Die Intellektuellen sollen den Möglichkeitshorizont erweitern, nicht selbst aber letztgültig entscheiden.

Das Bild einer in den Wolken schwebenden, entwurzelten Intelligenz und die Hoffnung, Intellektuelle könnten die kulturellen und politischen Krisen lösen, provozierten Spott und zahlreiche Einwände.<sup>82</sup> Bereits Mannheims Heidelberger Schüler machten sich ein wenig darüber lustig, als sie 1930 Mannheim anlässlich der Berufung nach Frankfurt eine auf ihn zugeschnittene Fassung der Aristophanes-Komödie *Die Wolken* aufführten.<sup>83</sup> Die sich selbst als „Soziologisches Kollektiv 1930“ bezeichnete Schülerschaft nannte das Bühnenstück in Anlehnung an ein Kapitel aus *Ideologie und Utopie* „Die Wolke oder Politik als Wissenschaft“. Darin wetteiferte ein „Chor der entwurzelten Intellektuellen“ als gottgleiche Menschen mit dem „Chor der verwurzelten Existenzen“ um die Gunst der Jugend. Die entwurzelten, in luftigen Höhen schwebenden, relativierenden Intellektuellen à la Mannheim, der in dem Stück als verführerender „Privatsophist“ Sokrates und „Besitzer des ‚einzig richtigen Bewusstseins‘“ charakterisiert wurde, der die Jugend, genauer den jungen Pheidippides, intellektuell „verführt“, treffen auf noch an letzte Absolutheiten glaubende, verwurzelte (Heidelberger) Gelehrtenpersönlichkeiten. „Hier schwebend, hebst die Welt du aus den Angeln“, versprach Sokrates-Mannheim dem Jüngling. Am Schluss des Stückes trugen die Entwurzelten und das „Luftreich der Intelligenz“ den Sieg davon – ein leuchtender Funke der Hoffnung, den Sokrates-Mannheim noch befeuert: „Dort oben mag es kampfflos eingebor'ne Freiheit geben, hier unten müssen wir uns selber erst die Welt der Freiheit schaffen. Darum lehr' ich Euch die Gefangenschaft des Geistes seh'n. Darum die Seinsgebundenheit. Wir müssen die Ketten spüren, um uns zu befrei'n. Darum wird – wenn Ihr es wollt – der Traum von heute Wirklichkeit von morgen sein.“

tuellen noch auf anderen Gruppierungen, wie gleich noch erwähnt wird, etwa weiterhin auf die neue Generation, die auch der Wissenschaft neues Leben einhauchen könne – vorausgesetzt, auch deren Hochschullehrer versinken nicht in wissenschaftlicher Kontemplation und verlieren den Bezug der Wissenschaft zu den gesellschaftlichen Prozessen nicht (Mannheim 1922/2004: 576).

80 Zu „Bildung und Kultur“ als Deutungsmuster eines deutschen bildungsbürgerlichen Habitus siehe Bollenbeck (1994).

81 Siehe Loader (2000: 177). Das teilt Mannheim mit Marx, Engels und der Kritischen Theorie, die sich der genauen Angabe einer konkreten Utopieversion versagten.

82 Siehe dazu, besonders zu den Reaktionen seiner Schülerschaft, Moebius (2025e).

83 Ein Manuskript des Stückes befindet sich in den Archivalien von Hanna Papanek, hinterlegt in den Archivmaterialien ihrer Halbschwester und der Mannheim-Schülerin Nina Rubinstein (1908–1996), *Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich* (AGSÖ), Signatur 39.2.1.2.

Theodor Geiger, ebenfalls aufstrebender Soziologe der späten Weimarer Republik, bezweifelte die relative Loslösung der Intellektuellen aus ihrer Seinsgebundenheit. Er gab zu bedenken, eine von ihnen hergestellte „Synthese der konkurrierenden Klassenideologien“ werde wiederum eine „eigene Schichtideologie der Intelligenz“ erzeugen (Geiger 1944/1949: 64). Siegfried Kracauer, der mit Mannheim das soziologische Projekt einer „Entmythologisierung“ und eines radikalen Bruchs mit Absolutheitsansprüchen teilte,<sup>84</sup> kritisierte Mannheims Lösung durch die Intellektuellen als zu formalistisch (Kracauer 1929/2011). Er gehörte aber zu den wenigen, denen auffiel, dass Mannheim von „relativ“, nicht von „absolut“ freischwebenden Intellektuellen sprach. Ging es ihm doch gerade nicht um eine Art völlig losgelösten, aus den Wolken schauenden „göttlichen Blick“,<sup>85</sup> sondern um die Möglichkeit einer Analyse der gesellschaftlichen Totalität, die verschiedene standortgebundene Perspektiven systematisch einbezieht und so einen höheren Grad an Objektivität beanspruchen kann.

Oft wird übersehen, dass Mannheim diese Fähigkeit nicht ausschließlich Intellektuellen zuschreibt. Anders als bei Marx oder seinem früheren Mentor Georg Lukács (1919/1923/1979: 89) ist es nicht ausschließlich das Proletariat, das das gesellschaftliche Ganze erkennt. Gleichwohl erweiterte er den Kreis potenzieller Träger einer kritischen Distanz zur sozialen Wirklichkeit: Neben der „soziologisch gewordenen Intelligenz“ nennt er die jüngere Generation, Frauen oder die jüdische Bevölkerung (Kettler/Meja 1993, 2017; Kettler et al. 1989: 90), die aufgrund von Diskriminierungs- oder Marginalisierungserfahrungen besonders disponiert seien, ebenso eine „soziologische Lebenshaltung“ aus reflexiver Distanz zur Gesellschaft zu entwickeln.

Aus der jüngeren Generation kritisierte Hans Speier, Mannheims erster Doktorand, an dessen Intellektuellensoziologie, sie folge noch einem Bildungsideal des 19. Jahrhunderts. Mannheim übersehe die klassenmäßig ungleiche Verteilung von Bildung. Seine Hoffnung auf eine geistige Elite verrate den Charakter einer „liberalen Ideologie“ mit „aristokratischem Anspruch“ (Speier 1930/1982: 538, 549).

Mannheim thematisiert in *Ideologie und Utopie* Bildung jedoch nicht nur im Sinne des klassischen Bildungsguts, sondern plädiert explizit für „politische Bildung“ im „Lehrbetrieb“ zugunsten einer „konkreten Lebensorientierung“ (Mannheim 1929/2024: 105).<sup>86</sup> Im Kontext der Debatten, etwa der Speier-Kritik, justiert Mannheim seinen Bildungsbegriff. Bildung bedeutet nun weniger geistesaristokratische Teilhabe am klassischen Bildungsgut, sondern die wissenssoziologisch forcierte „Erkenntnischance“ reflexiver Distanz von der eigenen Seinsgebundenheit (Mannheim 1933/2022: 36–41) sowie die Fähigkeit, „alle Möglichkeiten, die man sehen kann, durchzumachen“ (Mannheim 1930/2000: 93). Bildung fällt damit weitgehend mit der wissenssoziologischen Einstellung zusammen. Soziologie wird dementsprechend zur Königsdisziplin universitärer Bildung. Entsprechend wandelt sich die Figur des Intellektuellen: Intellektuell ist für Mannheim nur derjenige, der über diese moderne Bildung, also diese wissenssoziologische Fähigkeit zur Distanzierung von der eigenen Seinsgebundenheit verfügt; der/die Intellektuelle ist also gleichsam der/die Wissenssoziologe/in.

Zusammengefasst konzentriert sich Mannheims Diagnose der politisch-sozialen Krisen um 1930 vor allem auf Pluralisierung, Polarisierung und Radikalisierung der politischen Lager, und zwar auf deren weltanschaulichen Aspekte. Mehrere politische Programme mit

84 Siehe dazu Moebius (2025c, 2025e).

85 Vgl. dazu bereits die Kritik an Scheler in Mannheim (1925/1964: 371) sowie Mannheim (1930/2000: 109).

86 Siehe dazu auch Mannheims Überlegungen zu *Die Gegenwartsaufgaben der Soziologie. Ihre Lehrgestalt* von 1932 (Mannheim 1932/2019).

gleichrangigen Wahrheitsansprüchen stehen sich unversöhnlich gegenüber. Das ist seine wissenssoziologische Krisendiagnose. Habe man die Entstehungsprozesse der unüberbrückbaren Gräben zwischen ihnen wissenssoziologisch aufgezeigt, bestehe eine größere Chance, diese zu überbrücken. Ökonomische Krisenprozesse, die von Geiger diagnostizierte „Panik im Mittelstand“, die vielfach kritisierte Massenkultur, die in der zeitgenössischen Soziologie breit diskutierte Demokratiekrise<sup>87</sup> oder die virulenten Gemeinschaftssehnsüchte jener Zeit<sup>88</sup> bleiben bei ihm demgegenüber randständig.

Die Kompetenz für die Überwindung der Polarisierung schreibt Mannheim vor allem den Intellektuellen und der Wissenssoziologie zu. Pointiert gesagt setzt er auf eine soziologische Rationalität, die die grundsätzliche Relativität und Relationalität aller politischen Weltanschauungen reflektiert. In *Ideologie und Utopie* avanciert die Wissenssoziologie damit zu einer politischen Wissenschaft, die zwar nicht Politik im Sinne letzter Entscheidungen ersetzt, die aber deliberativ den Raum für politische Entscheidungen vorbereitet, in dem sie „den Strukturzusammenhang zwischen Entscheidung und Sicht, zwischen Sozialprozeß und Willensprozeß zum Thema der [...] Forschung“ macht und „das Blickfeld, von dem man aus zu entscheiden hat, erweitert“ (Mannheim 1929/2024: 94, 115).

Jede wissenssoziologische „Reflexivmachung der bislang uns beherrschenden Determinanten“ ist für Mannheim eine Form der Selbstkontrolle, durch die diese Determinanten mittels soziologischer Rationalisierung beherrschbar und steuerbar werden (Mannheim 1929/2024: 115). Das erinnert an Marx und Engels, wenn sie Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit fassen: Erst das Wissen um die natürlichen und gesellschaftlichen Prozesse und Notwendigkeiten ermöglicht, wie Engels im *Anti-Dühring* formuliert, eine bewusste historische Praxis, „den Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit“ (Engels 1878/1988: 446). Durch das Aufzeigen der Determinanten werden Wahl und Entscheidung nicht obsolet, sondern auf eine höhere Reflexionsstufe gehoben. Oder anders gesagt: Der paradoxe Effekt wissenssoziologischer Reflexion besteht gerade darin, dass, so Mannheim, „die Chance einer relativen Befreiung von der gesellschaftlichen Determiniertheit sich mit der Einsicht in diese Determiniertheit proportional vergrößert.“ (Mannheim 1936/1952/2015: 43).

87 Siehe dazu Moebius (2025d) und Dahms (2026).

88 Siehe dazu zeitgenössisch-kritisch: Plessner (1924/2002). Im Gegensatz zu Plessner hebt Mannheim in den 1920ern sogar im Zusammenhang der an Dilthey und Heidegger angelehnten Betonung der faktischen, historisch-situierten Lebensvollzüge als Ausgangspunkt der Erkenntnis die Gemeinschaft positiv hervor, denn in ihr vollziehe sich das „konjunktive Erkennen“; Mannheim geht explizit von einem *methodologischen Kollektivismus* aus und lehnt sich hier neben Durkheim auch an Ferdinand Tönnies' Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft an (Mannheim 1924/1925/1980: 226), um dann dem Lebenszusammenhang der Gemeinschaft („dem Kollektivsubjekt in uns“) den Vorrang zu geben: „Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem historischen Entstehen des konjunktiven Erfahrungsraumes zu, so besteht kein Zweifel darüber, daß nicht das isolierte Individuum, sondern daß die Gemeinschaft mit ihrem konjunktiven Erfahrungsraum und mit der Sprache zuerst entstand. [...] Man hat die Dinge nicht, wie sie an sich sein könnten, sondern nur wie sie für die Gemeinschaft da sind.“ (ebd.: 229 f.).

#### 4. Von der Totalsynthese zur offenen Multiperspektive – Mannheim im Exil

Am Ende der Weimarer Republik, am 31. 12. 1932, veröffentlicht Mannheim im *Stuttgarter Neuen Tagblatt* den Beitrag „Die geistige Krise im Licht der Soziologie“. Darin betont er noch einmal, dass weder historische Überblicke, philosophische Wesensanalysen noch andere Formen der Verdrängung weiterführen würden, sondern nur die Erfassung der gesellschaftlichen Ursachen, das direkte Hineinbegeben in die konkrete Situation der menschlichen Nöte. Denn die geistige Krise sei „kein Prozeß des ‚Geistes‘ überhaupt“ (Mannheim 1932/2004: 600).<sup>89</sup>

Im Exil in England verabschiedet sich Mannheim von der umfassenden Hoffnung auf eine „Totalsynthese“ der Intellektuellen.<sup>90</sup> Zwar misst er geistigen und Funktions-Eliten weiterhin eine zentrale Gestaltungskraft bei (er selbst gehört nun zum intellektuellen Moot-Kreis); doch die Aufgabe der Intellektuellen (und mit ihnen der Wissenssoziologie und marginalisierter Gruppen) besteht nun darin, die unterschiedlichen ideologischen Perspektiven in ihrer „Multipolarität“ offen zu halten (Mannheim 1933/2022: 36, 40 f.). Ziel ist es, im Sinne dieser „Multipolarität der Sichtweisen“ in die Öffentlichkeit so viele Standpunkte einzubringen, „wie ihrem vielfältigen sozialen Hintergrund eigen sind. [...] Die Multipolarität dieses Befragungsprozesses schafft eine einzigartige moderne Neigung, hinter und über den Schein hinaus vorzudringen und jeden festen Bezugsrahmen, der auf Endgültiges beruht, zu sprengen.“ (ebd.: 40).

Ob diese Aufgabe der Intellektuellen, die „Sprengung von Endgültigkeiten“ und die Dekonstruktion „scheinbarer Beständigkeiten“, überhaupt erfolgreich sein kann, hängt für Mannheim nun nur noch begrenzt von den Intellektuellen selbst ab; entscheidend sind die konkreten gesellschaftspolitischen Verhältnisse. Kritische und vergleichende Ansätze benötigen eine *liberale* „Atmosphäre“, die die Entfaltung „multipolarer Standpunkte“ fördert.

Mit seinen Lösungsfiguren der Synthese und später der Multipolarität versucht Mannheim genau das einzulösen, was Carl Heinrich Becker, der maßgebliche Kulturpolitiker der frühen Weimarer Republik, sich von der Soziologie erhofft hatte, als er sie als Lehrfach institutionalisierte (vgl. dazu Moebius 2021b): die Fähigkeit, die Krise der Wissenschaft nicht durch Rückkehr zu alten Wertordnungen zu lösen, sondern durch reflektierte Offenlegung und Vermittlung unterschiedlicher Perspektiven. Der alte „Glaube an die Steuerungskompetenz der Kulturwissenschaften“ (Graf 1989: 120), der bereits durch den Ersten Weltkrieg erschüttert worden war, könne – so Beckers und Mannheims Überzeugung (Loader 2000: 187) – nur noch durch eine soziologisch informierte Betrachtung eingelöst werden; sozusagen

89 Am Ende des Beitrags greift Mannheim den seit Nietzsche – und besonders in der Weimarer Republik – intensiv diskutierten Topos des „neuen Menschen“ auf: „Denn es ist möglich, daß gerade dort, wo eine falsche Stellungnahme nur Vernichtung der Werte sieht, in vielen kleinen aufreibenden Kämpfen der *neue Mensch* entsteht.“ (Mannheim 1932/2004: 602). Mannheim hat schon früh, in seiner Besprechung von Simmels *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen* (1917), bei Simmel das „Bild des neuen kommenden Menschen“ und Simmel als einen „der wertvollsten Kämpfer“ für den „neuen Menschen“ ausgemacht; er interpretiert den „Grundgedanken des neuen Menschen“ seines alten Lehrers als das Ergebnis des Wunsches Simmels, aus seiner Zeit auszubrechen (Mannheim 1917/1995: 79 f.). Zum Topos des „neuen Menschen“, in dem Nietzsches „Übermensch“ stets anklingt, und der auch etwa bei Scheler zum eschatologischen Menschenbild des „Allmenschens“ führte (Acham/Moebius 2025: 103), siehe u. a. Küenzlen (1994) und Dikovich/Wierzock (2018).

90 Er verabschiedet aber zum Beispiel nicht die Vorstellung der Synthese als einer „Denkmethode“, die bei der Analyse eines Phänomens unterschiedliche disziplinäre Perspektiven miteinbezieht (Mannheim 1946/1989: xxxi).

soziologische Schulung als Voraussetzung für demokratische Stabilisierung und plurale Orientierung. Für Becker und Mannheim ist Soziologie jene Wissenschaft, die zwischen den sich immer mehr ausdifferenzierenden Einzelwissenschaften eine geistige „Synthese“ herstellen soll (Becker 1919: 8f.). Mannheim war derjenige, der diese Vision am konsequentesten soziologisch zu realisieren versuchte.

Zugleich bleiben in Mannheims Krisendiagnosen bestimmte Problemlagen unberührt oder werden allenfalls angeschnitten, ohne dass er sie systematisch vertiefen konnte. Dazu zählen etwa die Rolle ökonomischer Machteliten beim Aufstieg autoritärer Regime, die von Geiger diagnostizierte „Panik im Mittelstand“ (Geiger 1930), ungleich verteilte Ressourcen für die Etablierung eines soziologisch-intellektuellen Habitus sowie jene Prozesse, die die Kritische Theorie später als die Herausbildung eines autoritären Charakters beschrieb. Allerdings deutet Mannheims kurz nach der Emigration formuliertes Forschungsprogramm zu den „Sociological Causes of the Cultural Crisis in the Era of Mass-Democracies and Autarchies“ an, dass er (trotz der Zuspitzung auf die kulturelle Krise) eine breiter angelegte Untersuchung autoritärer Formationen und ihrer gesellschaftlichen Voraussetzungen zumindest projektförmig ins Auge fasste.<sup>91</sup>

Im Exil verschob sich der Akzent dann tatsächlich, insofern die politisch-sozialen Krisen noch deutlicher als zuvor in den Vordergrund traten. Zwar blieb er weiterhin mit der „Wertungskrise“, wie er es nun nannte, befasst, doch seine Diagnosen zielten nun deutlicher auf die Krise der Demokratie, damit verbunden auf Fragen rationaler demokratischer Planung, „militanter“/wehrhafter Demokratie,<sup>92</sup> auf Massenerziehung und Sozialpsychologie, auf die Implementierung der soziologischen Einstellung im „Alltagsmenschen“ sowie – wie seine Vorlesungsskripte zeigen und damals geradezu progressiv emanzipatorisch – auf die Marginalisierung und Unterdrückung von Frauen und sexuellen Minderheiten. In *Diagnosis of our Time* von 1943 heißt es zum Beispiel: „All of us know that the greatest oppression in history is not that of the slaves, serfs or wage-earning labourers, but that of women in patriarchal societies.“ (Mannheim 1943: 34).

In dieser Phase entstanden Werke wie *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus* (1935), *Diagnosis of our Time* (1943) und posthum *Freedom, Power, and Democratic Planning* (1950). Das bereits um 1930 geplante Buch *Soziologie des Geistes*, das an Hegels *Phänomenologie* erinnert<sup>93</sup> und u. a. Texte über die Intellektuellen enthalten sollte, erschien leider nie.<sup>94</sup>

91 Vgl. dazu Mannheims Projektantrag bei der Pariser Niederlassung der Rockefeller Foundation (1933), noch vor seiner Ankunft in London: Beantragt wurde eine außergewöhnlich hohe Summe von 50.000 US-Dollar für eine kollaborative, interdisziplinäre Untersuchung der „Sociological Causes of the Cultural Crisis in the Era of Mass-Democracies and Autarchies“. Vorgesehen war ein Team aus exilierten Sozialwissenschaftlern und früheren Frankfurter Schülern, dem Mannheim mit dem Antrag helfen wollte; u. a. Theodor Reik, Alfred von Martin, Sigmund Neumann und Franz L. Neumann, Ernest K. Bramstead, Norbert Elias, Hans Gerth und Albert Salomon. Das Projekt wurde nach anfänglichem Interesse nicht bewilligt. Für den Hinweis auf diesen Antrag danke ich Oliver Neun. Zu diesem Antrag siehe auch Woldring (1986: 40) sowie Kettler/Meja (2012: 241).

92 Siehe dazu den bald erscheinenden, von Oliver Neun herausgegebenen Band zu Mannheims Reden zur Re-Education (Mannheim 2026).

93 Die ersten Texte von Mannheim waren 1911 Hegelübersetzungen in dem kurzlebigen philosophischen, an der Zeitschrift *Logos* orientierten Zeitschriftenprojekt *A Szellem* (Der Geist), herausgegeben von Lukács und Lajos Fülep.

94 Er kam auch auf die „Krise der Kultur“ zurück, etwa in Karl Mannheim, „The Crisis of Culture in the Era of Mass-Democracies and Autarchies“ (Mannheim 1934). Kultur sei nun von zwei Seiten bedroht, von der Verflachung der Kultur in Massendemokratien – gewissermaßen eine frühe „Kulturindustrie“-These (Adorno) – und von Diktaturen, in den sie durch Propaganda oder Zensur ihre Autonomie verliere. Der Aufsatz floss auch ein in Mannheim (1935).

Die Wissenssoziologie Mannheims war eine Antwort auf die Zunahme der sozio-politischen Konflikte und Krisen der Weimarer Republik. Unter dem Eindruck der schrittweisen Erosion und der endgültigen Zerstörung der Weimarer Republik transformierte Mannheim seine Konzepte von „Kultur“, „Intellektuellen“ und „Bildung“ zu Bausteinen eines umfassenden Themenkomplexes gesellschaftlicher Planung (Loader 2000: 173). „Die Planungsvorstellung vereinte das Ideal der Interpretationstotalität aus den kulturellen Schriften und das politische Element aus *Ideologie und Utopie*.“ (ebd.: 192). Er verfolgte eine von Harold Laski geprägte Vorstellung von parlamentarisch-demokratisch kontrollierter „Planung ohne Reglementierung“, eine „militante Demokratie“, gedacht als Dritte-Weg-Lösung zwischen Laissez-Faire-Liberalismus/Kapitalismus und Totalitarismus (vgl. Canta 2023),<sup>95</sup> die aber zeitgenössisch bereits von neoliberaler Seite von Friedrich von Hayek als direkter *Weg zur Knechtschaft* (1944) scharf angegriffen wurde.<sup>96</sup> Mannheim kämpfte nun weniger für eine deliberative, als für eine wehrhafte, „militante Demokratie“ und entsprechende demokratische Erziehungsmaßnahmen. In seinen *Wartime Essays/Diagnosis of our Time* von 1943 hieß es zum Beispiel:

“Our democracy has to become militant if it is to survive. [...] The new militant democracy will therefore develop a new attitude to values. [...] But militant democracy will accept from Liberalism the belief that in a highly differentiated modern society – apart from those basic values on which democratic agreement will be necessary – it is better to leave the more complicated values open to creed, individual choice or free experimentation. The synthesis of these two principles will be reflected in our educational system in so far as the agreed basic virtues will be brought home to the child with all the educational methods at our disposal. But the more complex issues will be left open to save us from the evil effects of fanaticism.” (Mannheim 1943: 7 f.)

Eine zentrale Vorbedingung für das Funktionieren eines solchen demokratischen Systems sei soziale Gerechtigkeit (Mannheim 1943: 6), aber auch eine soziologische Erziehung zur Demokratie und zu kritischem Bewusstsein, denn: „sociology is a necessary supplement to education in our age, in whatever country or in whatever social system we may live.“ (ebd.: 60).

Mannheims zahlreiche Schülerinnen und Schüler hielten seine Wissens- und Intellektuellensoziologie lebendig, man denke an Norbert Elias,<sup>97</sup> Kurt Wolff, Hans Gerth, Hans Speier,

95 Siehe zu Mannheims Planungssoziologie genauer Dieter Boris (1971). Wie Mannheim am 16. Januar 1933 seinem damaligen „Mentor“ Oskár Jászi schrieb, sei die „demokratische Menschenformung“ als „Vorbedingung“ für den Sozialismus zu sehen (Mannheim 1933/2003: 63). Inwiefern der ansonsten als linksliberal geltende Mannheim doch insgesamt für einen Sozialismus votierte, müsste gesondert analysiert werden.

96 Siehe Hayek (1944: 51, 54, 117). Inwiefern Hayek davon entfernt ist, lupenreiner Demokrat zu sein, zeigen nicht nur Äußerungen in seinem Buch, wo er autokratischen Regimen attestiert, dort habe es oft mehr kulturelle und geistige Freiheit als in Demokratien gegeben (Hayek 1944: 52), sondern auch die Verstrickungen der sich auf Hayek berufenden „Chicago Boys“ mit Militärdiktaturen wie etwa in Chile. Aber auch andere kritisierten Mannheims Demokratiekonzept, etwa Hans J. Lietzmann (1996), der es als „autoritäre Führungsdemokratie“ bezeichnet und es sowohl in die Nähe der „Führerdemokratie“-Vorstellungen der Weber-Brüder stellt als auch in seiner „normativen Überhöhung von Führungstechnik“ Gemeinsamkeiten zu Carl Schmitt (und Elias) herausarbeitet. Demgegenüber lässt sich Mannheims Planungs- und Führungsvokabular als zeittypische Krisensemantik der Weimarer Republik lesen, die zwar an „starker Staat“-Topoi anschlussfähig war und die Rolle von Eliten betonte, diese jedoch gerade unter demokratische Kontrolle und Rechenschaftspflichten stellen sollte, so dass es normativ nicht auf Carl Schmitts Entparlamentarisierung zielte, sondern auf eine demokratische Rekonstruktion politischer Ordnung unter den Bedingungen moderner Massengesellschaft. Zur Diskussion der gegenwärtigen Relevanz von Mannheims demokratietheoretischer Position (Planung, Eliten, Grenzen von Partizipation) im Kontext von Populismus- und Postdemokratie-Debatten siehe Hammersley (2023), Seitz (2023), Voß (2025) sowie das Vorwort von Oliver Neun in Mannheim (2026).

97 Richard Kilminster bezeichnet Elias' Theorie des Zivilisationsprozesses als „eine Version der deutschen Wissenssoziologie“ im Sinne Mannheims, „die auf ein ernstes Lebensproblem antwortete: die Zunahme von inner-

Gislèle Freund oder Viola Klein, die mit *The Feminine Character* 1946 noch vor Simone de Beauvoirs *Le deuxième sexe* (1949) die erste Pionierarbeit der sich etablierenden Geschlechterforschung vorlegte.<sup>98</sup> Doch selbst nach dem Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft erkannte diese nachfolgende Generation, dass Intellektuelle mit dem Programm der Entmythologisierung und der Dekonstruktion ewiger Wahrheitsansprüche in einem geistigen Umfeld, das sich immer wieder nach letzten Absolutheiten sehnt, kaum auf Zustimmung oder gar auf Wertschätzung hoffen können.

Am Ende seines Werkes steht daher kein Syntheseprogramm mehr, wie Mannheim es in der Weimarer Zeit als Lösungsansatz verfolgt hatte. Angesichts des faschistischen Totalitarismus entwickelte er aus diesen konkret-historisch-gesellschaftlichen Lebenserfahrungen vielmehr ein *Programm der verantwortlichen Pluralität*: die bewusste Absage an Absolutheitsansprüche sowie die wissenssoziologisch reflektierte Öffnung der Perspektiven als demokratische Tugend. In dieser Verbindung von gesellschaftlich-geschichtlich situierter Krisendiagnose, wissenssoziologischer Sinn-genese- und Weltanschauungs-Analyse, dekonstruktiver Reflexivität sowie dem anschließenden Programm, demokratische Orientierung durch Perspektivenpluralität zu kultivieren, liegt eine zentrale Aktualität von Karl Mannheim.

## Literatur

- Acham, Karl (1985): Diltheys Beitrag zur Theorie der Kultur- und Sozialwissenschaften. In: Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften 3, S. 9–51.
- Acham, Karl/Moebius, Stephan (2025): Fortschritt und Niedergang in der gesellschaftlich-geschichtlichen Welt. Zu einschlägigen Annahmen in der deutschen und der österreichischen Soziologie der Zwischenkriegszeit. In: Acham, Karl/Moebius, Stephan (Hrsg.): Soziologie der Zwischenkriegszeit. Ihre Hauptströmungen und zentralen Themen im deutschen Sprachraum. Band 4. Wiesbaden: VS, S. 1–177.
- Achelis, Thomas (1899): Sociologie. Sammlung Göschen Band 101. Leipzig: Göschen.
- Agard, Olivier (2021): Wissenssoziologie und Liberalismuskritik bei Max Scheler. In: Dzwiza-Ohlsen, Erik Norman/Speer, Andreas (Hrsg.): Philosophische Anthropologie als interdisziplinäre Praxis. Leiden: Brill/mentis, S. 24–43.
- Arato, Andrew/Breines, Paul (1979): The young Lukács and the Origins of Western Marxism. London: Pluto Press.
- Barboza, Amalia (2009): Karl Mannheim. Konstanz: UVK.
- Becker, Carl H. (1919): Gedanken zur Hochschulreform. Leipzig: Quelle & Meyer.
- Bialas, Wolfgang/Gérard Raulet (Hrsg.) (1996): Die Historismusdebatte in der Weimarer Republik. Frankfurt/M. et al.: Lang.
- Blomert, Reinhard (1999): Intellektuelle im Aufbruch. Die Heidelberger Sozialwissenschaften der Zwischenkriegszeit. München: Hanser.
- Bock, Michael (1994): Die Entwicklung der Soziologie und die Krise der Geisteswissenschaften in den 20er Jahren. In: Nörr, Knut Wolfgang/Schefold, Bertram/Tenbruck, Friedrich H. (Hrsg.): Geisteswissenschaften zwischen Kaiserreich und Republik. Zur Entwicklung von Nationalökonomie, Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft im 20. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner, S. 159–185.

und interstaatlichen Konflikten in den 30er Jahren und das ‚Treiben auf einen Krieg zu‘ (eine von Elias und Mannheim gebrauchte Phrase).“ (Kilminster 1996: 372).

98 Vgl. dazu instruktiv Spickermann (2023).

- Bollenbeck, Georg (1994): *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*. Frankfurt/M.: Insel.
- Bollenbeck, Georg (2005): Goethe als kulturkritische Projektion bei Chamberlain, Simmel und Gundolf. In: Golz, Jochen/Ulbricht, Justus H. (Hrsg.): *Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich zum geteilten Deutschland*. Köln et al.: Böhlau, S. 13–32.
- Boris, Dieter (1971): *Krise und Planung. Die politische Soziologie im Spätwerk Karl Mannheims*. Stuttgart: Metzler.
- Bourdieu, Pierre (2022): *Retour sur la réflexivité*. Paris: EHESS.
- Bourdieu, Pierre/Loic Wacquant (1992): *An Invitation to Reflexive Sociology*. Chicago: University of Chicago Press.
- Brentano, Lujo (1890): *Die Stellung der Gebildeten zur socialen Frage*. Vortrag gehalten im Verein Deutscher Studenten zu Leipzig. Berlin: Akademische Blätter.
- Canta, Alba Francesca (2023): *Education and Democracy: The Third Way in Karl Mannheim*. In: *Italian Sociological Review* 13, 1, S. 91–110.
- Congdon, Lee (1991): *Exile and Social Thought: Hungarian Intellectuals in Germany and Austria, 1919–1933*. Princeton: Princeton University Press.
- Curtius, Ernst Robert (1932): *Deutscher Geist in Gefahr*. Stuttgart: DVA.
- Curtius, Ernst Robert (1982 [1929]): *Soziologie – und ihre Grenzen*. In: Meja, Volker/Steher, Nico (Hrsg.): *Der Streit um die Wissenssoziologie. Zweiter Band: Rezeption und Kritik der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 417–426.
- Dahms, Hans Joachim (2026): *Für und wider die Demokratie: die Diskussion auf dem Wiener Deutschen Soziologentag 1926 und deren Aktualität*. In: Acham, Karl/Moebius, Stephan (Hrsg.): *Soziologie der Zwischenkriegszeit. Ihre Hauptströmungen und zentralen Themen im deutschen Sprachraum*. Band 5. Wiesbaden: VS, S. 421–467.
- Demm, Eberhard (1999): *Von der Weimarer Republik zur Bundesrepublik. Der politische Weg Alfred Webers. 1920–1958*. Düsseldorf: Droste.
- Demm, Eberhard (2000): *Karl Mannheim und Alfred Weber*. In: Ders.: *Geist und Politik im 20. Jahrhundert. Gesammelte Aufsätze zu Alfred Weber*. Frankfurt/M. et al.: Lang, S. 251–266.
- Dikovich, Albert/Wierzock, Alexander (Hrsg.) (2018): *Von der Revolution zum Neuen Menschen. Das politische Imaginäre in Mitteleuropa 1918/19: Philosophie, Humanwissenschaften und Literatur*. Stuttgart: Steiner.
- Dilthey, Wilhelm (1911/1960): *Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen*. In: Ders. (1960): *Weltanschauungslehre. Abhandlungen zur Philosophie der Philosophie*. Gesammelte Schriften. VIII. Band. Stuttgart/Göttingen: Teubner/Vandenhoeck & Ruprecht, S. 73–118.
- Eich, Stefan/Tooze, Adam (2017): „The Allure of Dark Times: Max Weber, Politics, and the Crisis of Historicism“. In: *History and Theory* 56 (2), S. 197–215.
- Elias, Norbert (1977 [1937/1939]): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. 1. Band: *Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1990): „Notizen zum Lebenslauf“. In: Ders.: *Norbert Elias über sich selbst*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 107–197.
- Engels, Friedrich (1988 [1878]): *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring)*. In: Karl Marx/Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA<sup>2</sup>)*. Erste Abteilung. Werke, Artikel, Entwürfe. Band 27. Friedrich Engels: *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring)*. Berlin: Dietz, S. 217–483.
- Föllmer, Moritz/Rüdiger Graf (Hrsg.) (2005): *Die „Krise“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters*. Frankfurt/M./New York: Campus.

- Fogarasi, Adalbert (1918/1985): Umriss einer Theorie der Interpretation. Theorie der immanenten Interpretation. In: Karádi, Éva/Vezér, Erzsébet (Hrsg.): Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis. Frankfurt/M.: Sendler, S. 164–181.
- Gabel, Joseph (2017 [1991]): Mannheim and Hungarian Marxism. London/New York: Routledge.
- Geiger, Theodor (1930): Panik im Mittelstand. In: Die Arbeit: Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde 7, 10, S. 637–654.
- Geiger, Theodor (1949 [1944]): Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft. Stuttgart: Enke.
- Gouldner, Alvin (1970): The coming crisis of Western sociology. New York: Basic Books.
- Gourdain, Sylvaine (2018): Le sens et la pensée entre sociologie de la connaissance et herméneutique. In: Phantasia 6. <http://popups.uliege.be/0774-7136/index.php?id=868> [24. 02. 2026] [DOI: 10.25518/0774-7136.868].
- Graf, Friedrich Wilhelm (1989): Rettung der Persönlichkeit. Protestantische Theologie als Kulturwissenschaft des Christentums. In: Bruch, Rüdiger vom/Graf, Friedrich Wilhelm/Hübinger, Gangolf (Hrsg.): Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft. Stuttgart: Steiner, S. 103–131.
- Graf, Rüdiger (2007): Optimismus und Pessimismus in der Krise – der politisch-kulturelle Diskurs in der Weimarer Republik. In: Hardtwig, Wolfgang (Hrsg.): Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1930–1933. München: Oldenbourg, S. 115–140.
- Graf, Rüdiger (2008): Die Zukunft der Weimarer Republik. Krisen und Zukunftsaneignungen in Deutschland 1918–1933. München: Oldenbourg.
- Großheim, Michael (1991): Von Georg Simmel zu Martin Heidegger. Philosophie zwischen Leben und Existenz. Bonn: Bouvier.
- Habermas, Jürgen (1985): Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hayek, Friedrich August von (1944): The Road to Serfdom. Chicago. University of Chicago Press. [https://ia801500.us.archive.org/19/items/in.ernet.dli.2015.46585/2015.46585.Road-To-Serfdom\\_text.pdf](https://ia801500.us.archive.org/19/items/in.ernet.dli.2015.46585/2015.46585.Road-To-Serfdom_text.pdf) [24. 11. 2025].
- Hammersley, Martyn (2023): Karl Mannheim on Fascism: Sociological Lessons About Populism and Democracy Today?. In: Sociological Research Online 28, 2, S. 320–335.
- Heidegger, Martin (1920/1993): Phänomenologie der Anschauung und des Ausdrucks. Theorie der philosophischen Begriffsbildung. Gesamtausgabe. II. Abteilung: Vorlesungen 1919–1944. Band 59. Frankfurt/M.: Klostermann.
- Heidegger, Martin (1920/1921/1995): Einleitung in die Phänomenologie der Religion. In: Ders. (1995): Phänomenologie des religiösen Lebens. Gesamtausgabe. II. Abteilung: Vorlesungen 1919–1944. Band 60. Frankfurt/M.: Klostermann, S. 1–156.
- Henning, Christoph (2024): Die Kunst der Frage und die eigentliche Rede. Von Heideggers existenzieller Analytik zu Mannheims dokumentarischer Methode. In: Figurationen: Gender Literatur Kultur 25, 1, S. 77–92.
- Hodges, Herbert A. (1944): Wilhelm Dilthey. An Introduction. London: Kegan Paul.
- Hoeges, Dirk (1994): Kontroverse am Abgrund: Ernst Robert Curtius und Karl Mannheim. Intellektuelle und „freischwebende Intelligenz“ in der Weimarer Republik. Frankfurt/M.: Fischer.
- Imdahl, Georg (1997): Das Leben verstehen. Heideggers formal anzeigende Hermeneutik in den frühen Freiburger Vorlesungen. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Jászi, Oszkár (1906): A történelmi materializmus induktív igazolása. In: Huszadik Század 7, 10 [Oktober 1906], S. 274–286. [https://mtda.hu/huszadik\\_szazad/text/1906/1906%2010.pdf](https://mtda.hu/huszadik_szazad/text/1906/1906%2010.pdf) [10. 12. 2025].
- Jitschin, Adrian (2021): Das Leben des jungen Norbert Elias. Weinheim: Beltz Juventa.
- Joas, Hans/Knöbl, Wolfgang (2008): Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jung, Matthias (1996): Dilthey zur Einführung. Hamburg: Junius.

- Jung, Thomas (2007): Die Seinsgebundenheit des Denkens. Karl Mannheim und die Grundlegung einer Denksoziologie. Bielefeld: transcript.
- Kettler, David (1967): Marxismus und Kultur. Mannheim und Lukács in den ungarischen Revolutionen 1918/19. Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Kettler, David/Volker Meja (1993): Their 'Own Peculiar Way': Karl Mannheim and the Rise of Women. In: *International Sociology* 8, 1, S. 5–55.
- Kettler, David/Volker Meja (2012): Karl Mannheim's Jewish Question. In: *Religions* 3, 2, S. 228–250.
- Kettler, David, Meja, Volker (2017): Karl Mannheim and Women's Research. In: Dies. (Hrsg.): *The Anthem Companion to Karl Mannheim*. London/New York: Anthem Press, S. 85–116.
- Kettler, David et al. (1980): Karl Mannheims frühe kultursoziologischen Arbeiten. In: *Karl Mannheim: Strukturen des Denkens*. Hrsg. von David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 9–31.
- Kettler, David et al. (1984): Mannheim und der Konservatismus. Über die Ursprünge des Historismus. In: *Karl Mannheim: Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 11–40.
- Kettler, David et al. (1989): Politisches Wissen. Studien zu Karl Mannheim. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kilminster, Richard (1996): Norbert Elias und Karl Mannheim – Nähe und Distanz. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.): *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 352–392.
- Kim, Jae-Chul (2002): Leben und Dasein. Die Bedeutung Wilhelm Diltheys für den Denkweg Martin Heideggers. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kisiel, Theodore (1986): Das Entstehen des Begriffsfeldes ‚Faktizität‘ im Frühwerk Heideggers. In: *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften* 4, S. 91–120.
- Köhnke, Klaus Christian (1996): Der junge Simmel in Theoriebeziehungen und sozialen Bewegungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kracauer, Siegfried (1977 [1923]): Die Wissenschaftskrisis. Zu den grundsätzlichen Schriften Max Webers und Ernst Troeltschs. In: Ders. (1977): *Das Ornament der Masse. Essays*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 197–208.
- Kracauer, Siegfried (2011 [1929]): Ideologie und Utopie. Besprechung in der Frankfurter Zeitung vom 28. April 1929, Literaturblatt. In: Ders. (2011): *Essays, Feuilletons, Rezensionen. 1928–1931. Werke*. Bd. 5.3. Berlin: Suhrkamp, S. 133–136.
- Küenzlen, Gottfried (1994): *Der neue Mensch. Eine Untersuchung zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne*. München: Fink.
- Laube, Reinhard (2000): Mannheims ‚Kategorie der Bürgerlichkeit‘: Bürgerlichkeit und Antibürgerlichkeit im Spiegel der Suche nach der ‚wirklichen Wirklichkeit‘. In: Endreß, Martin/Srubar, Ilja (Hrsg.): *Karl Mannheims Analyse der Moderne. Mannheims erste Frankfurter Vorlesung von 1930. Edition und Studien. Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1996*. Opladen: Leske & Budrich, S. 263–291.
- Laube, Reinhard (2004): Karl Mannheim und die Krise des Historismus. Historismus als wissenssoziologischer Perspektivismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Laube, Reinhard (2007): Zwischen Budapest und Berliner Historismus. Eine Pathologie der ‚Krise des Historismus‘ aus Sicht eines ungarischen Emigranten. In: Oexle, Otto Gerhard (Hrsg.): *Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1880–1932*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 207–246.
- Lederer, Emil (2014 [1915]): Zur Soziologie des Weltkriegs. In: Ders.: *Schriften zur Wissenschaftslehre und Kultursoziologie. Texte von Emil Lederer*. Hrsg. und eingeleitet von Peter Gostmann und Alexandra Ivanova. Wiesbaden: VS, S. 101–130.
- Lenger, Friedrich (2024): Sombart's war against the cultural decay of capitalist world. In: *Journal of Classical Sociology* 24, 4, S. 362–374.

- Lenk, Kurt (1963): Das tragische Bewußtsein in der deutschen Soziologie der zwanziger Jahre. In: Frankfurter Hefte 18, 5, S. 313–320.
- Lenk, Kurt (1964): Das tragische Bewußtsein in der deutschen Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 16, S. 257–287.
- Lichtblau, Klaus (1996): Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kulturosoziologie in Deutschland. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lichtblau, Klaus (2024): Vorwort zur Neuausgabe. In: Mannheim, Karl (2024 [1929]): Ideologie und Utopie. Neuausgabe der Originalfassung von 1929. Hrsg. von Klaus Lichtblau. 2. Aufl. Reihe Klassiker der Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS, S. V–XV.
- Lietzmann, Hans J. (1996): Kriegerethos und Verfassungslehre. Karl Mannheims und Carl Schmitts Platz in Norbert Elias' ‚satisfaktionsfähiger Gesellschaft‘. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 393–423.
- Loader, Colin (2000): Kann ein experimentelles Leben geplant werden? Mannheims zweite Übergangsperiode. In: Endreß, Martin/Strubar, Ilja (Hrsg.): Karl Mannheims Analyse der Moderne. Mannheims erste Frankfurter Vorlesung von 1930. Edition und Studien. Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1996. Opladen: Leske & Budrich, S. 171–196.
- Loader, Colin (2012): Alfred Weber and the Crisis of Culture, 1890–1933. New York: Palgrave Macmillan.
- Löwith, Karl (2007): Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Neuausgabe. Stuttgart: Metzler.
- Löwy, Michael (1996): Karl Mannheim und der Historismus. In: Bialas, Wolfgang/Raulet, Gérard (Hrsg.): Die Historismusdebatte in der Weimarer Republik. Frankfurt/M. et al.: Lang, S. 175–183.
- Lukács, Georg (1973 [1910]): Zur Theorie der Literaturgeschichte. In: Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur 39/40 [Oktober 1973], S. 24–51.
- Lukács, Georg (1979 [1919/1923]): Was ist orthodoxer Marxismus?. In: Lukács, Georg: Geschichte und Klassenbewusstsein. 6. Aufl. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, S. 58–93.
- Lukács, Georg (1922): Die Jugendgeschichte Hegels [Rezension von Wilhelm Diltheys gesammelte Schriften, Bd. IV: Die Jugendgeschichte Hegels, 1921]. In: Die Rote Fahne (Berlin), Nr. 203, 3. 5. 1922, S. 5–6.
- Mannheim, Karl (1995 [1917]): Zur Philosophie des Krieges [Besprechung von Georg Simmel: Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze, München/Leipzig: Duncker & Humblot 1917]. In: Simmel Newsletter 5, 1 [Sommer 1995], S. 77–80.
- Mannheim, Karl (1964 [1918]): Seele und Kultur. In: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Eingeleitet und hrsg. v. Kurt H. Wolff. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 66–84.
- Mannheim, Karl (1985 [1919]): Die Grundprobleme der Kulturphilosophie [Vorlesungen Mai–Juni 1919]. In: Karádi, Éva/Vezér, Erzsébet (Hrsg.): Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis. Frankfurt/M.: Sandler, S. 206–231.
- Mannheim, Karl (1985 [1921/1922]): Heidelberger Briefe [I und II]. In: Karádi, Éva/Vezér, Erzsébet (Hrsg.): Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis. Frankfurt/M.: Sandler, S. 73–91.
- Mannheim, Karl (1922): Strukturanalyse der Erkenntnistheorie. Kant-Studien. Ergänzungshefte im Auftrag der Kant-Gesellschaft Nr. 57. Berlin: Reuther und Reichard [Deutsche Fassung der Philosophischen Dissertation, Budapest 1918: Az ismeretelmélet szerkezeti elemzése].
- Mannheim, Karl (1980 [1922]): Über die Eigenart kulturosoziologischer Erkenntnis. In: Ders.: Strukturen des Denkens. Hrsg. v. David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 33–154.
- Mannheim, Karl (2004 [1922]): Wissenschaft und Jugend [ursprünglich in: Wissenschaft und Jugend. Hochschulblatt der Frankfurter Zeitung, 30. November 1922, Nr. 859, S. 3]. In: Laube, Reinhard (2004): Karl Mannheim und die Krise des Historismus. Historismus als wissenssoziologischer Perspektivismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 576–581.

- Mannheim, Karl (1964 [1923]): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation. In: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Eingeleitet und hrsg. v. Kurt H. Wolff. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 91–154.
- Mannheim, Karl (1924): Historismus. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 52, S. 1–60.
- Mannheim, Karl (1980 [1924/1925]): Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (Konjunktives und kommunikatives Denken). In: Ders.: Strukturen des Denkens. Hrsg. v. David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 155–322.
- Mannheim, Karl (1964 [1925]): Das Problem einer Soziologie des Wissens. In: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Eingeleitet und hrsg. v. Kurt H. Wolff. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 308–387.
- Mannheim, Karl (1984 [1925]): Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mannheim, Karl (1964 [1926]): Ideologische und soziologische Interpretation der geistigen Gebilde. In: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Eingeleitet und hrsg. v. Kurt H. Wolff. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 388–407.
- Mannheim, Karl (1929 [1928]): Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen. In: Verhandlungen des 6. Deutschen Soziologentages vom 17. bis 19. September 1928 in Zürich. Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 35–83.
- Mannheim, Karl (2003a [1929]): Brief an Paul Siebeck vom 23. März 1929. In: Ders.: Selected Correspondance (1911–1946) of Karl Mannheim. Scientist, Philosopher, and Sociologist. Hrsg. v. Éva Gábor. Lewiston et al.: Edwin Mellen Press, S. 34–35 (Nr. 23).
- Mannheim, Karl (2003b [1929]): Brief an die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg. In: Ders.: Selected Correspondance (1911–1946) of Karl Mannheim. Scientist, Philosopher, and Sociologist. Hrsg. v. Éva Gábor. Lewiston et al.: Edwin Mellen Press, S. 35 (Nr. 24).
- Mannheim, Karl (2003c [1929]): Brief an Paul Siebeck vom 10. Oktober 1929. In: Ders.: Selected Correspondance (1911–1946) of Karl Mannheim. Scientist, Philosopher, and Sociologist. Hrsg. v. Éva Gábor. Lewiston et al.: Edwin Mellen Press, S. 36–37 (Nr. 25).
- Mannheim, Karl (2004 [1929]): Über die Eingliederung der Erforschung des Zeitungswesens in die Universitätswissenschaft [ursprünglich in: Zeitungs-Verlag. Fachblatt für das gesamte Zeitungswesen, 1. Juni 1929, S. 20]. In: Laube, Reinhard (2004): Karl Mannheim und die Krise des Historismus. Historismus als wissenssoziologischer Perspektivismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 594–597.
- Mannheim, Karl (2024 [1929]): Ideologie und Utopie. Neuausgabe der Originalfassung von 1929. Hrsg. v. Klaus Lichtblau. 2. Aufl. Reihe Klassiker der Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS.
- Mannheim, Karl (2000 [1930]): Allgemeine Soziologie. Mitschrift der Vorlesung vom Sommersemester 1930. In: Endreß, Martin/Srubar, Ilja (Hrsg.): Karl Mannheims Analyse der Moderne. Mannheims erste Frankfurter Vorlesung von 1930. Edition und Studien. Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1996. Opladen: Leske & Budrich, S. 45–123.
- Mannheim, Karl (2023 [1930]): Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens. Ein Beitrag zur Wirtschaftssoziologie. In: Ders.: Schriften zur Wirtschafts- und Kulturosoziologie. Hrsg. v. Klaus Lichtblau und Amalia Barboza. Reihe Klassiker der Sozialwissenschaften. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 171–228.
- Mannheim, Karl (1931): Wissenssoziologie. In: Vierkandt, Alfred (Hrsg.): Handwörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Enke, S. 659–680.
- Mannheim, Karl (2003 [1931]): Brief an Max Wertheimer vom 2. Mai 1931. In: Ders.: Selected Correspondance (1911–1946) of Karl Mannheim. Scientist, Philosopher, and Sociologist. Hrsg. v. Éva Gábor. Lewiston et al.: Edwin Mellen Press, S. 53–56 (Nr. 44).

- Mannheim, Karl (2019 [1932]): Die Gegenwartsaufgaben der Soziologie. Ihre Lehrgestalt. In: Ders.: Schriften zur Soziologie. Hrsg. von Oliver Neun. Reihe Klassiker der Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS, S. 67–108.
- Mannheim, Karl (2004 [1932]): Die geistige Krise im Licht der Soziologie [ursprünglich in: Stuttgarter Neues Tagblatt, 31. Dezember 1932/1. Januar 1933, Abendausgabe, Nr. 614, S. 2]. In: Laube, Reinhard (2004): Karl Mannheim und die Krise des Historismus. Historismus als wissenssoziologischer Perspektivismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 598–602.
- Mannheim, Karl (2003 [1933]): Brief an Oskár Jászi vom 16. Januar 1933. In: Ders.: Selected Correspondance (1911–1946) of Karl Mannheim. Scientist, Philosopher, and Sociologist. Hrsg. v. Éva Gábor. Lewiston et al.: Edwin Mellen Press, S. 62–63 (Nr. 51).
- Mannheim, Karl (2022 [1933]): Das Problem der Intelligenz. Eine Untersuchung ihrer Vergangenheit und ihrer gegenwärtigen Rolle. In: Ders.: Soziologie der Intellektuellen. Schriften zur Kultursoziologie. Hrsg. und mit einem Nachwort von Oliver Neun. Berlin: Suhrkamp, S. 7–97.
- Mannheim, Karl (1934): The Crisis of Culture in the Era of Mass-Democracies and Autarchies. In: Sociological Review 26, S. 105–129.
- Mannheim, Karl (1935): Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus. Leiden: A.W. Sijthoffs Uitgeversmaatschappij N.V.
- Mannheim, Karl (1943): Diagnosis of Our Time. Wartime Essays of a Sociologist. London: Routledge & Kegan Paul.
- Mannheim, Karl (1989 [1946]): Foreword. In: Klein, Viola (1946): The Feminine Character. History of an Ideology. With a new introduction by Janet Sayers. London: Routledge, S. xxxv–xlii.
- Mannheim, Karl (1950): Freedom, Power, and Democratic Planning. New York: Oxford University Press.
- Mannheim, Karl (2015 [1936/1952]): Ideologie und Utopie. 9. um eine Einleitung von Jürgen Kaube erw. Aufl. Frankfurt/M.: Klostermann.
- Mannheim, Karl (2022): Soziologie der Intellektuellen. Schriften zur Kultursoziologie. Hrsg. und mit einem Nachwort von Oliver Neun. Berlin: Suhrkamp.
- Mannheim, Karl (2026): Militante Demokratie. Reden zur Re-Education. Hrsg. v. Oliver Neun. Frankfurt/M.: Klostermann/Rote Reihe.
- Matthiesen, Ulf (1989): Kontrastierung/Kooperation. Karl Mannheim in Frankfurt (1930–1933). In: Steinert, Heinz (Hrsg.): Die (mindestens) zwei Sozialwissenschaften in Frankfurt und ihre Geschichte. Frankfurt/M.: Goethe-Universität Frankfurt am Main, S. 72–87.
- Meja, Volker/Stehr, Nico (Hrsg.) (1982): Der Streit um die Wissenssoziologie. Zweiter Band: Rezeption und Kritik der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Moebius, Stephan (2010): Debatten um Moderne und Postmoderne. In: Kneer, Georg/Moebius, Stephan (Hrsg.): Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 254–290.
- Moebius, Stephan (2018): Methodologie soziologischer Ideengeschichte. In: Ders./Ploder, Andrea (Hrsg.): Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Teilband 2: Forschungsdesign, Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS, S. 3–39.
- Moebius, Stephan (2021a): Sociology in Germany. A History. Cham: Palgrave Macmillan.
- Moebius, Stephan (2021b): Soziologie in der Zwischenkriegszeit in Deutschland. In: Acham, Karl/Moebius, Stephan (Hrsg.): Soziologie der Zwischenkriegszeit. Ihre Hauptströmungen und zentralen Themen im deutschen Sprachraum. Band 1. Wiesbaden: Springer VS, S. 31–176.
- Moebius, Stephan (2022): Georg Simmel's political thought. Socialism and Nietzschean Aristocracy. In: Journal of Classical Sociology 23, 1, S. 20–62. <https://doi.org/10.1177/1468795X211053993> [Open Access, Print 2023].
- Moebius, Stephan (2025a): Sociology in the Weimar Republic. Volume 1. Cham: Palgrave Macmillan.
- Moebius, Stephan (2025b): Historicism, Relativism, Perspectivism and the Resulting Foundational Efforts in the Institutionalising Sociology of the Interwar Period. In: Ders.: Sociology in the Weimar

- Republic. Volume II. Cham: Palgrave Macmillan, S. 1–71 [zuerst 2024 auf Deutsch: Einleitung: Historismus, Relativismus, Perspektivismus und die dadurch ausgelösten Fundierungsbestrebungen in der sich institutionalisierenden Soziologie der Zwischenkriegszeit. In: Acham, Karl/Moebius, Stephan (Hrsg.): *Soziologie der Zwischenkriegszeit. Ihre Hauptströmungen und zentralen Themen im deutschen Sprachraum*. Band 3. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–70].
- Moebius, Stephan (2025c): *Sociology of Intellectuals in Weimar Republic*. In: Ders.: *Sociology in the Weimar Republic*. Volume II. Cham: Palgrave Macmillan, S. 73–136 [zuerst auf Deutsch: *Soziologie der Intellektuellen in der Zwischenkriegszeit*. In: Acham, Karl/Moebius, Stephan (Hrsg.): *Soziologie der Zwischenkriegszeit. Ihre Hauptströmungen und zentralen Themen im deutschen Sprachraum*. Band 4. Wiesbaden: Springer VS, S. 659–719].
- Moebius, Stephan (2025d): *Sociological Reactions to the Crises of Weimar Republic*. In: Ders.: *Sociology in the Weimar Republic*. Volume II. Cham: Palgrave Macmillan, S. 137–163.
- Moebius, Stephan (2025e): *Der freischwebende Intellektuelle und seine Kritiker*. In: *Zeitschrift für Ideengeschichte*. Karl Mannheim XIX/3, S. 57–65.
- Moebius, Stephan (2026): *Soziologische Einführungs-, Lehr- und Handbücher vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik*. In: Acham, Karl/Moebius, Stephan (Hrsg.): *Soziologie der Zwischenkriegszeit. Ihre Hauptströmungen und zentralen Themen im deutschen Sprachraum*. Band 5. Wiesbaden: VS, S. 469–531.
- Müller, Reinhard (2020): *Sozialwissenschaftliche Vereine zu Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. In: Acham, Karl (Hrsg.): *Die Soziologie und ihre Nachbardisziplinen im Habsburgerreich*. Ein Compendium internationaler Forschungen zu den Kulturwissenschaften in Zentraleuropa. Wien et al.: Böhlau, S. 519–553.
- Nelson, Eric S. (2013): *Dilthey, Heidegger und die Hermeneutik des faktischen Lebens*. In: Scholtz, Gunter (Hrsg.): *Dilthey's Werk und die Wissenschaften*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 97–109.
- Neun, Oliver (2022): *Zur Entwicklung von Karl Mannheims Soziologie der Intellektuellen*. In: Mannheim, Karl: *Soziologie der Intellektuellen*. Schriften zur Kulturosoziologie. Hrsg. und mit einem Nachwort von Oliver Neun. Berlin: Suhrkamp, S. 158–236.
- Neusüss, Arnhelm (1968): *Utopisches Bewusstsein und freischwebende Intelligenz. Zur Wissenssoziologie Karl Mannheims*. Meisenheim: Hain.
- Plé, Bernhard (1994): *Anknüpfungen der Wissenssoziologie Karl Mannheims an die Verstehensproblematik bei Dilthey*. In: *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften* 9, S. 293–317.
- Plessner, Helmuth (2002 [1924]): *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Plessner, Helmuth (2003 [1935/1959]): *Die verspätete Nation. Über die Verführbarkeit des bürgerlichen Geistes*. In: Ders.: *Die Verführbarkeit des bürgerlichen Geistes*. Politische Schriften. Gesammelte Schriften VI. 2. Aufl. Darmstadt: WBG, S. 7–223.
- Pohle, Richard (2009): *Max Weber und die Krise der Wissenschaft. Eine Debatte in Weimar*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Raphael, Lutz (2026): *Plurale Lebenswelten, wirtschaftliche Instabilität und politische Gemeinschaftsträume*. In: Acham, Karl/Moebius, Stephan (Hrsg.): *Soziologie der Zwischenkriegszeit. Ihre Hauptströmungen und zentralen Themen im deutschen Sprachraum*. Band 5. Wiesbaden: VS, S. 591–616.
- Scharff, Robert C. (2013): *Becoming a Philosopher: What Heidegger learned from Dilthey, 1919–1925*. In: *British Journal for the History of Philosophy* 21, 1, S. 122–142.
- Scharff, Robert C. (2018): *Heidegger Becoming Phenomenological. Interpreting Husserl through Dilthey, 1916–1925*. Lanham (MD)/London: Rowman & Littlefield International.
- Scheler, Max (1924): *Probleme einer Soziologie des Wissens*. In: Ders. (Hrsg.): *Versuche zu einer Soziologie des Wissens*. München/Leipzig: Duncker & Humblot, S. 1–146.

- Schmidt, Ina (2005): *Vom Leben zum Sein. Der frühe Martin Heidegger und die Lebensphilosophie.* Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Seitz, Sergej (2023): *Widerstreit im Imaginären. Karl Mannheim und die Zukunft Radikaler Demokratie.* In: Lucas von Ramin et al. (Hrsg.): *Transformationen des Politischen. Radikaldemokratische Theorien für die 2020er Jahre.* Bielefeld: transcript, S. 59–86.
- Simmel, Georg (1991 [1893]): *Einleitung in die Moralwissenschaft. Eine Kritik der ethischen Grundbegriffe.* Zweiter Band. Gesamtausgabe Band 4. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1987 [1911]): *Der Begriff und die Tragödie der Kultur.* In: Ders.: *Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse.* Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 116–147.
- Simmel, Georg (1999 [1916]): *Die Krisis der Kultur.* In: Ders.: *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Grundfragen der Soziologie. Vom Wesen des historischen Verstehens. Der Konflikt der modernen Kultur. Lebensanschauung.* Gesamtausgabe Band 16. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 37–53.
- Simmel, Georg (1999 [1918]): *Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel.* In: Ders.: *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Grundfragen der Soziologie. Vom Wesen des historischen Verstehens. Der Konflikt der modernen Kultur. Lebensanschauung.* Gesamtausgabe Band 16. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 209–425.
- Smith, Barry (1994): *Béla Zalai und die Metaphysik des reinen Seins.* In: Brentano Studien. Internationales Jahrbuch der Franz Brentano Forschung 5, S. 59–68.
- Speier, Hans (1982 [1930]): *Soziologie oder Ideologie? Bemerkungen zur Soziologie der Intelligenz.* In: Meja, Volker/Stein, Nico (Hrsg.): *Der Streit um die Wissenssoziologie. Zweiter Band: Rezeption und Kritik der Wissenssoziologie.* Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 532–550.
- Spickermann, Lena (2023): *Viola Klein (1908–1973). Vordenkerin der Frauen- und Geschlechterforschung.* In: *Soziopolis. Gesellschaft beobachten.* <https://www.sozio-polis.de/viola-klein-1908-1973.html> [14. 11. 2025].
- Srubar, Ilja (2010): *Der Streit um die Wissenssoziologie.* In: Kneer, Georg/Moebius, Stephan (Hrsg.): *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Wissenschaft vom Sozialen.* Berlin: Suhrkamp, S. 46–78.
- Srubar, Ilja (2022): *Wesensschau und Konstitutionsanalyse – phänomenologisch orientierte Soziologie der Zwischenkriegszeit.* In: Acham, Karl/Moebius, Stephan (Hrsg.): *Soziologie der Zwischenkriegszeit. Ihre Hauptströmungen und zentralen Themen im deutschen Sprachraum. Band 2.* Wiesbaden: VS, S. 77–111.
- Szalai, Zoltán (2016): *Im Schatten Heideggers. Einführung zu Leben und Werk von Wilhelm Szilasi.* Freiburg/München: Alber.
- Tanner, Jeremy (2009): *Karl Mannheim and Alois Riegl: From Art History to the Sociology of Culture.* In: *Art History* 32, 4, S. 755–784.
- Troeltsch, Ernst (2002 [1922a]): *Die Krisis des Historismus.* In: Ders.: *Schriften zur Politik und Kulturphilosophie (1918–1923). Kritische Gesamtausgabe Bd. 15.* Berlin/New York: de Gruyter, S. 437–455.
- Troeltsch, Ernst (2016a [1913]): *Moderne Geschichtsphilosophie.* In: Ders.: *Zur religiösen Lage, Religionsphilosophie und Ethik. Gesammelte Schriften Bd. 2.* Darmstadt: WBG, S. 673–728.
- Troeltsch, Ernst (2016 [1922]): *Der Historismus und seine Probleme. Erstes Buch: Das logische Problem der Geschichtsphilosophie.* Gesammelte Schriften Bd. 3. Darmstadt: WBG.
- Voller, Christian (2022): *In der Dämmerung. Studien zur Vor- und Frühgeschichte der Kritischen Theorie.* Berlin: Matthes & Seitz.
- Voß, Carlotta (2025): *Zurück zur Utopie: Elon Musk, Karl Mannheim und die Krise des Liberalismus.* In: *Politik & Ökonomie. Beiträge zur politischen Ökonomie,* URL: <https://politischeoekonomie.com/zurueck-zur-utopie-elon-musk-karl-mannheim-und-die-krise-des-liberalismus> [12. 3. 2026].
- Weber, Alfred (1923 [1922]): *Die Not der geistigen Arbeiter [samt Aussprache und Schlußwort].* In: *Die Zukunft der Sozialpolitik/Die Not der geistigen Arbeiter. Jubiläumstagung des Vereins für Sozi-*

- alpolitik in Eisenach 1922. München/Leipzig: Duncker & Humblot, S. 165–184, 213–250, 254–259.
- Weber, Alfred (1929 [1928]): Diskussion über die ‚Konkurrenz‘. In: Verhandlungen des Sechsten Deutschen Soziologentages vom 17. bis 19. September 1928 in Zürich. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 88–92.
- Weber, Alfred (2000 [1921]): Gesellschaftsprozeß, Zivilisationsprozeß und Kulturbewegung. In: Ders.: Schriften zur Kultur- und Geschichtssoziologie (1906–1958). Alfred Weber Gesamtausgabe Bd. 8. Marburg: Metropolis, S. 147–186.
- Weber, Max (1994 [1917/1919]): Wissenschaft als Beruf 1917/1919. In: Ders.: Wissenschaft als Beruf 1917/1919. Politik als Beruf 1919. Studienausgabe. Tübingen: Mohr, S. 1–23.
- Woldring, Henk E.S. (1986): Karl Mannheim. The development of his thought: philosophy, sociology and social ethics, with a detailed biography. New York: St. Martin's Press.
- Wundt, Wilhelm (1908): Logik der Geisteswissenschaften. III. Band Logik, Dritte umgearbeitete Aufl. Stuttgart: Enke.

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

# Ferdinand Tönnies und Gustav Schmoller. Zur Karriere der Soziologie in Deutschland.

Jens Herold<sup>1</sup>

**Zusammenfassung:** Der Eutiner Soziologe Ferdinand Tönnies (1855–1936) und der Berliner Nationalökonom Gustav Schmoller (1838–1917) repräsentieren zwei Pole der deutschen Sozialwissenschaft im Kaiserreich. Der eine kreierte eine hochgradig selbstreferentielle Theorie, die er später als „reine Soziologie“ identifizierte, blieb aber fast dauerhaft am Rand des Universitätssystems. Der andere prägte die universitäre Lehre und Forschung als erfolgreicher Hochschulpolitiker und Kopf der „historischen Schule der Nationalökonomie“, trat jedoch nie mit einem großangelegten Theorieangebot hervor, sondern achtete als Empiriker auf Operationalisierbarkeit seiner Begriffe und blieb eher skeptisch gegenüber abstrakten Theorieangeboten wie denen von Tönnies. Trotzdem lassen sich beide nicht als reine Antipoden identifizieren. Die Schnittstellen zwischen Schmollers und Tönnies' Wissenschaftsauffassung sowie Schmollers Beiträge zur finanziellen Förderung des erfolglosen Privatdozenten und Privatgelehrten werden im Folgenden untersucht. Beobachten lassen sich Ansätze einer modernen, arbeitsteiligen Wissenschaftsförderung. Dieser wird im Ausblick eine andere Art der Sozialisierung junger Forscher und Forscherinnen gegenübergestellt, die herkömmlich in intellektuellen „Schulen“ verortet wird. Auch hier bildet Tönnies, der immer auf der Suche nach einer eigenen Schule war, in der er Jünger um sich versammeln konnte, für uns den Kontrast zum professionellen Wissenschaftsorganisator Schmoller.

**Abstract:** The Eutin sociologist Ferdinand Tönnies (1855–1936) and the Berlin economist Gustav Schmoller (1838–1917) represent two poles of German social science in the Empire. One created a highly self-referential theory, which he later identified as „pure sociology“, but remained almost permanently on the margins of the university system. The other shaped university teaching and research as a successful higher education politician and head of the „historical school of economics“, but never came forward with a large-scale theoretical offering. Instead, as an empiricist, he focused on the operationalizability of his concepts and remained rather skeptical of abstract theories such as those of Tönnies. Nevertheless, the two cannot be identified as pure antipodes. The intersections between Schmoller's and Tönnies' views on science, as well as Schmoller's contributions to the financial support of the unsuccessful private lecturer and private scholar, are examined below. This is positioned against the backdrop of the development of modern, division-of-labor-based science funding, which is contrasted in an outlook with a different type of support for young researchers, which is located in scientific „schools“. Here, too, Tönnies, who was always looking for his own school where he could gather disciples around him, contrasts with Schmoller, the professional organizer of science.

1 Jens Herold ist freiberuflicher Historiker in Berlin.

## Einleitung<sup>2</sup>

Das persönliche Verhältnis des Soziologen Ferdinand Tönnies (1855–1936) und des Nationalökonomen und Staatswissenschaftlers Gustav Schmoller (1838–1917) ist bisher eher beiläufig behandelt worden (vgl. aber Dörk 2022). Das Thema lädt dazu ein, Schmollers Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Soziologie nachzugehen. Von Andrew Zimmerman wurde sie provozierend überbetont: „German sociology [...] emerged as an attempt by German economists, led by Gustav Schmoller“ (Zimmerman 2013: 185). Der Nationalökonom kann vielleicht nicht als intellektueller Pionier, aber in vieler Hinsicht als ein Pflegevater – oder, kritischer, als ein „Gatekeeper“ – der deutschen Soziologie bezeichnet werden. Diese These, die vorläufig nur den Stellenwert einer Behauptung hat, lässt sich wie schon am Beispiel Georg Simmels (Dahme 1993; Köhnke 1996; Schullerus 2000) auch im Fall von Ferdinand Tönnies' erhärten, wenn man den Blick weniger auf ideengeschichtliche Rezeption als vielmehr auf materielle Förderungsverhältnisse in den Sozialwissenschaften richtet. Der renommierte Begründer des Berliner „Staatswissenschaftlichen Seminars“ und jahrzehntelange Herausgeber von „Schmollers Jahrbuch“ konnte aufgrund seiner führenden Position im „Verein für Socialpolitik“, seiner Mitgliedschaft in der preußischen Akademie der Wissenschaften, seiner monumentalen archivalischen Editionsprojekte und seinen Verbindungen ins Kultusministerium Ressourcen aufschließen wie kaum ein Zweiter im Bereich der Sozialwissenschaften. Er zählt zu den frühesten Wissenschaftsorganisatoren in Deutschland, die die Möglichkeiten moderner Forschungsförderung entfaltet haben (vom Bruch 1987; Neugebauer 2000). Im Fall von Tönnies zeigt sich, dass Schmoller, der nicht nur ein spezielles Fach (Nationalökonomie) vertrat, sondern als Staatswissenschaftler ein breites sozialwissenschaftliches Disziplinengeflecht vor Augen hatte, nicht schlicht eigene „Schüler“ oder Vertreter der historischen Schule lancierte, sondern seine Förderung oft an den funktionalen Erfordernissen einer arbeitsteiligen und zunehmend auf Spezialisten zurückgreifenden Forschungslandschaft ausrichtete.

Für die Tönniesforschung werden einige Details seines bis 1908 äußerst unsicheren Lebenslaufs gewinnbringend sein, die im zweiten Teil der Untersuchung quellennah herausgearbeitet werden. Tönnies war in der Zeit vor und um 1900 nach eigenem Bezeugen so oft davor, die augenscheinlich missglückende Universitätskarriere aufzugeben (Bickel 1988: 28 f.) und sich als „Privatgelehrter“ beziehungsweise – profan ausgedrückt – freiberuflicher Publizist durchzuschlagen, dass sich die Frage aufdrängt, ob er ohne die Förderung Schmollers (und Anderer) überhaupt seinen heutigen Status in der Soziologie erreicht hätte, oder ob er noch vor dem späten Erfolg seines soziologischen Hauptwerks „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (1887, <sup>2</sup>1912, zu Lebzeiten insg. 6 Auflagen) zu weit aus dem universitären Umfeld hinaus gedriftet wäre, um beispielsweise im Jahr 1910 den Vorsitz der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ übernehmen zu können.

Die persönliche Beziehung von Tönnies und Schmoller ist bisher wenig greifbar geblieben, und sicherlich wird die Bewertung ihres vielschichtigen Verhältnisses auch zukünftig je nach Betrachter variieren. Doch können im Folgenden einige Beobachtungen ergänzt werden, die eine sicherere Einschätzung erlauben als die bisher häufig herangezogenen, teilweise nur unzureichend belastbaren Selbstaussagen von Tönnies. Dies hilft zudem, die beiden habituell entgegengesetzten Persönlichkeiten zu profilieren: dort der geschäftige,

2 Für Hinweise und Korrekturen danke ich Sebastian Klauke und Dieter Haselbach.

pragmatisch und vermittlungsbereit auftretende, jedoch im Zweifelsfall äußerst durchsetzungsfähige Berliner Wissenschaftsunternehmer und großbürgerliche Reformer, hier der fast einsiedlerische Eutiner Soziologe und monistische Verfechter einer wissenschaftlichen Weltauffassung, der von der Überlegenheit seiner „Grundbegriffe der reinen Soziologie“ und demgemäß von seiner ethisch-erzieherischen, ja prophetischen Bedeutung fest überzeugt war.<sup>3</sup> Bevor die Stationen der materiellen Förderung in der Zeit vor Tönnies' Erlangung eines Extraordinariats 1908 in Teil 2 dargestellt werden, ist das komplizierte intellektuelle Verhältnis der beiden Sozialwissenschaftler kurz vorzustellen (Teil 1). Dazu zählt nicht nur die Grenzziehung zwischen Tönnies' Verbindung von Rationalismus und Historismus gegenüber dem Paradigma der „jüngeren historischen Schule der Nationalökonomie“ Schmollers, sondern auch die politische, insbesondere sozialpolitische Einstellung.

## 1 Intellektuelles Verhältnis: Konfliktfelder und Schnittstellen

### 1.1 Tönnies, Schmoller und Adolph Wagner

Betonte Max Weber, ein Jünger der historischen Schule zu sein (Müller/Sigmund 2014: 15; Kruse 1990) und pflegte Georg Simmel die Nähe zum Berliner Staatswissenschaftlichen Seminar (Köhnke 1996: 156–159), so kann Ferdinand Tönnies, als dritter der „klassischen“ deutschen Soziologen, in keiner Hinsicht als Schüler Gustav Schmollers gelten. Zwar schloss er an sein Philosophiestudium nach der Promotion (1877) Studienaufenthalte in Berlin an, die auf nationalökonomische und statistische Gegenstände fokussierten. Schmoller jedoch lehrte zu dieser Zeit noch in Straßburg. Er siedelte erst 1881/82 in die nunmehrige Millionenstadt über. Kurz zuvor hatte Tönnies sich in Kiel habilitiert (1881). Zu seiner Hauptbezugsperson in den Berliner Staatswissenschaften ist der Nationalökonom Adolph Wagner (1835–1917) geworden, der seinen Lehrstuhl neben Schmoller von 1869 bis 1916 behielt. Tönnies fühlte sich dem weniger historisch als begrifflich vorgehenden, auch im staatswissenschaftlichen Bereich nach „Gesetzen“ suchenden Wagner (berühmt wurde Wagners „Gesetz der wachsenden Staatsausgaben“) methodisch eng verbunden. In privaten Äußerungen wurde Wagner, freilich humorvoll, sogar als „Vater“ betitelt.<sup>4</sup> Wie viele andere Besucher der Berliner Universität betonte Tönnies die „weit auseinanderliegenden methodologischen Gesichtspunkte“ Wagners und Schmollers; dies sogar an einer so prominenten Stelle wie der Vorrede zur zweiten Auflage (1912) von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (Tönnies 2019: 55; Tönnies 1908a: 1845 f.). Das Verhältnis der beiden Leiter des Berliner Staatswissenschaftlichen Seminars ist indessen nicht ganz leicht zu bestimmen. Weder ist eine bipolare Entgegensetzung tragfähig, noch lassen sich beide umstandslos einem homogenen „Kathedersozialismus“ zuordnen. Abgesehen von dem methodischen Standpunkt („Gesetze“) vertrat Wagner einen von Carl Rodbertus inspirierten Staatssozialismus, d. h. eine konzeptionell radikale, aber konservativ gewendete Sozialpolitik, die im Gegensatz zur konkurrierenden Sozialdemokratie

3 Die Dimension des „Prophetischen“ wird in der noch nicht erschienenen Dissertation von Alexander Wierzock eingehend analysiert, der der vorliegende Aufsatz zahlreiche Inspirationen verdankt, die nicht sichtbar gemacht werden konnten; siehe zur Prophetie bei Tönnies auch Dörk 2022: 28 f.

4 Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, Altona 22. November 1899, TPB: 343; als frühestes Zeichen für Tönnies' methodische Sympathien für Wagner schon Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, Berlin 1. Februar 1878, ebd.: 14.

nicht in einem demokratischen (oder totalitären) „Zukunftsstaat“ gipfelte, sondern genau im Gegenteil darauf abzielte, die herkömmliche, bürokratische (oder autokratische) Staatsgewalt mit massiven politischen Zugriffsrechten auszustatten. Mit dieser Konsequenz rückte der Staatssozialismus, bei aller „sozialistischen“ Radikalität der Sprache, weniger an Bebel und Kautsky heran als an Bismarck und die Kirche (Breuer 2021: 107–138; Rubner 1978: 429–431). Wagner stand tendenziell noch rechts von Schmollers „Kathedersozialismus“, der bei aller Bismarck-, Hohenzollern- und Staatsverehrung seine liberalkonservative Mittellinie selten verließ. Wagners politisches Engagement war ungleich aktivistischer und tiefer in konservative Parteinetzwerke eingebettet als das seines in gouvernementalen Beamtenzirkeln verkehrenden und entsprechend friedfertigen Kollegen (Lindenlaub 1967: 136 f.). Die beiden Gründerväter des „Vereins für Sozialpolitik“ (1872/73) stimmten jedoch in inhaltlichen, fachlichen, personalpolitischen und allgemeinen politischen Stellungnahmen häufiger überein, als es die von Wagner selbst oft forcierte und von Tönnies übernommene Hervorhebung der Gegensätze vermuten lässt (Lindenfeld 1997: 243–245; Rubner 1978).

Dass Tönnies nicht nur an Wagners, sondern auch an Schmollers Universitätsveranstaltungen zumindest gelegentlich als Gasthörer teilgenommen hat, belegt eine kurze Mitschrift aus einer Vorlesung Schmollers im November 1883, in der der nunmehrige Kieler Privatdozent einige Notizen über die Verteilung agrarischen Grundbesitzes im frühen Mittelalter machte.<sup>5</sup> Ob sich beide schon in den 1880er Jahren persönlich kennenlernten, lässt sich nicht sicher nachweisen, jedoch war die Praxis gängig, beim Professor vorzusprechen (mangels universitärer Büros oft in dessen Wohnung; die Sprechstunden waren teilweise sogar im Berliner Adressbuch verzeichnet). Spätestens zum Ende der 1890er Jahre zählte Schmoller zu den vielen Berliner Kontakten, die Tönnies bei seinen halbjährlichen oder jährlichen Aufenthalten in der hochdynamischen Millionenstadt zumindest das ein oder andere Mal aufsuchte.<sup>6</sup> – In den verschiedenen Auflagen von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ wird Schmoller jedoch höchstens flüchtig erwähnt, sieht man von einer einzigen Stelle ab, an der historische Betrachtungen über Dorf- und Stadtgemeinden aus der Aufsatzreihe „Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen und Preußens überhaupt von 1680–1786“ ausführlich zitiert werden (TG 2: 169 f.; Schmoller 1884: 18). Adolph Wagners Name findet sich hingegen gleich an mehreren prominenten Stellen – so im Vorwort zur ersten Auflage –, oft gemeinsam mit Albert Schäffle (1831–1903), so dass der konzeptionelle Anschluss Tönnies’ an jene beiden Altersgenossen Schmollers unübersehbar ist.

## 1.2 Schmollers Rezension zu Gemeinschaft und Gesellschaft von 1888

Eine Schnittstelle zwischen Tönnies und Schmoller war – das belegt die erwähnte Vorlesungsmitschrift ebenso wie die Referenz in „Gemeinschaft und Gesellschaft“ – das Interesse für die historische Einordnung sozialer Strukturen und Prozesse. Während die historische

5 Tönnies, Notizbuch Cb 54.41:15, S. 27 u. 29: Mitschrift aus Vorlesung Schmollers November 1883.

6 Beispielsweise wohnte einem Vortrag Tönnies’ vor dem „Sozialwissenschaftlichen Studentenverein“ am 1. November 1901 neben Georg Simmel auch Gustav Schmoller bei, dessen anschließendes Lob so gut ankam, dass es nicht nur Eingang in Tönnies’ Brief an seine Ehefrau in Eutin fand, sondern auch in sein Kalendarium des Jahres. Zwei Tage später war Tönnies um 11 Uhr vormittags bei Schmoller zu Besuch; Ferdinand Tönnies an Marie Tönnies, 2. November 1901, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Nachlass Tönnies (SHLB, TN), Cb 54.59:02, Nr. 9; Kalendarium 1901, SHLB, TN, Cb 54.11:06, 1. und 3. November 1901. – Den Hinweis verdanke ich Alexander Wierzock, dessen Dissertation die Kenntnis der Berliner Netzwerke Tönnies’ noch vertiefen wird.

Unterlage jedoch in Tönnies' geschichtsphilosophisch akzentuierter Soziologie der begrifflichen Modellierung einer evolutionären Theorie sekundierte, so war es bei dem archiverproben Kenner der preußischen Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte genau andersherum. Schmollers historischen Abhandlungen, die sich komplexen Phänomenen wie „Arbeitsteilung“, „Klassen“ und „Mittelstand“ widmeten, kann eine begriffliche Durchdringung nicht abgesprochen werden, doch lag bei der Begriffsverwendung der Fokus auf ihrer Operationalisierbarkeit. Ihm kam nie in den Sinn, eine so selbstreferentielle Terminologie zu entwickeln wie Tönnies. Wie nahm er dessen rationalistisch-historische Konstruktionen auf? Was war inkommensurabel, was war inkompatibel und was anschlussfähig?

Schmoller betrachtete das Arbeitsfeld der historischen Untersuchungen, auf dem er sich spezialisiert hatte, sicher als prägenden Kern, aber nicht als alleiniges Paradigma der Volkswirtschaftslehre: „Die allgemeine heutige Nationalökonomie ist philosophisch-soziologischen Charakters“, definierte er 1894 in einem Artikel über „Volkswirtschaft, Volkswirtschaftslehre und -methode“ im sechsten Band des „Handwörterbuchs der Staatswissenschaften“ (Schmoller 1894: 531). Von der „allgemeinen“ Nationalökonomie müsse die „spezielle“ Nationalökonomie abgegrenzt werden, in welche Schmoller die strukturhistorische Erforschung wirtschaftlicher und staatlicher Institutionen, für die sein Name bis heute exemplarisch steht, einordnete. Im wechselseitigen Verhältnis zur allgemeinen Nationalökonomie charakterisierte er die spezielle Nationalökonomie als „deskriptiv in ihrer Grundlage, sie muß in ihren Erörterungen stets auf alle möglichen Nachbargebiete und Nebenfolgen kommen; sie giebt einen festen Boden unter die Füße, rekuriert aber natürlich stets auf die allgemeinen Wahrheiten, die aus der allgemeinen Nationalökonomie sowie aus der Ethik oder aus soziologisch-gesellschaftswissenschaftlichen Vorstellungsreihen stammen.“ Die allgemeine Nationalökonomie ihrerseits näherte „sich einer ethischen und geschichtsphilosophischen Untersuchung, wenn sie die gesamten volkswirtschaftlichen Erscheinungen im Zusammenhange mit ihren letzten gesellschaftlichen Ursachen vorführen will“ (Schmoller 1894: 532). Tönnies' Konzeption fand in einem so umfassenden nationalökonomischen Paradigma, wie es hier skizziert wurde, durchaus einen fest umrissenen Ort und eine Berechtigung. Ja sie konnte aufgrund ihrer historischen Anschlussfähigkeit, die den Erkenntnistransfer zwischen allgemeiner und spezieller Perspektive erleichtern konnte, von der historischen Schule geradezu als komplementäres Element innerhalb der allgemeinen Nationalökonomie begrüßt werden.

Neben der konzeptionellen Interessiertheit von Tönnies' Theorie an der historischen Dimension erlaubte die soziologische Komponente im Forschungsansatz Schmollers zumindest potentiell eine Annäherung der Erkenntnisziele. Wie sich sein damaliger Straßburger Mitarbeiter Wilhelm Stieda später erinnerte, begann der Nationalökonom bereits Ende der 1870er Jahre – also zeitgleich mit Tönnies' frühesten Versuchen und Entwürfen zu „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (TG 2: 478–540) – mit dem Versuch, „den Übergang zu einer mehr soziologischen Behandlung der Volkswirtschaftslehre“ zu bewerkstelligen“ (Stieda 1921: 250 f.; Herold 2018: 210–219). Aus obigem Zitat des prominenten Handbuch-Artikels von 1894 muss klar werden, dass ein Werk wie „Gemeinschaft und Gesellschaft“ weder durch seinen theoretischen Zuschnitt noch durch die sozial- und geschichtsphilosophische Betrachtungsweise völlig aus dem Rahmen dessen fiel, was eine sozialwissenschaftlich ausgeweitete allgemeine Nationalökonomie nach Schmollers Vorstellung kennzeichnete. Vor diesem Hintergrund sollte Schmollers Rezension dieses Buches positioniert werden, wenn man ihr ansatzweise gerecht werden will.

Bekannt ist die Tatsache, dass das buchhändlerische Produkt „Gemeinschaft und Gesellschaft“ erst ab der zweiten Auflage 1912 steigende Aufmerksamkeit erlangte, während die erste Auflage sich nur zäh verkaufte. Auch das Rezensionsecho blieb in den Jahren nach 1887 eher mager (Fechner 1998). Aus den vereinzelt Besprechungen ragt die von Schmoller schon aufgrund der Reichweite des namhaften Autors und seines Jahrbuchs heraus und wurde daher in der Tönniesforschung – jedenfalls für die Textsorte Rezension – verhältnismäßig stark beachtet (u. a. Dörk 2022: 15–17). Der Gefahr, Tönnies' Beschwerde über Schmollers „ziemlich einfältige Manier, mich abzutun“<sup>7</sup> zu unkritisch zu folgen (wie etwa Jacoby 1971: 72), kann man zunächst durch einen Perspektivwechsel hin zur Praxis des Rezensenten entgegen: Gustav Schmoller hat 1881–1917 für sein „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich“ und bereits in den 1860/70er Jahren für das Leipziger „Literarische Zentralblatt“ eine Flut von Rezensionen verfasst. Allein die Kritiken in Schmollers Jahrbuch (1881–1917) füllen einen Band mit 947 Seiten (Schmoller 1986) und lassen sich in vielerlei Hinsicht als zusätzliches, sequentielles Opus oder jedenfalls bewusst gewähltes Aufgabenfeld des Wissenschaftspolitikers verstehen. Schon das soziologische Grundlagenwerk des von Tönnies häufig herangezogenen Albert Schäffle über „Bau und Leben des socialen Körpers“ hat der Nationalökonom in einer Besprechung gewürdigt, deren herausstechender Umfang beweist, dass von Interessenlosigkeit gegenüber soziologischer Theorie keine Rede sein kann. Gewehrt hat der Rezensent Schmoller sich allerdings gegen gewagtere Werke wie etwa Henry Charles Careys „Principles of Social Science“ (1858–1860) oder Paul von Lilienfelds fünfbandige „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft“ (1873–1881). Letztere wurden scharf als „Hexensabbath von unverdauten Gedanken“ abgekanzelt, die „von einem edeln Dilettanten [...] unvorsichtiger Weise dem Drucke zuvertraut“ worden seien (Schmoller 1879: 901; Herold 2018: 217 f.). Schmoller konnte Verrisse. Im Fall von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ sollte allein die Tatsache, dass der beschäftigte Berliner Professor sich auf fast drei Seiten mit der ambitionierten Theorie eines so gut wie unbekanntem Privatdozenten auseinandersetzt, welcher seinen ambitionierten Grundlegungsversuch unter dem schon damals sperrigen Untertitel „Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen“ präsentierte, ein starkes Indiz dafür sein, dass er nicht auf jenes verständnislose „Abtun“ abzielte, das ihm von Tönnies unterstellt wurde. Schon Friedrich Paulsen teilte die Einschätzung seines langjährigen Freundes nicht: „Von Schmollers Anzeige hab ich damals durchaus den Eindruck gehabt, daß sie in freundlicher Meinung geschrieben war. Ob er Deinen Sinn gefaßt, darüber wirst Du ja am sichersten urteilen; aber Du muß nicht vergessen, daß Du es Deinem Leser nicht leicht gemacht hast.“<sup>8</sup>

Gut zwei Drittel der Rezension Schmollers folgen als kommentierende Inhaltswiedergabe der Struktur des besprochenen Werkes. Nur im einleitenden und abschließenden Abschnitt geht der Rezensent zur Bewertung über, rhetorisch mit dem Spannungsfeld von „Licht“ und „Nebel“ arbeitend. Wie so oft in den Äußerungen des zur Isosthenie neigenden Staatswissenschaftlers wird dem Leser trotz griffiger Ausdrucksweise die Einschätzung, ob es sich letztlich um eine positive oder negative Reaktion handelte, fast unmöglich gemacht. Auf der Hand liegt die Skepsis hinsichtlich des Realitätsbezugs der Worte, mit denen Tönnies operierte. „Wir schweben immer im Zweifel, ob die Dinge nun wirklich so seien, ob wir sie uns nur so denken sollen“ (Schmoller 1888: 727). Die bekannte – noch zu Lebzeiten des Kritikers

7 Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, Husum 28. Dezember 1889, TPB: 274. – Anders in der Selbstdarstellung von Tönnies 1924: 18: „Schmoller schrieb eine wohlwollende Anzeige“.

8 Friedrich Paulsen an Ferdinand Tönnies, (Berlin-)Steglitz 30. Dezember 1889, TPB: 275.

sich als falsch erweisende – Voraussage, dass „das Buch gar keine Wirkung ausüben“ werde, basierte nicht auf inhaltlicher Aversion, sondern wurde mit der intellektuellen Position Tönnies' im Forschungsfeld begründet: „Es ist das Bekenntniß eines einsamen Denkers, der zwar mit den allgemeinen Bahnen, in denen sich heute die Wissenschaft bewegt, Fühlung hat und nach einzelnen Seiten in diese Bewegung eingreifen könnte, hauptsächlich durch seine Tendenz psychologischer Begründung und Untersuchung gesellschaftlicher Erfahrungen, dem dies aber doch nirgends in energischer Weise gelingen wird, weil er in historischer Beziehung, in Kenntniß des wirklichen wirthschaftlichen, sozialen Lebens nicht auf der festen Muttererde steht, sondern da in einer Art Phantasievorstellungen sich bewegt“ (Schmoller 1888: 727). – Dieses auf den ersten Blick abfällige Urteil wird in etwa das früheste innerliche „Gutachten“ repräsentieren, das der Berliner Forschungsorganisator mit Tönnies' Personalie verband. Es wird aber nicht bloß rhetorisch durch den anschließenden, höchst achtungserweisenden Schlussatz entschärft. Das Lob des geschichtsphilosophischen Tiefsinns, der konzeptionellen Eigenständigkeit, Literaturkenntnis und psychologischen Beobachtungsgabe, dass er in der Rezension aussprach, wird Schmoller 1907 in einer Denkschrift wiederholen.

### 1.3 Der Stellenwert der Theorie

„Gemeinschaft und Gesellschaft“ wurde einer Stufe im Prozess der Forschung zugeordnet, die in Schmollers Paradigma generell für politische, ökonomische und soziologische Makrotheorien reserviert war: eine Ansammlung der vorläufigen Syntheseversuche, die das Spannungsverhältnis von abwechselnden Theorien und festzuhaltenden Wahrheiten in der Sozialwissenschaft vielleicht aus Sicht ihrer jeweiligen Urheber und ihrer überzeugten Anhänger abschließend lösten, die aber stets Opponenten fanden, von denen sie abgelehnt wurden. Diesen Theorien wurde nach der vermittelnden Einschätzung Schmollers eine durchaus unentbehrliche, aber eben begrenzte Rolle für das wissenschaftliche Fortschreiten zugestanden. Da er sich überzeugt gab, dass in Zukunft einmal eine abschließende Makrotheorie entwickelt werden könne, wird man bei ihm keine prinzipielle Theoriefeindlichkeit konstatieren können; zumindest nicht auf methodologischer Ebene (Störing/Goldschmidt 2022: 90 f.). Aber er verstand sich als Vertreter einer „realistischen“ Generation, die eine historische Periode prägte, in der praktische Anwendung und eine systematisch betriebene Spezialforschung die abstrakte Theoriekonstruktion weit überwogen: „Allerwärts, am meisten aber wieder in Deutschland trat die abstrakt rationalistische Behandlung, welche aus einigen voreilig formulierten Prämissen die Erscheinungen erklären und zutreffende Ideale für alle Zeiten und Völker aufstellen will, zurück“ (Schmoller 1897: 1402). In seiner Rektoratsrede des Jahres 1897 über „Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Sozialwissenschaften“ wollte er wohl vornehmlich ältere ökonomische und naturphilosophische Konzeptionen als überholt darstellen. Äußerungen wie die zitierte konnten aber von Tönnies, dem Schmoller einen Sonderabdruck des Vortrags schickte, durchaus auf sich selbst bezogen werden.<sup>9</sup> Schmoller, der seinerseits die Einwände kannte, die seiner Praxis

9 Tönnies' Antwortbrief bleibt diplomatisch, verbirgt aber nicht die Differenzen: Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Hamburg 27. Oktober 1897, FTBE: „Ew. Magnifizenz sage ich meinen ergebensten Dank für die gültige Uebersendung Ihrer Rede vom 15ten Oktober, deren Inhalt ich mir vornehme, nach anderen Seiten hin zu überlegen. Ich würde mich freuen, wenn ich im Gespräch einmal meine Zweifel und Bedenken gegen einige Abschnitte zur Geltung oder zur Lösung bringen dürfte. Wenn ich aber das Ganze dieser wichtigen Kundgebung

induktiver Spezialforschung eine Theorieskepsis bescheinigten (ebd.: 1403), die das Ziel abschließender Wahrheitsfindung in eine ferne, fast fiktive Zukunft rücken ließ, entgegnete mit dem Verweis auf die Komplexität des sozialwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstandes: „das Objekt unserer Disziplinen ist mit das komplizierteste [...]. Und so sind wir naturgemäß auch heute an vielen Stellen immer wieder auf Schätzungen, unsichere Vermutungen, auf tastende Werturteile, auf Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten angewiesen. Und das steigert sich, wie ich immer wieder betone, lawinenartig, je kompliziertere Gebiete der Verwicklung wir betreten, je größere Fragen wir beantworten wollen. Und nur im Halbdunkel des Ahnens, Hoffens und Glaubens liegen die letzten und größten der staatswissenschaftlichen Fragen auch heute vor uns“ (ebd.: 1405).

Dem Verfasser von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ musste klar werden, dass seine „Grundbegriffe der reinen Soziologie“, gleich wie die Konstrukte anderer Theoretiker, nicht prinzipiell verworfen, jedoch als „die vorläufigen Versuche der Formulierung des unvollkommenen Wissens“ (ebd.: 1389) stets im relativierenden Gestus behandelt wurden und auf diese Weise keine Chance erhielten, sich als paradigmatische Basis der Sozialwissenschaft zu etablieren (ebd.: 1403). Dass eben dies Tönnies' Hoffnung war, darauf weist unter anderem sein Beitrag zur zweibändigen Festschrift hin, die an Schmollers siebzigsten Geburtstag (1908) überreicht wurde: In seiner kurzen Skizze zur Geschichte der Soziologie räumte Tönnies dem eigenen Hauptwerk, „das für die Entwicklung der Soziologie einen Platz in Anspruch nehmen darf und will“, mehr Raum ein als jedem anderen zeitgenössischen Forscher (Tönnies 1908: 36–38). – Dass die Äußerungen des Berliner Rektors von 1897 für Tönnies eine Provokation darstellten, lässt sich dem Artikel „Gustav von Schmoller“ entnehmen, der von ihm ebenfalls im Jahr 1908 unter dem Pseudonym „Ignobilis“ in der „Neuen Rundschau“ publiziert wurde: Schmoller wird in der Hauptsache als Verwaltungshistoriker vorgeführt, der zwar seine beeindruckenden Materialsammlungen geistig durchdringe, aber letztlich „kein Organ“ für „begriffliche Konstruktionen“ habe, ja „als Nationalökonom mit beinahe eifernder Ausschließlichkeit sich bemüht, die *induktive Methode* zur herrschenden zu erheben, wenngleich er sich verwahrt, ‚nicht die Deduktionen überhaupt, sondern nur die aus oberflächlichen unzureichenden Prämissen‘ bekämpfen zu wollen“ (Tönnies 1908a: 1846). So wie man diesen Satz als direkte Antwort auf die Rektoratsrede Schmollers – und auch auf die Rezension von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ – lesen kann, blitzt in dem kurzen Artikel deutlich auf, dass Tönnies den Berliner Nationalökonomem durchaus als Kontrahenten seiner soziologisch-philosophischen Fachkonzeption akzentuieren konnte. In diesem Konfliktmodus wurden durch Polarisierung Schnittstellen verschlossen, die Schmoller offen hielt. Bezüglich der politischen Identifikation war das ähnlich.

#### 1.4 Politische Einstellung: zwischen Annäherung und Divergenz

In Privatbriefen an Schmoller sprach Tönnies offen aus, dass „unsere Welt- und politischen Ansichten [...] weit auseinanderliegen“.<sup>10</sup> Nicht nur methodologisch, auch politisch nahm er das Verhältnis trotz breiter sozialpolitischer Schnittmengen als prinzipiell distanziert wahr. Im

betrachte, so scheint sie mir für den gegenwärtigen Stand, aber auch für die rastlose Strömung des Denkens und Forschens in diesen Gebieten, soweit es durch deutsche Hochschulen vertreten wird, die notwendige Vindication gegen unsachliche Hemmnisse darzustellen.“

10 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 12. April 1907, FTBE.

Gegensatz zum regierungsnahen Berliner positionierte sich der Eutiner im Kaiserreich als Oppositioneller mit offenen Sympathien für die Sozialdemokratie (Bickel 1988: 32–36; Wierzock 2015: 323–325). Zwar folgte er nicht seinem frühen Impuls, der Partei beizutreten, aber agierte andererseits – zumindest rhetorisch – zu radikal für die gemäßigte Sozialreform im Stil Schmollers, welcher sein sozialpolitisches Engagement innerhalb des politischen Establishments, also in großbürgerlichen Zirkeln und im konstitutionellen Konsens verortete. Der Berliner Insider distanzierte sich sachlich, aber penibel von dem marxistischen Einschlag, den er bei Tönnies zur Kenntnis nahm. „Sein Standpunkt ist ein politisch radikaler, von Marx stark beeinflusster. Mit diesem größten der Sozialisten stellt T. die Dinge nicht sowohl vom Standpunkt des Staats und der Gesamtinteressen als ausschließlich von dem der Arbeiterinteressen dar, die seine ganze Sympathie haben. Hier liegt der Punkt, der meine Betrachtungsweise von der seinigen unterscheidet“ (Schmoller 1908: 1757). An dieser Stelle ist jedoch ein Mißverständnis zu vermeiden: Die prinzipielle Differenz betraf die Radikalität und – aus Schmollers Sicht – Einseitigkeit marxistischer Konsequenzen, nicht die Sozialdemokratie an sich. Dieser Partei stand Schmoller nicht ablehnend gegenüber, solange sie sich – was ihr pragmatischer Flügel stets anstrebte – kritisch-konstruktiv an der parlamentarischen Politik beteiligte, den Boden des Rechtsstaats nicht verließ und keine verfassungsfeindlichen Ziele proklamierte.<sup>11</sup> Damit wurde aus dem grundsätzlichen Gegensatz zu Tönnies ein gradueller, da dieser mit Radikalität diesseits von gedanklicher Radikalität, also politischer Gewalt seitens der Arbeiterklasse, letztlich auch nichts anfangen konnte (Wierzock 2015: 325 f.). Die Sympathie des Berliner Staatswissenschaftlers für die Leistungen des preußisch-deutschen Beamtenstaats (Kraus 2021: 105 f.), der neutral über den Parteien stehen sollte, konnte wiederum bei Tönnies nicht auf Verständnis treffen. Schmoller ließ die Differenz zu Tönnies, die er 1908 in seiner Rezension von Tönnies’ „Die Entwicklung der sozialen Frage“ wiederholt erwähnte, jedoch nicht in persönliche Verstimmung umschlagen. In dem besprochenen Bändchen hatte Tönnies seinerseits den Verein für Socialpolitik, obgleich er ihm selbst angehörte, leicht despektierlich als „Debattierclub“ etikettiert und konfrontativ hervorgehoben, dass „die Geltung des theoretischen Marxismus“ in der jüngeren Generation der Mitglieder „fast plötzlich gestiegen“ sei (Tönnies 1907: 123). Die Marxrezeption und insbesondere der Anschluss an Marx’ Kapitalismusbegriff stellte nach Dieter Lindenlaub – der die Rolle von Tönnies ausführlich herausarbeitet – das Hauptmerkmal des Generationenkonflikts im Verein dar (Lindenlaub 1967: 272–384; historische Rückschau bei Tönnies 1928).

Für Phasen der Annäherung, beziehungsweise für ein Gefühl der trotz der unterschiedlichen Verortung im sozialpolitischen Spektrum durchgehend vorhandenen Nähe sorgten – wie so oft – gemeinsame Feinde: In der „Ära Stumm“ (etwa 1895–1899), die von wiederholten Angriffen insbesondere des Industrielobbyisten Carl Ferdinand Stumm (1836–1901, ab 1888: von Stumm-Halberg) auf die Dominanz des „Kathedersozialismus“ an den Universitäten geprägt war, wurden Akademiker jeglicher Schattierungen zusammengeschweißt. Tönnies erhielt in diesen Jahren von Schmoller Übersendungen wie die erwähnte Berliner Rektoratsrede von 1897. Mit Recht mokierten sich Stumm und Andere über den Einfluss Schmollers bei Berufungen. In der Folgezeit musste er einige Konzessionen hinnehmen, die das Kultusministerium Vertretern anderer ökonomischer Richtungen machte (ohne Stumm

11 Es gibt konfligierende Interpretationen zu Schmollers Haltung zur Sozialdemokratie, viele allerdings eher im kurzen Vorbeigehen entwickelt. Die hier erwähnte wird eingehend begründet und belegt in Herold 2018: 177–181. Ähnliche Akzentsetzung bei Ebner 2023: 37–39 u. 43 f., der gleichermaßen betont, dass Schmoller „wissenschaftlich wie politisch als ausgleichender Vermittler“ aufzutreten beanspruchte (ebd.: 18).

allzuweit entgegenzukommen). Tönnies verfolgte intensiv die scharfen Auseinandersetzungen, die Adolph Wagner gemeinsam mit den aktiv werdenden Studenten an der Universität und in der Presse austrug (vom Bruch 1980: 145–148 u. ö.; Lindenfeld 1997: 273–275). Auf der Seite der Teilnehmer des Hamburger Hafenstreiks von 1896/97 tauchte der damalige Hamburger beziehungsweise Altonaer selbst in die erhitzte öffentliche Atmosphäre ein. Zwar schützte ihn sein untergeordneter Status als inaktiver Kieler Privatdozent davor, in den Fokus behördlicher Maßnahmen zu rücken, doch begann die Hamburger Polizei, Material über ihn anzuhäufen (Trautmann 2025: 102 f.).<sup>12</sup>

Im Jahr 1912 ging Tönnies als Verteidiger des Vereins für Sozialpolitik gegen den Züricher Ökonomen Julius Wolf (1862–1937) vor, einem scharfen wissenschaftlichen Opponenten der Kathedersozialisten, den er schon vor Beginn der Ära Stumm angegangen hatte (Tönnies 1893). Der Beitrag „Die neuesten Angriffe gegen den Verein für Sozialpolitik. Brief an Gustav Schmoller“ gehört inhaltlich bereits in den damals tobenden „Werturteilsstreit“ (Lindenlaub 1967: 433–443). Tönnies trat Wolfs Vorwürfen entgegen, indem er möglichst kompliziert die schlichte Tatsache erklärte, dass Forschung zur Unterstützung sozialpolitischer Maßnahmen sich notwendig (sozial-)politische Ziele setzen muss – eben die Ziele, die durch die Maßnahmen erfüllt werden sollten – und somit Werturteile vertritt. Mit diesem Argument konnte man zwar wissenschaftliche Politikberatung verteidigen, aber nicht politisierte Wissenschaft und Lehre. Seine eigene Positionierung in der durch die Antwort kaum gestreiften Frage sozialwissenschaftlicher Werturteilsfreiheit ließ er offen (Tönnies 1912).

Entferntere Gegner und damit einhergehend ein ausgeweitetes Zusammengehörigkeitsgefühl brachte schließlich der erste Weltkrieg. Schmoller sekundierte als Rezensent von zwei Propagandaschriften Tönnies' über die verfeindete Kriegsmacht England. Die zweite Rezension verfasste er nur wenige Wochen vor seinem Tod (Schmoller 1915 und 1917). Schmollers staatsnahe Position im Imperialismus- und Kriegsdiskurs ist eingehend ausgeleuchtet worden (Grimmer-Solem 2003a). Ein Vergleich mit Tönnies' Beitrag zur deutschen Weltkriegspublizistik (Mohr 2000) muss an dieser Stelle unterbleiben.<sup>13</sup>

Aus all diesen Beobachtungen zum intellektuellen Verhältnis entsteht kein einheitliches, klares Bild oder Verlaufsmuster der Beziehung zwischen Schmoller und Tönnies. Stattdessen kann ein unentschiedenes Oszillieren von Distanzierung und Annäherung und überhaupt eine wechselnde Aufmerksamkeit für die jeweils andere Person angenommen werden. Allein die Regelmäßigkeit der Rezensionen Schmollers und der Besuche Tönnies' weist allerdings darauf hin, dass ein kontinuierliches Grundinteresse und eine solidarische Klammer die latenten Grundsatzkonflikte einhegten. Erhärtet wird diese Einschätzung durch die im Folgenden präsentierten Belege materieller Förderung.

12 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK), I. HA, Rep. 76 (Kultusministerium), Sekt. 1, Tit. IV, Nr. 44, Bd. 1, Bl. 116: In dem in die Akte eingeklebten Artikel der „Hamburger Nachrichten“ vom 22. Januar 1897 „Der Aufruf ‚der bekannten Männer‘“ sind die Namen der Kieler Professoren Otto Baumgarten und Johannes Lehmann-Hohenberg unterstrichen, aber nicht Tönnies, der als Hamburger zeichnet. Dazu passt der Aktenvorgang bis Bl. 142. Erst am 12. Februar 1897 machte der Kieler Universitätskurator Heinrich Chalybäus, wohl der aktivste hochschulpolitische Gegner von Tönnies in Kiel, am Schluss einer Eingabe an das Kultusministerium auf das Versäumnis aufmerksam (Bl. 299): „Schließlich gestatte ich mir noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß meines Wissens der unter den Unterzeichnern des Aufrufs befindliche Professor Tönnies in Hamburg mit dem bei der hiesigen Universität habilitierten Privatdozenten gleichen Namens identisch ist.“ Direkte Folgen hatte das für Tönnies nicht mehr, im Gegensatz zu einigen anderen Beteiligten, die gerichtlich belangt wurden (siehe folgenden Aktengang).

13 Die Darstellung der Einbindung von Tönnies in die Kriegsanalyse und -propaganda wird in Band 11 der Tönnies Gesamtausgabe erfolgen.

## 2 Materielle Förderung (1893–1908)

Weshalb wird jemand von jemand anderem gefördert? Die kurze Antwort wird oftmals auf Basis einer groben Charakterisierung von Personen und persönlicher Beziehungen gegeben: Das Schuloberhaupt fördert seine „Schüler“, der Mäzen fördert das unverkennbare „Genie“, und dass einem Klassiker des Fachkanons ein Recht auf Förderung beziehungsweise eine Berufung zur Berufung inhärent ist, die keinen berechtigten Widerspruch seitens von Zeitgenossen zulässt, wird wie selbstverständlich angenommen. Die strukturellen Anforderungen des wissenschaftshistorischen Kontexts oder der spezifischen Konstellationen und Situationen, in denen über Förderwürdigkeit entschieden wird, sind oftmals nur noch mit Aufwand oder gar nicht mehr vollständig rekonstruierbar, und werden mit der schnellen Antwort bequem übergangen. Schmoller als Wissenschaftsorganisator und Ratgeber des Kultusministeriums versuchte nicht nur, nahestehende Schüler auf Posten zu bringen, sondern zu seiner Rolle gehörte es auch, Bedarf zu ermitteln, beziehungsweise den personellen Anforderungen der jeweils in Frage stehenden Stelle gerecht zu werden. Es lässt sich behaupten, dass viele berufliche Probleme Tönnies' daraus resultierten, dass er diese funktionale Herangehensweise an Wissenschaft nie richtig verstanden hat oder ihr nicht folgen wollte. Dass seine Hochschulkarriere gleich nach der Habilitation stagnierte, verursachte psychischen Leidensdruck; Tönnies führte das Scheitern bei Berufungen zumeist auf ideologische oder politische Widerstände zurück, die sich gegen seine Person richteten. Dass es noch andere Gründe geben könnte, kam ihm selten in den Sinn. Er war sich zwar selbst nie sicher, ob er seine Lehre innerhalb oder außerhalb des staatlichen Hochschulsystems, also als Privatgelehrter oder Leiter einer Art ländlichen „Akademie“, verbreiten wollte. Aber diese Entscheidung sollte ihm selbst vorbehalten bleiben und nicht durch Gleichgültigkeit der Universitäten gegenüber seiner Personalie erzwungen werden. So gut wie jeden Berufungsmisserfolg quitierte er demgemäß mit erbosten Briefen an Freunde wie Friedrich Paulsen.<sup>14</sup> In mehreren zentralen Episoden aus Tönnies' zäher Karriere vor der ersten (außerordentlichen) Professur von 1908 griff Gustav Schmoller ein (1893, 1902, 1907) (Dörk 2022: 16).

### 2.1 Berufungsmisserfolg 1893

Im 19. Jahrhundert wurden Lehrstühle nicht für ein Bewerbungsverfahren ausgeschrieben. Ein Kandidat wurde durch die Fakultätsmitglieder, zuweilen auch durch das preußische Kultusministerium ins Spiel gebracht. Entsprechend hoch war die Abhängigkeit von Fürsprechern und Gutachtern, die nicht nur – wie heute noch – auf die schlussendliche Wahl zwischen den Kandidaten, sondern schon auf deren Aufnahme in die Kandidatenliste Einfluss hatten. Der Selbstwahrnehmung Tönnies' entsprechend wurde in der älteren Tönniesforschung als Hindernis seiner Hochschulkarriere die politische Unliebsamkeit des oppositionellen Kieler Dozenten in den Vordergrund gestellt (Jacoby 1971: 96 f., 107 f.). Mindestens ebenso wichtig waren in seinem Fall jedoch zwei Gründe, die damals wie heute neben politischen Erwägungen aller Art bei der Auswahl von Professoren eine Rolle spielen: Lehrtalent und fachliche Eignung. Die Hörerzahlen des Privatdozenten blieben nicht nur aufgrund der Randlage der Kieler Universität und des geringen Stellenwerts seiner Veranstaltungen im Curriculum der Staatswissenschaften niedrig (Hörerzahlen der Semester 1903–

14 Exemplarisch Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, Norderney 29. August 1893, TPB: 304 f.

1905 nach Jacoby 1971 in Holzhauser/Wierzock 2019: 211). Vorlesungen waren nicht Tönnies' Stärke. Wirkung erzielte er eher im persönlichen Umgang mit einzelnen, engagierten Schülern. Der Sozialmediziner Alfred Grotjahn erinnert sich: „Als Südekum im Sommer 1892 auf meine Anregung auch nach Kiel kam, waren wir beide Tönnies' einzige Hörer. Wir verwandelten seine Vorlesungen bald in Spaziergänge in der Umgebung Kiels und in Plauderstunden in seiner Wohnung und haben auf diese, ihm mehr zusagende Art des Lehrbetriebes viel von ihm gelernt“ (Grotjahn 1932: 56 f.). Tönnies' mangelnde Lehrbefähigung prägt noch bei dem erfolgreichen Ruf von 1908 den Antrag der Fakultät vom 21. Juli, die ihn ausdrücklich nur deshalb an erster Stelle vorschlug, weil die Priorität auf dem „wissenschaftlichen Moment“ liege. Die „Lehrbedürfnisse“ sah man durch die nachplatzierten Kandidaten (unter ihnen Edgar Jaffé und Hjalmar Schacht) als besser erfüllt an.<sup>15</sup>

Aufgrund der fachlichen Position des Soziologen zwischen den Lehrstühlen der Nationalökonomie und der Philosophie konnte der Kieler Privatdozent zwar als potentieller Kandidat in Kiel häufiger bei Berufungen vorgeschlagen werden als Andere, stieß dann aber zwangsläufig auf die übermächtige Konkurrenz einschlägiger Mitbewerber. Ein Philosoph, der mit einer philologischen Arbeit promoviert worden war und dessen Lehrberechtigung sich Studien über Thomas Hobbes verdankte, konnte schwerlich darauf hoffen, auf einen nationalökonomischen Lehrstuhl berufen zu werden; ähnlich schwer musste es jemand, der die letzten Jahre vornehmlich statistischen und ähnlichen Studien gewidmet hat, in der Philosophie haben. Tönnies' berufliche Karriere war eine Wette auf die institutionelle Karriere der noch unbekanntem Disziplin „Soziologie“ an der Universität. Besonders kleinere Hochschulen wie Kiel konnten es sich aber nicht leisten, ihre begrenzten Lehrstuhlkapazitäten durch exotische Lehraufträge (etwa eine auf Soziologie spezifizierte Nationalökonomie-Professur) zusätzlich zu verengen.

Bei den Kieler Philosophen hatte Tönnies kaum Aussicht auf eine Berufung; wurde er 1889 bei der Suche nach einem Nachfolger für August Krohn (1840–1889) anscheinend zumindest in Vorschlag gebracht (Jacoby 1971: 98), so ignorierte man ihn 1895 bei der Neubesetzung des Lehrstuhls von Gustav Glogau (1844–1895). Auf Krohn folgte Paul Dussen (1845–1919), auf Glogau Alois Riehl (1844–1924), der jedoch nur drei Jahre blieb. Als die Philosophische Fakultät nach Riehls Abgang im Jahr 1898 ihren örtlichen Privatdozenten wiederum bei der Neubesetzung übergang – diesmal zugunsten des Philosophen und Psychologen Götz Martius (1853–1927) –, verfasste ein Kieler Förderer ein Separatvotum, in dem er beklagte, dass Tönnies bisher „bald für eine Professur der Philosophie, bald der Nationalökonomie empfohlen worden“ sei, „ohne daß seine Anstellung erfolgte“.<sup>16</sup> Die philosophischen Lehrstühle an Tönnies' Heimatuniversität blieben nach den erwähnten Berufungen über zwei Jahrzehnte besetzt, also für Tönnies verschlossen.

Hoffnungsvoller als in der Philosophie stand es in der Nationalökonomie. In die maßgebliche Berufungsverhandlung in Kiel im Jahr 1893 war auch Gustav Schmoller involviert, und zwar in seiner Rolle als informeller Berater des Berliner Kultusministeriums. Mit dem aufgrund seiner Eigenwilligkeit und Durchsetzungsmacht berichtigten Ministerialdirektor Friedrich Althoff (1839–1908) war Schmoller seit über zwei Jahrzehnten vertraut, ja wurde von ihm regelmäßig als „Freund und Gönner“ betitelt (Neugebauer 2000: 283–285). Die

15 Bericht der Philosophischen Fakultät an Kultusminister Ludwig Holle, Kiel 21. Juli 1908, in: Spenkuch 2018: 584–587, hier 584 f.

16 Separatvotum von Georg Hoffmann für die Philosophische Fakultät und Universitätskurator Heinrich Chalbybaeus, Kiel 19. Februar 1898, in: Spenkuch 2018: 541 f.

durch Archivquellen verhältnismäßig gut dokumentierte Berufungsangelegenheit von 1893 lässt eine Analyse der wissenschaftspolitischen Verfahren Schmollers und der Schwierigkeiten Tönnies' zu. In Kiel wuchs Anfang der 1890er Jahre der Wunsch, eine Professur neben dem einzigen nationalökonomischen Ordinarius Wilhelm Seelig (1821–1906) zu schaffen, da dieser zusätzlich zu seinem hohen Alter eine politische Karriere verfolgte und 1890 als Kandidat der deutsch-freisinnigen Partei in den Reichstag gewählt wurde. Das Ausscheiden des mittlerweile siebzig Jahre alten Staatswissenschaftlers aus dem Lehrbetrieb schien in naher Aussicht, zog sich schließlich aber noch über ein Jahrzehnt hin, womit Seelig die Kieler Nationalökonomie-Professur für ein halbes Jahrhundert besetzt hielt (1854–1904). Zunächst dachte man an ein ergänzendes Extraordinariat. Eine solche außeretatmäßige Professur erlaubte größere Freiheiten in organisatorischer aber auch in inhaltlicher Hinsicht. Es konnte mit innovativen Lehraufträgen experimentiert werden, solange das bereits vorhandene Ordinariat die konventionellen Schwerpunkte des Fachs abdeckte. In Berlin beabsichtigte man zunächst, noch im Sommer 1892, auf diese Weise den erst im Vorjahr promovierten Gerhart von Schulze-Gaevernitz (1864–1943) nach Kiel zu bringen. Als dieser ablehnte, wurde Tönnies als aussichtsreicher Kandidat von Althoff über die Pläne informiert, die allerdings kurz darauf – vorläufig – zum Stillstand kamen.<sup>17</sup>

Als Schmoller von Althoff um eine Stellungnahme gebeten wurde, unterstützte er zwar in seinem kurzen Gutachten den Kieler Privatdozenten, den er zu diesem Zeitpunkt (Sommer 1892) wohl nur als Autor von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ kannte, und hob dessen philosophische Herangehensweise an das nationalökonomische Fach positiv hervor, aber wies ihm ein ganz spezifisches, eng begrenztes Aufgabenfeld zu:

„Wenn Schulze-Gävernitz Schwierigkeiten macht im Winter in Kiel zu lesen, und Tönnies, den ich nach seinem Buch auch sehr schätze dazu bereit ist, so genügt das sicher. Ich stimme von ganzer Seele Ihrer Meinung bei, daß der Nationalökonomie die Zuführung einer philosophischen Kraft sehr heilsam ist. Ich möchte noch weiter gehen und sagen, jeder Nationalökonom müßte entweder Philosoph oder Historiker nebenher sein. Der Ausweg mit Tönnies hat ja auch das für sich, daß er für die Zukunft am wenigsten präjudiziert und das wünschen Sie ja, um später Stieda da unterzubringen, wie ich mich noch erinnere.“

Tönnies wird auf die Dauer nicht allein genügen, nicht sowohl weil er Philosoph, als weil er innerhalb der Philosophie der abstrakten Spekulation und nicht den realistischen Tendenzen der heutigen Philosophie zugeneigt ist. Aber wenn Sie ihm als Extra Ord[inarius] künftig den Lehrauftrag geben, neben philosophischen staatswissenschaftliche Fächer zu lesen, und dann neben ihn, einen Ordinarius wie Stieda oder einen ähnlichen setzen, wäre das sehr gut.<sup>18</sup>

Die von Schmoller vorgeschlagene institutionelle Lösung ergab sich bruchlos aus der oben beschriebenen Konzeption von Nationalökonomie, in der eine sozialphilosophische Variante durchaus begrüßt wurde, aber nur in einer komplementär-ergänzenden Funktion zur speziellen Nationalökonomie. Dass Schmoller naturgemäß am liebsten Vertreter aus seinem engeren paradigmatischen Umfeld auf den Lehrstühlen sah, wird daran ersichtlich, dass er mit Wilhelm Stieda (1852–1933) einen langjährigen Schüler und Mitarbeiter als Ordinarius empfahl.

Im April 1893 verdichteten sich in Kiel die Bemühungen, eine neue Stelle neben Seelig zu installieren. Tönnies betrachtete sich als erster und einziger Kandidat und wird es für einige Zeit gewesen sein. Von Schmollers Berliner Kollegen Adolph Wagner erlangten seine För-

17 Friedrich Althoff an Ferdinand Tönnies, Berlin 30. August 1892, SHLB, TN, Cb 54.56:11, n. f. – Vgl. Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, Husum 2. Oktober 1892, TPB: 299.

18 Gustav Schmoller an Friedrich Althoff, Oberhof 25. August 1892, GSStA PK, VI. HA NI. Althoff Nr. 110, Bl. 22 f.

derer in der Kieler Fakultät ein Privatgutachten, das zahlreiche Kandidaten diskutierte, aber Tönnies an erster Stelle vorschlug. Wagner leugnete zwar die komplizierteren Seiten der Persönlichkeit nicht („etwas Einspänner, fast sonderlich“), aber hob „Gemeinschaft und Gesellschaft“ hervor, das „auch nach Schmollers, hier einmal mit mir übereinstimmenden Urtheil ein sehr tief gedachtes Buch“ sei. Er schloss das Privatgutachten mit dem Fazit: „Unter denen, die etwa noch für ein Extraordin[ariat] in Betracht kämen, wüßte ich *keinen*, der an Reife, Tiefe Gediegenheit [?] Tönnies gleich käme u da er einmal bei Ihnen ist – er hat ja nur den Prof. *Titel* – wäre es hart, einen jüngeren Extraord[inarius] od. Ordin[arius], wenn auch speciell f[ür] Nat[ional] Ökon[omie] ihm vorzuziehen.“<sup>19</sup> Deutlich wird, dass Wagner Schmollers Austarierung des Stellenprofils nicht folgte, sondern die Wahl des Bewerbers von der undifferenzierten Gesamtnote einer Forscherpersönlichkeit abhängig machte, die funktionale Erwägungen zur fachlichen Lehrstuhlausrichtung überdeckte.

Der letzte Satz Wagners zeigt aber auch an, dass die Kieler Fakultät im April 1893 nicht mehr bloß eine außerordentliche Professur in Betracht zog, sondern eine etatmäßige Professur. Wagner empfahl Tönnies in beiden Fällen an erster Stelle, wies jedoch bereits eingangs darauf hin, dass Althoff und Schmoller sicherlich schon einen Wunschkandidaten „im Auge“ hätten, „den man Ihnen schickt, einerlei wie Ihre Vorschläge ausfallen“, und spielte die potentielle Liste Berliner Kandidaten durch.<sup>20</sup> Tatsächlich konnte Schmoller einen Sozialphilosophen in Kiel zwar als Extraordinarius empfehlen, aber eben nicht für ein Ordinariat der Staatswissenschaften. Nachdem Wilhelm Stieda die Stelle abgelehnt hatte,<sup>21</sup> schloss er sich dem Vorschlag des Kieler Universitätskurators an und empfahl Wilhelm Hasbach (1849–1920), einen Schüler Adolph Wagners. Dessen Aufstellung und Wahl Ende Mai 1893 traf den zuversichtlichen Tönnies völlig unerwartet. Entsprechend erregt fielen Tönnies' Briefe an Paulsen aus, in denen er Althoff als „Schwindler und Windbeutel“ bezeichnete.<sup>22</sup> Hasbach übernahm die ordentliche Professur für Staatswissenschaften in Kiel am 25. Juli 1893 (Volbehr u. Weyl 1916: 43 f.).

Die Forschung folgte lange zumeist Tönnies' Einschätzung, der den Einfluss Althoffs hinter der verunglückten Verhandlung von 1893 mehr suggerierte als eindeutig belegte (Jacoby 1971: 101–103). Doch im Gegenteil muss es einigermaßen überraschen – und ist vermutlich nicht zuletzt Friedrich Paulsen zu verdanken –, dass der Ministerialrat die Briefe und Besuche des so unkonventionellen Kieler Privatdozenten in Berlin regelmäßig empfangen hat und nicht aufhörte, nach neuen Möglichkeiten für ihn zu suchen. Mit Sicherheit nahm hingegen der Kieler Universitätskurator Heinrich Chalybäus, der evangelischer Kirchenpolitiker war, Tönnies die Aktivität in der Ende 1892 gegründeten, scharf antikirchlichen „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ übel (Jacoby 1971: 102), wobei noch die Frage ist, ob er bemerkt hat, dass der Privatdozent unverzüglich begann, einzelne seiner Studenten in die zwischen freikirchlicher Gemeinschaft und ethischem Reformverein oszillierende Vereinigung hineinzuziehen (Grotjahn 1931: 57). Althoff kann man hier eher in einer Vermittlerrolle sehen. Dass Schmoller bei seiner Bestärkung der Empfehlung Hasbachs beiläufig hervorhob, dass dessen politischer Standpunkt absolut neutral sei,<sup>23</sup> lässt jedenfalls Rück-

19 Adolph Wagner an Carl Schirren, Berlin 21. April 1893, BA Koblenz, N 1053–46. – Hervorhebungen sind im Original unterstrichen.

20 Adolph Wagner an Carl Schirren, Berlin 21. April 1893, BA Koblenz, N 1053–46.

21 Adolph Wagner an Carl Schirren, Berlin 29. Mai 1893 und 18. Juni 1893, BA Koblenz, N 1053–46.

22 Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, Norderney 29. August 1893, FTBE (<https://ftbe.de/letter/262>), TPB: 304 f.

23 Gustav Schmoller an Friedrich Althoff, Berlin 29. Mai 1893, GStA PK, VI. HA NI. Althoff Nr. 110, Bl. 44.

schlüsse auf eine gesinnungsbasierte Dimension im Berufungsverfahren zu. Lehrstühle der Staatswissenschaft dürften als besonders schützenswert angesehen worden sein, da das Fach in erster Linie der Ausbildung höherer Beamter diene, die nachher in Preußen Schlüsselstellen besetzten. Doch die politische Komponente sollte für Schmoller kein größeres Gewicht besessen haben als der Vorbehalt, eine ordentliche Professur mit einem Vertreter zu besetzen, von dem sich keine ausgewogene, sondern nur eine sehr spezifische, nämlich sozialphilosophische Adaption des Lehrfachs erwarten ließ.<sup>24</sup>

## 2.2 Universitätsnahe Förderung für den Privatdozenten (1902)

Ein Ordinariat hätte Tönnies ein äußerst gediegenes, ein Extraordinariat ein bescheideneres, doch zumindest unbefristetes Gehalt verschafft. Wie versorgte sich der Privatdozent? Wie schaffte er es, über viele Jahre hinweg eine wenig aussichtsreiche Universitätskarriere als Soziologe zu verfolgen, und wie fest stand diese Zukunftsperspektive angesichts des finanziellen Misserfolgs? Kollegelder blieben aufgrund niedriger Hörerzahlen in Kiel knapp, im Unterschied etwa zu Georg Simmel in Berlin. Ähnlich wie Simmel stammte jedoch auch Tönnies aus einer begüterten Familie. Höhe und Entwicklung des familiären Privatvermögens bleiben indessen unklar, das Vorhandensein von Wertanlagen wurde von Tönnies so gut wie nie erwähnt. Seine beruflichen Einnahmen setzten sich zusammen aus universitätsnahen Stipendien und Remunerationen sowie Autorenhonoraren oder Preisschriften. Mit der Gesamtsumme konnte er in guten Jahren durchaus zufrieden sein.<sup>25</sup> Brachen die universitätsnahen Fördermittel jedoch weg, wurde die soziale Situation anscheinend früher oder später brenzlich. Tönnies begann in solchen Situationen regelmäßig mit der Option zu spielen, sich ganz aus dem Hochschulbetrieb zurückzuziehen. Die Kollegen hatten in den Jahren um 1900 überwiegend den Eindruck einer von Einschränkungen oder sogar Not geprägten Lebenslage der trotz allem unentwegt wachsenden Eutiner Familie (fünf Geburten zwischen 1898 und 1907). Finanziell besaß die Existenz am Rand der Universität über Jahrzehnte ein, wenn nicht prekäres, dann zumindest provisorisches Gepräge; die Richtung des Lebenslaufs ließ sich kaum fixieren, die Berufswahl blieb bis 1908 offen.

Besonders die Jahre 1902 und 1907 können als Krisenjahre gelten. 1902 traf es Tönnies unvorbereitet, dass die sogenannte „Beneke-Rente“ auslief, ein universitätsnahes Stipendium, das man ihm seit 1890, also über 12 Jahre anstandslos bewilligt hatte, obgleich er die Verlängerung periodisch neu beantragen musste. Mit diesem Verlust eines vermeintlich sicheren Bausteins seines Einkommens, jährlich 1200 Mark, bröckelte eine Existenz, in die der mittlerweile fünfzigjährige Familienvater und nunmehrige Eutiner Eigenheimbesitzer sich einigermaßen eingelebt hatte. Umso wichtiger wurde eine Remuneration aus dem Universitätsfonds, welche ihm 1902 bewilligt wurde. Die Remuneration – die im Gegensatz zu einem Gehalt zwar aus Hochschulmitteln (u. a. dem Kieler Dispositionsfonds) stammte, aber nicht unbefristet im Etat verankert wurde, sondern jährlich neu zu genehmigen war – umfasste 2000

24 Man vergleiche das Freiburger Verfahren zur Nachfolge Max Webers im Jahr 1897: Max Weber an Adolph Wagner, Freiburg 1. Januar 1897, in MWG II/3.1: 272: „Tönnies wurde als zu abstrakt philosophisch interessiert nicht in Betracht gezogen“.

25 Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, Kiel 16. Juli 1893, TPB: 302 f.; vgl. auch Ferdinand Tönnies an Georg Hoffmann, Husum 15. April 1894, FTBE. – Vertieft wird die Analyse im editorischen Bericht zu Band 3.1 der Ferdinand-Tönnies-Gesamtausgabe (ersch. im Herbst 2026) und in der noch nicht publizierten Dissertation von Alexander Wierzock.

Mark. Sie ist zeitlich noch vor, also sachlich unabhängig von den Verhandlungen über das Beneke-Stipendium beantragt worden.<sup>26</sup> Mehrere Briefe an Gustav Schmoller belegen, dass dieser maßgeblichen Einfluss auf die Bewilligung genommen hat.<sup>27</sup> Tönnies nahm ihn im Jahr 1902 als ausschlaggebenden Unterstützer war: „Meine äußere Lage, die mir erhebliche Sorge machen mußte, hat sich wesentlich verbessert, so daß ich in das herannahende Jahr beruhigt und mit gutem Mute blicken darf. Ich verdanke dies in erster Linie Ihnen und bleibe Ihnen dankbar dafür.“<sup>28</sup> Da sich der ministerielle Fördertopf auch in der Folgezeit anzapfen ließ, bedankte er sich noch 1907 bei Schmoller für „die ‚Remuneration‘, welche ich in den letzten 5 Jahren erhielt (und Ihrer freundlichen Fürsprache wesentlich verdankte)“. In diesem Brief tritt neben dem materiellen Aspekt der Förderung auch die dankbare Empfindung persönlicher Anteilnahme hervor.<sup>29</sup>

### 2.3 Tönnies als wissenschaftlicher Spezialist

Die Nähe der beiden Sozialwissenschaftler im Jahr 1902 lässt sich unter anderem damit erklären, dass Tönnies sich im Vorjahr in Schmollers arbeitsteilige Forschungsorganisation hatte hineinziehen lassen und sich generell zunehmend als sozialwissenschaftlicher Spezialist profilierte. Die früheste Teilnahme Tönnies' an einer Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik (aktuell zum Verein McClellan 2022, Ebner 2023) lässt sich 1893 in Berlin nachweisen; das war jene Tagung, auf der Max Weber über die Landarbeiter-Enquete referierte und damit erstmals einem breiteren Publikum als Sozialwissenschaftler bekannt wurde.<sup>30</sup> Im Jahr 1897 verzeichnen die Versammlungs-Protokolle den frühesten Diskussionsbeitrag von Ferdinand Tönnies, hier in seiner Rolle als Experte des Hamburger Streiks (Lindenlaub 1967: 387f.). 1903 wurde er in den Ausschuss des Vereins kooptiert (Tönnies 1924: 228; Boese 1939: 98). Durch Tönnies' Partizipation im Verein für Sozialpolitik musste seine persönliche Verbindung zu dessen Vorsitzenden enger werden.<sup>31</sup> Mit dem Erscheinen des Kieler Privatdozenten auf den Tagungen wurde Schmollers erster Eindruck vom „einsamen Denker“ zumindest um neue Facetten bereichert. Der Verfasser von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ zeigte Interesse für empirisch-statistische Forschung mit ihrem meist un-

26 Friedrich Paulsen informierte Tönnies schon am 20. Januar 1902 über die Verhandlungen und erst am 23. Februar über das nahende Ende der Beneke-Rente, siehe TPB: 358 f.

27 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 15. Juni 1902, FTBE: „Inzwischen haben sich meine Angelegenheiten, deren Sie sich in so wohlwollender Weise angenommen haben, soweit entwickelt, daß mir für das Rechnungsjahr 1902 eine Remuneration von 2000 M zu Teil geworden ist.“ – Ein Jahr später: Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 23. März 1903, FTBE: „Wenn ich einige Unruhe verraten habe wegen Erneuerung der mir vom Ministerium bewilligten Remuneration, so war dies, wie ich gern bekenne, ohne Grund. Die fernere Bewilligung ist bereits in Kiel eingetroffen wie mir heute mitgeteilt wurde.“

28 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 29. Dezember 1902, FTBE.

29 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 12. April 1907, FTBE.

30 Ferdinand Tönnies an Marie Sieck, Berlin 22. März 1893, SHLB, TN, Cb 54.59:02.1, Nr. 3.

31 Anlässlich der Münchener Vereinstagung 1901 überlegte Gustav Schmoller zusammen mit dem mit Tönnies befreundeten Werner Sombart, wie man dem Eutiner die nötigen Reisemittel für einen Besuch verschaffen könne. Da der Verein den Teilnehmern grundsätzlich keine Mittel zur Tagungsreise gewährte, schlug er vor, „daß einige Herrn zus[ammen]legen und Tönnies so das Geld erhält. Ich bin gern bereit 40 od[er] 50 M. dazu zu geben, wenn Sie das übrige dazu aufreiben wollen. [...] Dafür daß T. die Summe von zweiter Seite annimmt, müßten Sie sorgen. Er dürfte nämlich die Namen nicht erfahren. Man müßte ihm nur sagen, es seien Verehrer seiner wissenschaft[aftlichen] Thätigkeit.“ Ob der seltsame Plan umgesetzt wurde oder nicht – hier neigt die Tönnies-Förderung Schmollers eindeutig in Richtung privater Almosen, beweist aber den guten Willen des Vereinsvorsitzenden; Schmoller an Werner Sombart, Berlin 21. 7. 1901, GStA PK, VI. HA, Nl. Sombart, Werner, Nr. 45 Teil 1, n. f.

mittelbar praktisch-politischem Anwendungshorizont. In Tönnies' Krisenjahr 1902 plante man eine der großangelegten empirischen Enquêtes, diesmal mit norddeutschem Schwerpunkt, nämlich über „Die Lage der in der Seeschifffahrt beschäftigten Arbeiter“. Tönnies' Aufgabe, „die ich mir von Schmoller, d. h. vom Verein für Sozialpolitik habe aufladen lassen“, umfasste die „Untersuchung über die Seeleute in den Ostseehäfen von Lübeck an nordwärts“.<sup>32</sup> Basis für die Aufgabenzuweisung an Tönnies war – wie gewöhnlich in den Vereins-Enquêtes – die sachliche Qualifikation des Bearbeiters: Expertise hatte er sich während des Hamburger Hafentarbeiterstreiks von 1896/97 angeeignet, über den er umfassend berichtet und dabei auch die Hamburger Lebensbedingungen der Hafentarbeiter einbezogen hatte (Bickel 1988: 36–44; Wierzock 2022: 13–17). Im Rahmen der Vereins-Enquête von 1902 erarbeitete er einen Fragebogen, dessen Auswertung er mit einer ausführlichen Diskussion der angewandten Forschungsmethodik, Objektivität und Belastbarkeit der herangezogenen Informationen verband (Tönnies 1903: 511–522; Gorges 1986: 354 f. u. 269–374). Die finanzielle Entlohnung der Forschungsanstrengung dürfte sich in engen Grenzen gehalten haben. Für den Fragebogen gab es eine niedrige dreistellige Aufwandsentschädigung, alle notwendigen Reisekosten wurden erstattet. Hinzu kam das übliche Autorenhonorar für den Druck. Auf der Vereinstagung in Hamburg 1903 stellte Tönnies die Ergebnisse nicht vor, geriet aber als Debattenteilnehmer in zwei scharfe Auseinandersetzungen mit Arbeitgebervertretern, die sich hauptsächlich seinen polemischen Unterstellungen ad personam verdankten und kaum inhaltlichen Wert besaßen (Verein für Socialpolitik 1904: 65, 71, 106 f. und 312 f.; sachlich belangvoller der ausführliche Redebeitrag 80–88).

Das zweite Arbeitsfeld, auf dem Tönnies als ausgewiesener Experte Förderung beanspruchen konnte, war die Kriminalstatistik. Das damals noch junge Forschungsfeld im Überschneidungsbereich von biologischer Anthropologie, Soziologie, amtlicher Statistik und Strafrechtsreform beschäftigte Tönnies über Jahrzehnte intensiv (Oetting 2018; Engberding 2007: 31–35). Einen Kern bildeten empirische Untersuchungen, in deren Verlauf Tönnies norddeutsche Gefängnisse aufsuchte (freilich kaum mit Häftlingen Kontakt hatte), auch in Dänemark Recherchen anstellte, statistische Aufstellungen anfertigte und berechnete und versuchte, die neuesten, in rascher Entwicklung begriffenen mathematisch-statistischen Trends zu berücksichtigen. Im Fall dieses privaten, selbstgesteuerten Projekts konnte Schmoller als Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften nichtstaatliche Ressourcen erschließen. Nachdem Anfang 1902 ein erster Antrag Tönnies' in der Akademie gescheitert war, obgleich er von den angesehenen Berliner Philosophen beziehungsweise Psychologen Carl Stumpf und Wilhelm Dilthey unterstützt wurde, konnte Schmoller im Juli 1902 Erfolg vermelden. Zugleich empfahl er, die Eingabe im nächsten Jahr zu wiederholen. 1902 und 1903 unterstützte die Berliner Akademie die kriminalstatistischen Forschungen mit jährlich 800 Mark. Weiter reichte der Fördertopf allerdings nicht.<sup>33</sup> Als Tönnies fünf Jahre später der Zugang zu den Strafanstalten verwehrt wurde, machte er dafür politische Absichten verantwortlich, ging jedoch nicht auf Schmollers Angebot ein, zu versuchen, ihm Einsicht in die ihn betreffenden Polizeiakten zu verschaffen.<sup>34</sup> Tönnies wich der Chance aus, den lang-

32 Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, Eutin 23. Dezember 1902, TPB: 368.

33 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 16. März (Absenden der Eingabe), 15. Juni (Ablehnung) und 23. Juli 1902, FTBE. – Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1902, Nr. 41 (Gesamtsitzung 23. Oktober 1902), S. 978 und 1903, Nr. 31 (Gesamtsitzung 18. Juni 1903), S. 649.

34 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 27. Februar 1907, FTBE: „Ohne Zweifel liegen Ermittlungen der berechtigten politischen Polizei zu Grunde.“ Die Antwort Schmollers ist nicht überliefert. Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 12. April 1907, FTBE: „Es wäre mir allerdings darum zu tun, einmal zu

gehegten und zu verschiedenen Anlässen ausgesprochenen Verdacht, als politischer Oppositioneller in seiner wissenschaftlichen Laufbahn und Tätigkeit behindert zu werden, endlich einmal mit der Realität abgleichen und konkretisieren zu können. Dass die Gefängnisverwaltung dem Privatdozenten im Jahr 1907 – nach mittlerweile fast zwei Jahrzehnten kriminalstatistischen Erhebungen ohne greifbares Ergebnis – den Zutritt verweigerte, dafür sind eine Reihe von Gründen denkbar.

Schließlich ermöglichte Schmoller es Tönnies, „in Berlin einem Kreise von Männern, deren Anteilnahme an der Sache erwartet werden kann, über den Charakter und Inhalt dieser Arbeiten, namentlich über die von mir angewandte statistische *Methode*“ einen Vortrag zu halten.<sup>35</sup> Im Januar 1909 organisierte er einen Termin an einem frühen Sonntagnachmittag im Statistischen Reichsamt (Tönnies 1924: 223). Das Referat, das Tönnies zuvor bereits in Heidelberg vor Max Weber und anderen sowie in London in der „Sociological Society“ präsentiert hatte<sup>36</sup>, erschien 1909 in Schmollers Jahrbuch (Tönnies 1909). Deutlich wird aus diesen Episoden der Jahre 1902–1909, dass Tönnies von dem Berliner Wissenschaftsorganisator vorbehaltlos gefördert wurde, solange er sich als Spezialist mit empirischen und anwendungsnahen Gegenständen beschäftigte. Historische Forschungen im Sinne der Schmoller-„Schule“ mussten es nicht sein.

## 2.4 Schmollers Denkschrift von 1907

Das Jahr 1907 brachte wieder eine Krise, die in subjektiv-biografischer Perspektive ähnlich dramatisch ausfiel wie die von 1902. Am 27. Februar 1907 beendete Tönnies einen gereizten Brief mit den Sätzen: „Ich leugne nicht, daß ich im Laufe der Jahre, nachdem ich 26 Jahre lang Privatdozent bin, eine große Masse von Bitterkeit in meiner Seele aufgesammelt hat. Sie sind einer der wenigen Männer in hoher Stellung, die mir Sympathie und Wohlwollen bewiesen haben. Darum werden Sie auch mir zu gute halten, daß etwas von meiner Erbitterung in diesen Brief übergelaufen ist.“<sup>37</sup> Und am 12. April erklärte er: „Ich stehe an einer Wende meines Lebens. Meine Vorlesungstätigkeit werde ich voraussichtlich nicht wiederaufnehmen. Ich leide freilich sehr darunter, daß mein ganzes Berufsleben gescheitert ist. Aber ich will darum nicht mein Leben überhaupt als verfehlt betrachten.“<sup>38</sup> Die Schilderungen der Kollegen über die materielle Notlage der Familie Tönnies stammen überwiegend aus diesen Jahren. In Schmollers chronologisch sortierter Korrespondenz findet sich in der Mappe von 1907 sogar eine kleine tabellarische Aufstellung über die Einnahmen Tönnies' zwischen 1888–1907, inklusive Schulden und Zinsen, die auf dem Eutiner Grundstück lagen.<sup>39</sup> Von keinem anderen Fachkollegen gibt es solche Zeugnisse materieller Pflegebedürftigkeit und Betreuung. Die

erfahren, was für Geheimakten die Spionage über mich aufgetürmt hat; wenn ich auch stark zweifle, ob ich sie der Prüfung und Widerlegung für ernst halten würde. Aber vermutlich wird auch in dieser Hinsicht nichts ans Licht kommen, sondern allgemeine Redensarten werden als zur Rechtfertigung des Bescheides genügend angesehen werden. [...] So glaube ich daß es für mich geboten ist, auf den Gebrauch Ihrer Güte zu verzichten. Um so mehr da Ihnen möglicherweise doch Unliebsames daraus erwachsen kann.“

35 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, London 7. Oktober 1908, GStA PK, VI. HA, Nl. Schmoller Nr. 200a, Bl. 164–165v, und Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 13. November 1908, FTBE.

36 Ebd.

37 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 27. Februar 1907, FTBE.

38 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 12. April 1907, FTBE.

39 Notiz von Schmollers Hand: „Ferdinand Tönnies – Eutin. Vertraulich.“ GStA PK, VI. HA, Nl. Schmoller Nr. 199b, Bl. 129.

Krise veranlasste mehrere Initiativen verschiedener Personen in der Kieler Fakultät und beim Kultusministerium. Sie wurde schließlich endgültig überwunden durch Tönnies' Ernennung zum Extraordinarius im Jahr 1908.

Die Universität Kiel versuchte erstmals zur Jahreswende 1905/1906, ein Extraordinariat „für Statistik und Gesellschaftslehre“ einzurichten und mit Tönnies zu besetzen. Der Antrag wurde allerdings vom preußischen Kultusministerium verschleppt und im April 1906 ohne nähere Begründung abgelehnt (Jacoby 1971: 106 f.). In Kiel war man sich der hochschulpolitisch experimentellen Dimension des Wunsches bewusst: „Bis jetzt gibt es an preußischen Universitäten keine Lehrkanzel für Gesellschaftslehre.“ Der Zuschnitt des Stellenprofils auf die Person des Kieler Privatdozenten Tönnies lag auf der Hand, wenn die statistische Lehre ungewöhnlicherweise an „einen Philosophen von Fach“ vergeben werden sollte. In der Begründung wurde die Soziologie als selbständiges, sehr spezielles Fach profiliert. „Gewichtige Fragen der statistischen Methodik und der Moralstatistik führen in das Gebiet der Logik und der Metaphysik bezüglich der Ethik hinüber, die Soziologie ist von Philosophen begründet worden.“<sup>40</sup> Die Anfrage der Fakultät fiel zeitlich in eine unklare Stellensituation der Nationalökonomie in Kiel, da auch die beiden ordentlichen Professuren in nächster Zukunft neu besetzt werden mussten; Wilhelm Seelig, über fünfzig Jahre Inhaber des Lehrstuhls, war seit 1904 beurlaubt, starb 1906, und Wilhelm Hasbach, der anstelle von Tönnies die 1893 errichtete Professur für Staatswissenschaften erhalten hatte, schied 1906 aus gesundheitlichen Gründen aus (Patz 2013: 214). Dass Hasbach die Kieler Anfrage initiiert hatte, erschien Tönnies Anfang 1906 ebenso gewiß wie dessen baldiger Abgang.<sup>41</sup> Wird das Zögern des Berliner Ministeriums durch die komplizierte Lage und den experimentellen Anspruch des Antrags erklärlich, so nutzte Tönnies die Zeit für einen Besuch bei Gustav Schmoller, bei dem es nicht zuletzt um „meine Lage und mein Verhältniß zum Unterrichtsministerium“ ging, und legte seine Position in einem nachfolgenden Brief noch einmal ausführlich dar. In diesem bezeichnete er es zwar als „unzweifelhaft“, dass das gewünschte Extraordinariat wenig Aussicht habe, schien aber – in drastischer Fehleinschätzung seiner Lage – insgeheim darauf zu hoffen, stattdessen gleich einen der beiden ordentlichen Lehrstühle zu erhalten. Jedenfalls verband er die Erklärung, statt des von ihm präferierten philosophischen auch einen nationalökonomischen Lehrstuhl übernehmen zu können, mit dem Zugeständnis, seinen soziologischen Ansatz an die konventionellen Lehrbedürfnisse anzupassen: „Allerdings wäre meine Meinung, die Staatswissenschaften in einem philosophisch-sociologischen Sinne zu lehren, wie ich weiß daß es auch Ihren Tendenzen gemäß ist, aber ich glaube auch, daß dies durchaus im Anschluß an das übliche Schema der Vorlesungen geschehen kann, und ich bin dazu bereit.“ Wie in manchem anderen Brief vergaß Tönnies auch am 28. Februar 1906 weder den Hinweis auf seine schwierige finanzielle Lage noch die Erklärung, sich gegebenenfalls als „Privatschriftsteller“ zurückziehen zu müssen und die „Vorlesungstätigkeit gänzlich und für immer einzustellen“.<sup>42</sup>

Am 4. April 1907 wurde der Kieler Lehrstuhl mit dem zwanzig Jahre jüngeren Nationalökonom Ludwlg Bernhard (1875–1935) besetzt (Jacoby 1971: 107). Eine Woche später erhielt Schmoller jenen Brief Tönnies', der hauptsächlich die oben skizzierten kriminalsta-

40 Bericht der Philosophischen Fakultät an Kultusminister Konrad Studt, Kiel 21. Dezember 1905, in: Spenkuch 2018: 569–571, Zitate 570 f.

41 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Kiel 28. Februar 1906, GStA PK, VI. HA, Nl. Schmoller Nr. 198, Bl. 31–32v.

42 Ebd.

tistischen Blockaden schilderte, aber mit der Klage über das gescheiterte Berufsleben die Hoffnung verband, dass die Zukunftsperspektive „bei immer bescheidener werdender Lebensführung“ gesichert sei, „wenn ich von nun an meine gelehrte Tätigkeit einschränke, und die Zeit, die ich bisher den Vorlesungen gewidmet habe, ganz für eine regelmäßige publicistische Arbeit verwende“. Fast nachrangig wird erwähnt, dass die Remuneration des Kultusministeriums zukünftig wegfalle.<sup>43</sup> Diese Nachricht wird der Auslöser dafür gewesen sein, dass Schmoller die Initiative ergriff. Wie der Berliner Nationalökonom seinem philosophischen Fakultätskollegen Friedrich Paulsen am 21. Mai 1907 berichtete, hatte er Ludwig Bernhard gebeten, in Kiel zu sondieren. Dieser sah – trotz des gescheiterten Antrags von 1906 – Chancen für ein mit 2000 M. Gehalt verbundenes Extraordinariat und machte den Vorschlag, ein etwaiges Gesuch der dortigen Fakultät mit einer Denkschrift von Berliner Ordinarien über Tönnies’ „wissenschaftliche Bedeutung“ zu flankieren.<sup>44</sup> Den Plan dieser Denkschrift hatte Schmoller bereits entworfen, als er Paulsen um Mitwirkung bat:

„Ich meine, man müßte sagen: T[önnies] sei ein Sonderling, auch für Vorlesungen nicht sehr zu verwenden (er liebt sie nicht, sie stören ihn, doch ist er bereit z. B. Bevölkerungsstatistik zu lesen). Aber er sei eine wissenschaft[ä]ftliche] Größe, ein Sociologe und Philosoph von europäischem Namen; einen solchen dürfe die Regierung weder verhungern lassen noch ihn nötigen, ums liebe Brot zu schreiben, in den Dienst des politischen Radikalismus jagen[.] Man müßte dann die einzelnen Werke charakterisiren; ich würde das Buch Gesellschaft u. Gemeinschaft übernehmen, Sie etwa das über Hobbes ect.“<sup>45</sup>

Paulsen hatte seinen Teil eine Woche später fertig.<sup>46</sup> Schmoller hingegen unternahm in den nächsten Wochen nichts. Als Paulsen gegenüber Tönnies Ende Juni das Vorhaben erwähnte, wusste dieser nichts davon.<sup>47</sup> Erst eine Mahnung Paulsens (12. Juli 1907)<sup>48</sup> reaktivierte Schmoller, der sich zum einen mit Überbürdung an Geschäften entschuldigte und zum andern mit der Nachricht, „daß die Nichtfortzahlung der 2000 M auf einem Versehen des Ministeriums beruht, daß Tönnies sie jetzt wieder erhält und dadurch in ganz anderer Stimmung ist“.<sup>49</sup> Doch noch vor Ende Juli stellte er das Gutachten fertig, auf das die Kieler weiterhin warteten. Betitelt ist es als „Denkschrift über die wissenschaftliche Bedeutung von Ferdinand Tönnies und die Berechtigung seiner Anstellung und Versorgung“ und unterschrieben von Paulsen, Schmoller sowie Wilhelm Dilthey und Adolph Wagner (Dörk 2022: 28 f.).<sup>50</sup>

43 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Kiel 12. April 1907, FTBE.

44 Gustav Schmoller an Friedrich Paulsen, Berlin 21. Mai 1907, Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin (UA HU-Berlin), NI. Paulsen Nr. 0099 (Korrespondenz Sa-Schn), Bl. 113.

Friedrich Paulsen an Ferdinand Tönnies, Steglitz 28. Juni und 24. Juli 1907, TPB: 407 u. 409. – Der einzige überlieferte Brief aus diesem Zeitraum von Ludwig Bernhard an Gustav Schmoller, Kiel 2. Dezember 1907, GStA PK, VI. HA, NI. Schmoller Nr. 199b, Bl. 57–59v, enthält nur am Schluss einen knappen Satz zu Tönnies: „Die Angelegenheit Tönnies ist im Gange und wird hoffentlich bald entschieden.“

45 Gustav Schmoller an Friedrich Paulsen, Berlin 21. Mai 1907, UA HU-Berlin, NI. Paulsen Nr. 0099 (Korrespondenz Sa-Schn), Bl. 113–113v.

46 Friedrich Paulsen an Gustav Schmoller, 29. Mai 1907, GStA PK, VI. HA, NI. Schmoller Nr. 199b, Bl. 128: „Beiliegend das Exposé über Tönnies als gelehrtem Forscher auf dem Gebiet der Geschichte der Philosophie. Hoffentlich paßt es leidlich in Ihren Rahmen hinein.“

47 Friedrich Paulsen an Ferdinand Tönnies, Berlin-Steglitz 28. Juni 1907, TPB: 407; Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, Eutin 9. Juli 1907, TPB: 408.

48 Friedrich Paulsen an Gustav Schmoller, Berlin-Steglitz 12. Juli 1907, GStA PK, VI. HA, NI. Schmoller Nr. 199b, Bl. 77.

49 Gustav Schmoller an Friedrich Paulsen, Berlin 13. Juli 1907, UA HU-Berlin, NI. Paulsen Nr. 0099 (Korrespondenz Sa-Schn), Bl. 116.

50 „Denkschrift über die wissenschaftliche Bedeutung von Ferdinand Tönnies und die Berechtigung seiner Anstellung und Versorgung“ – Von der behändigten Ausfertigung, unterzeichnet von den Berliner Ordinarien Paulsen, Schmoller, Adolph Wagner und Wilhelm Dilthey, befindet sich eine maschinenschriftliche Abschrift in den Akten des Kultusministeriums, GStA PK, I. HA, Rep 76, Va Nr. 10211, Bl. 21–24. Die Denkschrift wurde

Das Bild des „einsamen Denkers“, das Schmoller Tönnies in seiner Rezension von 1887 ausgestellt hatte, wurde in der Denkschrift nicht zurückgenommen, sondern eher verstärkt, wogegen die Mitunterzeichner – Paulsen war ja bereits vorgewarnt worden – anscheinend nichts einzuwenden hatten. Tönnies sei „Doktor und Privatdozent geworden, ohne ein Fachgelehrter zu werden, der auf irgend einen der herkömmlichen Lehrstühle paßte. [...] Mit der wirklichen Welt nicht in täglicher Berührung, lebt er das Leben eines Idealisten, eines Propheten; er ist politisch radical, wie das seiner Stammesart und seinem Idealismus entspricht; aber es handelt sich bei ihm um jenen idealistischen Radikalismus, wie ihn etwa Fichte besaß, nicht um den marktschreierischen, der eine Rolle spielen und hetzen will.“ Deutlich wird die Intention, durch die Einordnung des Radikalen in eine bürgerlich-patriotische Philosophietradition à la Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ politische Einwände durch Vorwegnahme zu parieren. Dass Tönnies sich für „eine erhebliche Last von fest umgränzten Vorlesungen [...] nicht eignet“, wird ebenfalls eingeräumt, verbunden mit dem ausgefallenen, fast anrührenden Vorschlag, er könne „in jedem Semester eine kleine Vorlesung [...], die gerade zu seinen Studien paßt“ in Kiel halten, „wenn er nur auf seinem Häuschen und Garten dabei sitzen bleiben kann.“ So empfiehlt man keinen Lehrstuhlkandidaten. Verständlich werden die Ausführungen nur, wenn man das Ziel Schmollers genauer ins Auge fasst. Die Denkschrift ging zwar von dem Kieler Vorschlag einer außerordentlichen Professur aus; doch wurde in letzter Konsequenz sogar das Extraordinariat ausgeklammert und nur darum gebeten, dass „eine hochherzige Regier[un]g durch ein kleines festes Gehalt von 3–4000 Mark dafür sorgte, daß er rührig seinen großen und ernsten Studien leben könnte“. Als Präzedenz dienten „die Gehalte, die man großen Dichtern von Staatswegen zubilligt“. Im Zentrum der aufgezählten Verdienste Tönnies stand denn auch das Lebenswerk des einsamen Denkers, „Gemeinschaft und Gesellschaft“, dessen Inhalt ausführlich dargestellt wurde. „Sein wichtigstes größeres Werk auf dem Gebiete der Sociologie [...] gehört zum Bedeutendsten und Tiefsten, was die deutsche Sociologie geschaffen hat; es hat die Schriften und Untersuchungen aller derer stark beeinflußt, welche seit den letzten 20 Jahren den Zusammenhang zwischen Staat und Gesellschaft einerseits und ihrer psychologischen Grundlagen andererseits untersuchten und erörterten.“ Im Anschluss wurde als Beweis dafür, dass Tönnies „nicht nur mit seinen sociologischen Studien über den Wolken schwebt, sondern den großen praktischen Fragen der Gegenwart gerecht wird“, unter anderem die kriminalstatistische Untersuchung angeführt, die „von allen Eingeweihten schon lange mit Spannung erwartet“ würde. Ein Hinweis auf die materielle Notlage Tönnies' fehlte nicht, auch wenn die plastischen Worte im ursprünglichen Entwurf, er müsse sich „mit Frau und Kindern fast durchhungern“, nachträglich durch „mit großen Entbehrungen durchkämpfen“ ersetzt wurde. Da man davon ausgehen kann, dass es den Unterzeichnern der unkonventionellen Bitte bei ihren Hinweisen auf die geringe Anpassungsfähigkeit Tönnies' an das universitär geprägte Wissenschaftsfeld nicht darum gehen konnte, ihn herabzusetzen, lässt sich an der außergewöhnlichen Quelle die ungeheure Schwierigkeit ablesen, die man darin erblickte, für ihn eine geeignete Stelle zu finden.

anscheinend erst am 1. Februar 1908 von Ludwig Bernhard eingesandt (vgl. dessen Brief ebd.: Bl. 19–20v). Schmollers handschriftlicher Entwurf, weitgehend textgleich, aber noch ohne die von Paulsen eingefügten Textteile zum philosophischen Werk Tönnies', blieb in dessen Besitz und ist auf Juli 1907 datiert, HHStA Wiesbaden, 1088, Nr. 9, n. f. – In seinem Brief an Paulsen vom 21. Mai 1907 (a.a.O.) hatte Schmoller als Mitunterzeichner die Philosophen Carl Stumpf und Alois Riehl in Aussicht genommen, nicht jedoch seinen Kollegen Adolph Wagner. – Allen folgenden Zitaten liegt der Entwurf zugrunde.

Die Anstrengungen von 1907 schleppten sich wie schon der Antrag von 1906 über ein Jahr hin. Auch sie erreichten genau genommen ihr Ziel nicht. Aus der Rente wurde nichts und das Extraordinariat, das Tönnies Ende 1908 unverhofft erlangte, war nicht jenes für „Statistik und Gesellschaftslehre“, das in Kiel neu zu errichten gewesen wäre, sondern die schon bestehende außerordentliche Professur für Nationalökonomie, die durch den plötzlichen Tod (Suizid) Georg Adlers am 11. Juni 1908 frei wurde. Noch jetzt brauchte es ein halbes Jahr und zwei geradezu flehende Bittschriften des neuen Kieler Ordinarius Bernhard Harms, bis die zuständige Abteilung im Kultusministerium – übrigens seit 1907 nicht mehr von Althoff dirigiert – dem Antrag entsprach (Spenkuch 2018: 584–588).<sup>51</sup> Schmoller hatte nach eigenem Bekunden keine Kenntnis von diesem Vorgang.<sup>52</sup> 1909 wurde Tönnies ordentlicher Honorarprofessor, 1913 mit 58 Jahren schließlich vollwertiger Lehrstuhlinhaber in Kiel – ein Jahr nach Schmollers Rückzug aus fast fünfzigjähriger Lehrtätigkeit im Alter von 74 Jahren.

Die Unterstützungsbereitschaft Schmollers ist zwar in der Summe der Stationen unlegbar. Sie war jedoch in eine Wissenschaftsorganisation eingebettet, die neben (und vor) Tönnies eine bedeutende Zahl anderer Sozialwissenschaftler, Nationalökonomien, Wirtschafts-, Verwaltungs- und Sozialhistoriker umfasste. Der Einsatz für Tönnies fand in einem entsprechend funktionalen Förderungsdenken eine Grenze, wenn ihm in Kiel als Ordinarius Wilhelm Hasbach vorgezogen wurde und wenn zuletzt nur noch eine reine „Künstlerrente“ denkbar erschien, um ihn als Privatgelehrten in den akademischen Diskursraum zu integrieren. Wie in den Biografien von Max Weber und Georg Simmel taucht Schmoller in Tönnies' Biografie zwar nicht als unhinterfragte Inspiration, aber doch als wichtiger intellektueller Bezugspunkt auf und noch mehr als steuernder Akteur an entscheidenden Wendepunkten der Karriere.

### 3 Förderung von Resonanz

Anzureißen ist zuletzt noch eine weitere Ebene der Förderung, nämlich die Zuteilung öffentlicher Resonanz. Schmollers Reichweite basierte auf Publikationsreihen, universitätsnahen Vereinigungen sowie dem schieren Prestige als renommierte Referenzperson. „Schmollers Jahrbuch“ gehörte zu den drei bedeutendsten Fachzeitschriften im deutschen Sprachraum und verschaffte zusammen mit der Schriftenreihe der „Staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen“ Nachwuchsforschern (um die Jahrhundertwende auch ersten Forscherinnen) Gelegenheit, ihre Dissertationen und sonstigen Studien unterzubringen. Tönnies veröffentlichte im Jahrbuch namentlich seine Aufsatzreihe zur Eugenik und Deszendenztheorie, einhergehend mit einer langwierigen Auseinandersetzung mit Wilhelm Schallmeyer, in die auch Schmoller als Herausgeber hineingezogen wurde (Jacoby 1971: 149–158; TG 15: 641–652, 688 u. ö.). Das von Schmoller begründete „Staatswissenschaftliche Seminar“ in Berlin stellte einen Knotenpunkt im Netzwerk jüngerer SozialwissenschaftlerInnen dar und besaß über die

51 Bernhard Harms an Ludwig Elster (Kultusministerium), Kiel 10. November 1908, in: Spenkuch 2018: 588: „Ich sage nicht zuviel mit der Behauptung, daß T. vor dem Verhungern steht. Dieses elende Dasein hat auf mich einen ergreifenden Eindruck gemacht.“ – Harms war im Juli 1908 als Nachfolger Ludwig Bernhards berufen worden, vorangetrieben durch das Kultusministerium, ohne andere Kandidaten in Erwägung zu ziehen, siehe ebd.: 583.

52 Max Weber an Edgar Jaffé, Berlin-Charlottenburg 30. Dezember 1908, in: MWG II/5: 707: „Tönnies ist thatsächlich berufen [...]. Schmoller wußte gestern noch *nichts* davon, als ich ihn fragte, er hatte ganz andre Pläne für T[önnies].“.

Vortragsabende der Berliner „Staatswissenschaftlichen Gesellschaft“ und der weniger geeigneten „Staatswissenschaftlichen Vereinigung“ differenzierte Schnittstellen in das höhere Beamtentum und Bürgertum. Die weit über Volkswirtschaft hinausreichende thematische Bandbreite der Diskussionen im Seminar wird schlaglichtartig daran ersichtlich, dass im Wintersemester 1904/05 ein Teilnehmer einen Vortrag über Georg Simmel und Ferdinand Tönnies hielt; auch ein Referat über den französischen Soziologen Gabriel Tarde wurde von den Studenten und Doktoranden besprochen.<sup>53</sup> Den Status des Berliner Ordinarius im intellektuellen Referenzsystem bezeugt Tönnies selbst, wenn er im Jahr 1901 eine positive Besprechung Schmollers von Georg Simmels „Philosophie des Geldes“ zum Anlass für einen Beschwerdebrief nimmt, in dem er die Befürchtung ausspricht, dass der Berliner Nationalökonom mit seiner „Autorität die ohnehin zu erwartende Beglaubigung Simmels als socialwissenschaftlichen Erfinders patentieren“ könnte.<sup>54</sup> Deutlich wird zugleich, wie fest bei Tönnies die Vorstellung wurzelte, in einem Wettkampf um Status und Deutungshoheit innerhalb der Soziologie eingebunden zu sein. „[W]enn ich nun so eine Art von Schule hätte, auch selber meine Sachen mehr ausgebaut hätte, so würde wol öffentlich mehr die Rede davon sein, und dann könnte ich eher erwarten, daß die Reminiscenzen, die etwa in neueren Schriften begegnen, rasch und leicht bemerkt würden.“<sup>55</sup>

#### 4 Ausblick: Egozentrierte Schulbildung und funktionale Wissenschaftsförderung

Das Gutachten von 1896, die Unterstützung von 1902, der Förderantrag von 1907 – sie zeigen Gustav Schmoller, der als Kopf der sogenannten „historischen Schule der Nationalökonomie“ bekannt geworden ist, nicht als Schuloberhaupt, sondern in einer anderen Rolle, nämlich der eines frühen Vertreters einer modernen, in einer zunehmend ausdifferenzierten Forschungslandschaft eingebetteten Nachwuchsförderung. Tönnies hingegen sehnte sich, wie im letzten Zitat angedeutet, nach einer eigenen „Schule“, die zur Verbreitung und Weiterführung der von ihm vertretenen Soziologie dienen sollte. Beide durch Schmoller und Tönnies exemplifizierten Varianten von Nachwuchsförderung – die funktionale Aufgabenzuweisung und die egozentrierte Schulbildung – bilden keinen binären Gegensatz. Sie kommen nebeneinander vor, aber ihr Nebeneinander irritiert, zumindest bei näherem Hinsehen. Das soll kurz angerissen werden. Während Schmoller, wie anhand seiner Rektoratsrede von 1897 gezeigt, aus einem empiristischen Wissenschaftsideal, das nicht Theorie an sich ablehnte, jedoch distanziert gegenüber jedem konkreten Theorieentwurf blieb, den konzeptionellen Impuls zu einer pluralistisch-arbeitsteiligen Forschungsorganisation zog, entwickelte der rationalistisch-idealistische Monist Tönnies die prinzipielle Gegenposition. In seiner bekannten Rede über „Wege und Ziele der Soziologie“ am 20. Oktober 1910 auf dem deutschen Soziologentag

53 Otto Neurath an Ferdinand Tönnies, (Berlin-)Charlottenburg 19. Dezember 1904, SHLB, TN, Cb 54.56:538, Nr. 2: „Es wird sie interessieren, dass in Schmollers Seminar über Simmel und Sie ein Seminarvortrag in diesem Semester gehalten werden wird. Schmollers Stimmung ist dafür, dass Simmel sehr viel aus Ihnen hat. Bei einem Vortrag über Tarde kam Ihre Kritik über Ihn zur Sprache. Sie werden viel gelobt – und schwer verständlich gefunden. [...] Man spricht von Ihnen immer mit Achtung, – ich hörte noch nie eine Polemik – aber mit wenig Verständnis.“

54 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller (19. Juli 1901), komplett zit. in: GSG 22: 379 f.

55 Ferdinand Tönnies an Gustav Schmoller, Eutin 27. Juli 1901, FTBE.

beharrte er darauf, „daß die Soziologie in erster Linie eine philosophische Lehre ist“ (Tönnies 1911: 24). Zwar ignorierte er nicht die Notwendigkeit empirischer Forschung und spezialisierter Fachwissenschaft – genau für deren Organisation war schließlich die von ihm im Vorjahr mitbegründete „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“ zuständig (Adair-Toteff 2005: 15–20) –, aber das höhere Gut – oder die höhere Stufe der Erkenntnis im Sinne Comtes – blieb für Tönnies die begrifflich arbeitende „reine“ Soziologie. Sollte diese reine Soziologie einen synthetischen Abschluss der Wissenschaften bilden, so sah er keine epistemische Megalomanie darin, dass solcherlei Sozialphilosophie „immer das Gepräge der einheitlichen Konzeption eines *individuellen* Geistes“ tragen müsse, „dem sich lernend, mitarbeitend, weiterführend und ergänzend fähige Jünger anschließen werden“ (Tönnies 1911: 27). Die Schule war das Forum der reinen Soziologie, die nur vom Meister entworfen und übermittelt werden konnte, und „eine Schule ist etwas anderes als ein Verein“, der auf Gleichheit beruht (ebd.). In der Tönniesforschung ist seine Rolle als Schuloberhaupt immer wieder in den Blick gekommen. Neuerdings wurde ein ergiebiger und richtungweisender Versuch unternommen, an seinem Fall exemplarisch die Voraussetzungen und Grenzen der Schulbildung in der frühen Soziologie zu bestimmen und den Schülerkreis auch quantitativ präzise zu erfassen (Klauke/Wierzock 2023).

Der Begriff der „Schule“ hat sich als Ordnungsmittel in der Disziplingeschichte eingebürgert (Moebius 2018: 257). Das Projekt einer Geschichte der Schulen in der Soziologie findet insbesondere auch von Seiten einer selbstreflektierten „Klassikergeschichte“ Zuspruch (Käsler 2015: 195 f.). Doch sollte nicht ausgeblendet werden, dass sich damit eine traditionale Auffassung von Wissenschaft, Wissenschaftsförderung und Wissensvermittlung verbinden kann, die nicht unbedingt mit einer zeitgemäßen Wissenschaftsauffassung kompatibel ist. Man könnte sich dem Verhältnis von Schule und moderner Wissenschaftsorganisation mittels Tönnies' Grundbegriffen „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ zu nähern versuchen, insofern moderne Wissenschaftsförderung auf funktionaler Differenzierung und vertraglicher Bindung beruht, „Schule“ hingegen gemeinschaftliche Bindungen lokalen Zusammenseins in den Vordergrund hebt. Nicht nur die Entscheidung, wer gefördert wird, folgt in beiden Fällen unterschiedlichen Motiven. Das soziale und psychologische Regelset für den Forschungsnachwuchs wird ganz unterschiedlich ausgelegt; es werden in beiden Umgebungen unterschiedliche Formen von Selbstwahrnehmung beziehungsweise Selbstdisziplinierung und Selbstinszenierung nahegelegt. Beispielsweise zeigen Klauke und Wierzock einen Zirkel von Legitimationsstiftung unter Tönnies' SchülerInnen und der Perpetuierung des „Klassiker“-Status Tönnies' auf (Klauke/Wierzock 2023: 455), also eine ganz klar auf persönlich-gemeinschaftliche Loyalität abstellende Selbstlegitimation. Wie integriert Wissenschaftsgeschichte das Nebeneinander beider Modelle? Es schien lohnenswert, diese Frage, auch wenn sie die der vorliegenden Untersuchung gestellte Aufgabe verlässt, anhand des Beispiels von Tönnies und Schmoller zumindest umrisshaft vorzustellen. Die Karriere der frühen (und späteren) Soziologie in Deutschland verläuft im Spannungsfeld von egozentrierter Schulbildung und professioneller Wissenschaftsförderung.

## Literaturverzeichnis

[Im Text benutzte Siglen sind hinter den jeweiligen Titeln angeführt.]

- Adair-Toteff, Christopher (Hrsg.) (2005): *Sociological Beginnings. The First Conference of the German Society for Sociology*. Liverpool: Liverpool University Press.
- Bickel, Cornelius (1988): Tönnies in Hamburg (1894–1901). Skeptische Aufklärung in Theorie und Praxis. In: Waßner, Rainer (Hrsg.): *Wege zum Sozialen. 90 Jahre Soziologie in Hamburg*. Opladen: Leske+Budrich, S. 25–48.
- Boese, Franz (1939): *Geschichte des Vereins für Socialpolitik 1872–1932*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Breuer, Stefan (2021): *Ausgänge des Konservatismus in Deutschland*. Darmstadt: wbg Academic.
- Bruch, Rüdiger vom (1980): *Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland (1890–1914)*. Husum: Matthiesen.
- Bruch, Rüdiger vom (1987): *Gustav Schmoller*. In: Treue, Wilhelm/Gründer, Karlfried (Hrsg.): *Berlinische Lebensbilder, Bd. 3: Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber*. Berlin: Colloquium, S. 175–193.
- Dahme, Heinz-Jürgen (1993): *Georg Simmel und Gustav Schmoller. Berührungen zwischen Kathedersozialismus und Soziologie um 1890*. In: *Simmel Newsletter* 2, 1, S. 39–52.
- Dörk, Uwe (2022): *Vom Idiom zur Norm. Über das sozialanalytische Idiom von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ und sein Bedeutungswandel zwischen 1887 und 1922*. In: Bickel, Cornelius/Klauke, Sebastian (Hrsg.): *Ferdinand Tönnies und die Soziologie- und Geistesgeschichte*. Wiesbaden: Springer, S. 15–34.
- Dörk, Uwe/Wierzock, Alexander (Hrsg.): *Ferdinand Tönnies-Briefedition*. <https://www.ftbe.de> [FTBE].
- Ebner, Alexander (2023): *Gustav von Schmoller und der Verein für Socialpolitik: Grundlagen und Wirkungen des historisch-ethischen Diskurses sozialer Reform*. In: Spahn, Peter (Hrsg.): *Zur Geschichte des Vereins für Socialpolitik*. Berlin: Duncker & Humblot, S. 17–80.
- Engberding, Michael (2007): *Ferdinand Tönnies (1855–1936). Statistiker, Soziograph und Soziologe*. In: Ehmer, Josef/Ferdinand, Ursula/Reuleucke, Jürgen u. a. (Hrsg.): *Herausforderung Bevölkerung. Zu Entwicklungen des modernen Denkens über die Bevölkerung vor, im und nach dem „Dritten Reich“*. Wiesbaden: Springer VS, S. 31–43.
- Fechner, Rolf (1998): *Ein matter Achtungserfolg. Erste Reaktionen zu Ferdinand Tönnies' „Gemeinschaft und Gesellschaft“*. In: *Tönnies-Forum* 7, 1, S. 9–113.
- Gorges, Irmela (1986): *Sozialforschung in Deutschland 1872–1914. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen und Methodenwahl des Vereins für Socialpolitik*. Frankfurt a. M.: Hain.
- Grimmer-Solem, Erik (2003a): *Imperialist Socialism of the Chair. Gustav Schmoller and German Weltpolitik (1897–1905)*. In: Eley, Geoff/Retallack, James (Hrsg.): *Wilhelminism and its Legacies. German Modernities, Imperialism, and the Meanings of Reform 1890–1930*. New York: Berghahn, S. 107–122.
- Grotjahn, Alfred (1932): *Erlebtes und Erstrebtes. Erinnerungen eines sozialistischen Arztes*. Berlin: Herbig.
- Herold, Jens (2018): *Der junge Gustav Schmoller. Sozialwissenschaft und Liberalkonservatismus im 19. Jahrhundert*. Göttingen: V+R.
- Holzhauser, Nicole/Wierzock, Alexander (2019): *Zwischen Philosophie, Staatswissenschaften und Soziologie: Ferdinand Tönnies' Lehrveranstaltungen an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel*. In: *Zyklus. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie* 5, S. 209–245.
- Jacoby, E. Georg (1971): *Die moderne Gesellschaft im sozialwissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies*. Stuttgart: Ferdinand Enke.

- Käsler, Dirk (2015): Wozu braucht es eine Geschichte der Klassiker der Soziologie? In: Dayé, Christian/Moebius, Stefan (Hrsg.): *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 192–208.
- Klauke, Sebastian/Wierzock, Alexander (2023): Zur Schulbildung um Ferdinand Tönnies: Annäherungen an einen Personenzusammenhang. In: *Zyklus. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie* 7, S. 449–474.
- Klose, Olaf/Jacoby, Eduard G./Fischer, Irma (Hrsg.) (1961): *Ferdinand Tönnies, Friedrich Paulsen. Briefwechsel: 1876–1908*. Kiel: Hirt [TPB].
- Köhnke, Klaus Christian (1996), *Der junge Simmel in Theoriebeziehungen und sozialen Bewegungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kraus, Hans-Christof (2021): Gustav Schmollers Staatsverständnis. In: Pauly, Walter/Ries, Klaus (Hrsg.): *Staat und Historie. Leitbilder und Fragestellungen deutscher Geschichtsschreibung vom Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*. Baden-Baden: Nomos, S. 101–112.
- Kruse, Volker (1990): Von der historischen Nationalökonomie zur historischen Soziologie. Ein Paradigmenwechsel in den deutschen Sozialwissenschaften um 1900. In: *Zeitschrift für Soziologie* 19, S. 149–165.
- Lindenfeld, David F. (1997): *The Practical Imagination. The German Sciences of State in the Nineteenth Century*, Chicago: The University of Chicago Press.
- Lindenlaub, Dieter (1967): *Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik. Wissenschaft und Sozialpolitik im Kaiserreich vornehmlich vom Beginn des „Neuen Kurses“ bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, 1890–1914*. Wiesbaden: Franz Steiner.
- McClellan, Steven (2022): *German Economists and the Intersection of Science and Politics: A History of the Verein für Sozialpolitik, 1872–1972*. Thesis. Toronto: University. <https://utoronto.scholaris.ca/server/api/core/bitstreams/c56d3f61-88b3-4871-8047-0bdacba988ee/content> [03.03.2026].
- Moebius, Stefan (2018): Schulen, Akteure und regionale Zentren in der frühen Geschichte der bundesrepublikanischen Soziologie. In: Ders./Ploder, Andrea (Hrsg.): *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie, Bd. 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum*. Wiesbaden: Springer VS, S. 253–287.
- Mohr, Arno (2000): Ferdinand Tönnies und die englische Weltpolitik. Englandhaß und Englandkomplex im deutschen Bildungsbürgertum zu Beginn des Ersten Weltkrieges. In: *Tönnies-Forum* 9, 1/2, S. 3–178.
- Müller, Hans-Peter/Sigmund, Steffen (2014): Zur Biographie: Person und Werk. In: Dies. (Hrsg.): *Max Weber-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart/ Weimar: Metzler, S. 1–30.
- Neugebauer, Wolfgang (2000): Die Schmoller-Connection. In: Kloosterhuis, Jürgen (Hrsg.): *Archivarbeit für Preußen*. Berlin: Selbstverlag des Geheimen Staatsarchivs PK, S. 261–300.
- Oetting, Jürgen (2018): Ferdinand Tönnies – ein vergessener Kriminalsoziologe. In: *Tönnies-Forum* 27, 1, S. 45–51.
- Patz, Christian (2013): Wilhelm Hasbach. Politikwissenschaftler avant la lettre? In: Knelangen, Wilhelm/Stein, Tine (Hrsg.): *Kontinuität und Kontroverse. Die Geschichte der Politikwissenschaft an der Universität Kiel*. Essen: Klartext Verlag, S. 211–230.
- Rubner, Heinrich (Hrsg.) (1978): *Adolph Wagner. Briefe, Dokumente und Augenzeugenberichte*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Schmoller, Gustav (1879): [Rez. Schäffle, Bau und Leben des socialen Körpers]. In: *Literarisches Centralblatt* 28, Sp. 898–903.
- Schmoller, Gustav (1884): Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen und Preußens überhaupt von 1680–1786 [Erster Artikel]. In: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich* 8, S. 1–61.
- Schmoller, Gustav (1888): [Rez. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft]. In: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich* 12, S. 727–729.

- Schmoller, Gustav (1894): Volkswirtschaft, Volkswirtschaftslehre und -methode. In: Conrad, Johannes u. a. (Hrsg.): Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 6: Statistik – Zwischenhandel. Jena: Fischer, S. 527–563.
- Schmoller, Gustav (1897): Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Socialwissenschaft und die heutige deutsche Volkswirtschaftslehre. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 21, S. 1387–1408.
- Schmoller, Gustav (1908): [Rez. Tönnies, Die Entwicklung der sozialen Frage]. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 32, S. 1757–1759.
- Schmoller, Gustav (1915): [Rez. Tönnies, Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung]. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 39, S. 983–985.
- Schmoller, Gustav (1917): [Rez. Tönnies, Ferdinand: Der englische und der deutsche Staat]. In: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 41, S. 423–431.
- Schmoller, Gustav (1986): Kleine Schriften zur Wirtschaftsgeschichte, Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik, Bd. IV: Rezensionen im Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich (1879–1917). Hrsg. v. Wolfgang Fiedler und Rolf Karl. Leipzig: Zentralantiquariat der DDR.
- Schullerus, Erwin (2000): Simmel und Schmoller. Briefliche Zeugnisse. In: Simmel-Studies 10, S. 221–251.
- Simmel, Georg (2008): Briefe 1880–1911. Hrsg. v. Klaus Christian Köhnke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [GSG 22].
- Spenkuch, Hartwin (Hrsg.) (2018): Acta Borussica, N.F., 2. Reihe: Preußen als Kulturstaat, Bd. II/13: Preußische Universitätspolitik im Deutschen Kaiserreich. Berlin: de Gruyter.
- Stieda, Wilhelm (1921): Zur Erinnerung an Gustav Schmoller und seine Straßburger Zeit. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 45, S. 219–257.
- Störing, Matthias/Goldschmidt, Nils (2022): Gustav Schmoller and the Idea of a Social Market Economy: A Precursor to Ordoliberalism? In: ORDO 72–73, 1, S. 85–126.
- Tönnies, Ferdinand (1893): [Rezension Wolf: Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung]. In: Deutsche Rundschau 77, S. 314–316.
- Tönnies, Ferdinand (1903): Die Ostseehäfen Flensburg, Kiel, Lübeck. In: Verein für Socialpolitik (Hrsg.): Die Lage der in der Seeschifffahrt beschäftigten Arbeiter, Bd. 2/1. Leipzig: Duncker&Humblot, S. 509–614.
- Tönnies, Ferdinand (1907): Die Entwicklung der sozialen Frage. Leipzig: Göschen.
- Tönnies, Ferdinand (1908): Entwicklung der Soziologie in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im neunzehnten Jahrhundert. 1. Teil, Abschnitt XIV. Leipzig: Duncker&Humblot [jeder Beitrag ist separat paginiert].
- Tönnies, Ferdinand [= Ignobilis], (1908a): Gustav von Schmoller. In: Die neue Rundschau 4, S. 1845–1847.
- Tönnies, Ferdinand (1909): Eine neue Methode der Vergleichung statistischer Reihen. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 33, S. 699–720.
- Tönnies, Ferdinand (1911): Wege und Ziele der Soziologie [Eröffnungsrede zum Ersten Deutschen Soziologentag vom 19. Oktober 1910]. In: Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentags. Tübingen: Mohr, S. 17–38.
- Tönnies, Ferdinand (1912): Die neuesten Angriffe gegen den Verein für Sozialpolitik. Brief an Gustav Schmoller. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 36, S. 6–9 [neu in TG 9: 237–241].
- Tönnies, Ferdinand (1924): Ferdinand Tönnies. Kiel. In: Schmidt, Raymundt (Hrsg.): Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. 2. Aufl. Leipzig: Meiner, S. 203–242.
- Tönnies, Ferdinand (1928): Zur Tagung des Vereins für Sozialpolitik. (Vom 13.–15. September in Zürich). In: St. Galler Tagblatt 88, Nr. 432 (13. September 1928, Abendblatt), S. 1.

- Tönnies, Ferdinand (2000): Innere Kolonisation in Preußen. Soziologische Studien und Kritiken. Erste Sammlung. Schriften. 1923–1925. Hrsg. v. Dieter Haselbach. Berlin/New York: De Gruyter [TG 15].
- Tönnies, Ferdinand (2000a): Leitfaden einer Vorlesung über theoretische Nationalökonomie. Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Schriften. Rezensionen. 1911–1915. Hrsg. v. Arno Mohr und Rolf Fechner. Berlin/New York: De Gruyter [TG 9].
- Tönnies, Ferdinand (2019): Gemeinschaft und Gesellschaft. 1880–1935. Hrsg. v. Bettina Clausen und Dieter Haselbach. Berlin/Boston: de Gruyter [TG 2].
- Tönnies, Ferdinand (2026): „Ethische Cultur“ und ihr Geleite. Fünfzehn Thesen über die Erneuerung des Familienlebens. Im Namen der Gerechtigkeit. L'évolution sociale en Allemagne. Schriften. Rezensionen. 1893–1896. Hrsg. v. Jens Herold und Alexander Wierzock. Berlin/Boston: De Gruyter [TG 3.1].
- Trautmann, Tatjana (2025): Materialien im Staatsarchiv Hamburg über Ferdinand Tönnies unter besonderer Berücksichtigung der Akten der Politischen Polizei. In: Kieler sozialwissenschaftliche Revue. Internationales Tönnies-Forum 3, 1, S. 100–104.
- Verein für Socialpolitik (Hrsg.) (1904): Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik über die Lage der in der Seeschifffahrt beschäftigten Arbeiter und über die Störungen im deutschen Wirtschaftsleben während der Jahre 1900 ff. [= Verhandlungen der Generalversammlung in Hamburg, 14., 15. und 16. September 1903]. Leipzig: Duncker&Humblot.
- Volbehr, Friedrich/Weyl, Richard (1916): Professoren und Dozenten der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 1665 bis 1915. Kiel: Schmidt&Klaunig.
- Weber, Max (1990): Briefe 1906–1908. Hrsg. v. Mario Rainer Lepsius u. a. Tübingen: Mohr (Siebeck) [MWG II/5].
- Weber, Max (2015): Briefe 1895–1902, Halbband 1. Hrsg. v. Rita Aldenhoff-Hübinger und Uta Hinz. Tübingen: Mohr (Siebeck) [MWG II/3.1].
- Wierzock, Alexander (2015): Nähe und Distanz eines Intellektuellen zur Sozialdemokratie. Ein vergessenes Gutachten des Soziologen Ferdinand Tönnies zur Revision des Erfurter Programms. In: Archiv für Sozialgeschichte 55, S. 321–342.
- Wierzock, Alexander (2022): Ferdinand Tönnies (1855–1936). Soziologe und Ethiker. Würzburg: Königshausen&Neumann.
- Zimmerman, Andrew (2013): German Sociology and Empire. From Internal Colonization to Overseas Colonization and Back Again. In: Steinmetz, George (Hrsg.): Sociology and Empire. Colonial Studies and the Imperial Entanglements of a Discipline. Durham: Duke University Press, S. 166–187.
- Grundlegende Literatur:
- Goldschmidt, Nils (2008): Gustav Schmoller (1838–1917). In: Kurz, Heinz D. (Hrsg.): Klassiker des ökonomischen Denkens, Bd. 1: Von Adam Smith bis Alfred Marshall. München: Beck, S. 287–305.
- Grimmer-Solem, Erik (2003): The Rise of Historical Economics and Social Reform in Germany 1864–1894. Oxford: Clarendon.
- Klauke, Sebastian (2025): Zum Stand der Tönnies-Forschung. In: Zyklus. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie 8, S. 233–255.
- Spenkuch, Hartwin (2010): Die Politik des Kultusministeriums gegenüber der Wissenschaft und den Hochschulen. In: Acta Borussica, N.F., 2. Reihe: Preußen als Kulturstaat, Bd. I/2,1: Das Kultusministerium auf seinen Wirkungsfeldern Schule, Wissenschaft, Kirchen, Künste und Medizinalwesen. Darstellung. Berlin: de Gruyter, S. 135–271.

„Nordfriesland im Roman“

Ein soziographisch-literatursoziologisch-mentalhistorisches Projekt nach 18 Jahren beendet

Arno Bammé und Thomas Steensen<sup>1</sup>

Mit der Veröffentlichung des Romans „Das Haus auf Eiderstedt“ des Klagenfurter Bachmann-Preisträgers Uwe Herms geht nach 18 Jahren intensiver Arbeit ein bislang einzigartiges Projekt zu Ende.

Seit 2007 haben wir 20 Romane des Genres „Heimatliteratur“ aus den Jahren 1850 bis 1950 mit einem Umfang von 5.200 Seiten neu aufgelegt, ergänzt um 1.100 Seiten an wissenschaftlichen Nachworten, Karten, Abbildungen und regionalgeschichtlich-soziographischen Erläuterungen. In ihrer Gesamtheit sind sie, um eine Metapher aus der Malerei zu bemühen, ein Sittengemälde jener Epoche. Es handelt sich bei ihnen um Zeitdokumente, gleichsam um das Gedächtnis einer Landschaft, um mentalhistorische Sinngebungen in belletristischer Form, um Deutungsmuster und Wahrnehmungsraster, die den ihnen zugrunde liegenden Realitäten seinerzeit eine Bedeutung verliehen – vergleichbar Tagebüchern, Briefen, Autobiographien oder Zeitungsartikeln. Unser Zugang zur Auswahl und Erschließung des Materials war, wie gesagt, ein dreifacher: soziographisch (Tönnies 2020 [1930]), literatursoziologisch (Schmidt 1991), mentalgeschichtlich (Bamme 2000).

„Soziographisch“ bezeichnet ein Verfahren, das, vergleichbar dem Vorgehen in der Ethnologie hinsichtlich sogenannter Naturvölker, die Lebensweise von Menschen moderner Gesellschaften in Abhängigkeit von dem Soziotop, in dem sie zu Hause sind, und der Zeit, in der sie leben, beschreibt. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Kultur und der Habitus einer Menschengemeinschaft wesentlich mitgeprägt ist durch die Gegebenheiten der Umwelt, mit der sie sich auseinandersetzen muss, um ihr Überleben in der vorgegebenen Weise aktiv gestalten zu können (Schnaubelt 1994, Vonderach 2012).

Was die Romane der Regional- bzw. Heimatliteratur „soziologisch“ so interessant macht, ist, dass sich in ihnen die gravierenden Ereignisse des übergreifenden Weltgeschehens in regionaltypisch heruntergebrochener Weise im Alltag der davon betroffenen Menschen dargestellt finden (März 2017). Lange Zeit zählten ihre Autoren bzw. Autorinnen zu den von der Literaturwissenschaft zu Unrecht vernachlässigten *poetae minores*. Zu Unrecht deshalb, weil die „kleineren Geister“ in „mentalhistorischer“ Perspektive für die Bewusstseinsgeschichte ihrer Epoche und ihrer Region oft repräsentativer sind als die sogenannten „großen Geister“. Repräsentativer sind sie, weil sie, im „kollektiven Unbewussten“ verharrend, unmittelbarer

1 Arno Bammé war bis 2012 als Ord. Univ. Prof. Vorstand des Instituts für Technik- und Wissenschaftsforschung an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (Kärnten) und bis 2019 Direktor des Institute for Advanced Studies on Science, Technology and Society in Graz (Steiermark), seit 2011 ist er Leiter der Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle an der Alpen-Adria-Universität; Thomas Steensen war bis 2018 Direktor des Nordfriisk Instituut in Bredstedt/Bräist und Honorarprofessor an der Europa-Universität Flensburg. Die Roman-Reihe ist erschienen im Husum Verlag, Husum.

auf Denkgewohnheiten und Weltanschauungen, auf Ideen und Ideologien ihrer Zeit zurückgreifen und reagieren, sie aufnehmen und literarisch verarbeiten (Krauß-Theim 1992).

Unter der fast unüberschaubaren Vielzahl an Romanen und Erzählungen jener Zeit mussten wir eine Auswahl treffen, welche davon in die Reihe aufgenommen werden sollten und welche nicht. Ihr lagen sechs Entscheidungskriterien zugrunde: (1) Es sollten möglichst alle Landschaftsteile Nordfrieslands vertreten sein, denn die Lebenssituation der Menschen zum Beispiel auf einer Hallig oder in der Marsch ist eine völlig andere als auf der Geest, in einer Stadt wie Husum eine andere als in einem Dorf wie Tetenbüll. (2) Es sollten möglichst alle Autoren und Autorinnen, die dafür aufgrund unserer Entscheidungskriterien in Frage kamen, in der Reihe präsent sein. (3) Bei ihren Werken sollte es sich um realistische Alltagsschilderungen handeln, beruhend auf soziographischen Kenntnissen, entweder erworben durch eigene Lebenserfahrungen oder durch Recherchen vor Ort (teilnehmende Beobachtung, Gespräche und Interviews, Archivforschungen etc.). Als Beispiel mag Thusnelda Kühl gelten, die auf der Halbinsel Eiderstedt groß geworden ist, später dort als Lehrerin tätig war und als „Dichterin der Marschen“ für ihre Romane Interviews durchgeführt und Archivrecherchen betrieben hat.<sup>2</sup> (4) Des Weiteren sollten die Romane und Erzählungen überregionale Bedeutung erlangt haben, das heißt, über Themen verfügen oder von Problemen handeln, die zwar regional verankert sind, aber auch von Auswärtigen gelesen und in ihrer Thematik mit Gewinn nachvollzogen werden können. So ist zum Beispiel der Mutter-Tochter-Konflikt in Franziska zu Reventlows Roman „Ellen Olestjerne“ (1903) auch für einen Leser, eine Leserin in Japan oder Frankreich nachvollziehbar. (5) Die Texte müssen von der Literaturkritik damals wahrgenommen und in Rezensionen besprochen worden sein. (6) Neben diesem Gütekriterium der zeitgenössischen Kritik war natürlich gleichfalls entscheidend unser je persönliches Urteil. Wir mussten überzeugt davon sein, dass der jeweilige Text auch heute noch seine Leser, seine Leserinnen finden würde.<sup>3</sup>

Die Autoren und Autorinnen, die wir ausgewählt haben, lassen sich weitgehend als Vertreter bzw. Vertreterinnen eines poetischen Realismus in der Tradition Theodor Storms bezeichnen, auf den sie sich selbst des Öfteren, neben Wilhelm Raabe, beziehen. Den Schlusspunkt der Reihe bildet indes eine Erzählung des erst 2023 verstorbenen Schriftstellers Uwe Herms. Mit ihm betrat nach dem zweiten Weltkrieg eine neue Generation die Bühne der Regionalbelletristik, die sich weit mehr durch das Zusammenspiel von expressionistisch gedeuteten Realitäten und psychologisch basierten Fiktionen, durch Zeitenbrüche, epochentypische Identitätsprobleme und Traumbilder auszeichnet, auch wenn das Handlungsgeschehen nach wie vor dicht an der Lebenswirklichkeit der Menschen in den „gesegneten Weiten Eiderstedts“ verortet ist. Insofern stellt Herms für uns das Scharnier dar im Übergang von der frühmodernen zur hochmodernen Regionalbelletristik. Damit setzt sein Roman in unseren Augen zugleich einen sinnvollen, inhaltlich begründeten Schlusspunkt des Projekts.

- 2 Zu Beginn ihres Romans „Der Lehnsmann von Brösüm“ (1904) schildert sie die Versteigerung des Mobiliars der Familie Tönnies, die ihren Hof in Oldenswort verpachtet und nach Husum zieht, um den Söhnen den Besuch des dortigen Gymnasiums zu ermöglichen. Ferdinand Tönnies, einer der Söhne, besuchte zuvor die Grundschule des Dorfes, in der Thusnelda Kühl als Lehrerin tätig war. Ihre Romane, insbesondere ihre Eiderstedt-Trilogie, lassen sich durchaus als Illustrationen der abstrakten Theorieentwürfe des späteren Soziologen Tönnies lesen, in denen er das Transformationsgeschehen im Übergang von der Sozialformation der „Gemeinschaft“ zu jener der „Gesellschaft“ analysiert.
- 3 Einige von ihnen sind inzwischen in der zweiten und dritten Neuauflage erschienen, unter anderem „Dammbau. Ein Sylter Roman“ von Margarete Boie (1930).

## Referenztexte

- Bamme, Remmer Mauritius (2000): Wissenschaft und Belletristik. Zum Verhältnis von Inhalt und Form. München/Wien: Profil.
- Krauß-Theim, Barbara (1992): Naturalismus und Heimatkunst bei Clara Viebig. Frankfurt am Main: Lang.
- Kühl, Thusnelda (1904): Der Lehnsman von Brösum. Jena: H. Costenoble.
- März, Ursula (2017): Auf einmal Heimat. In: Die Zeit, Nr. 44, 26. 10. 2017, S. 42.
- Schmidt, Siegfried (1991): Grundriss der Empirischen Literaturwissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schnaubelt, Ilse (1994): Berg und Meer als biographische Momente (= Veröffentlichungen aus dem Forschungsprojekt „Literatur und Soziologie“, 12). Klagenfurt: Institut für interdisziplinäre Forschung und Fortbildung.
- Tönnies, Ferdinand (2020): Soziographie und ihre Bedeutung. In: ders.: Soziologische Schriften 1929–1936. München/Wien: Profil, S. 127–136 [zuerst 1930].
- Vonderach, Andreas (2012): Die deutschen Regionalcharaktere. Psychologie und Geschichte. Husum: Husum Verlag.

## „Nordfriesland im Roman“ Autoren und Werke

- Band 1: Meta Schoepp: Millionensegen. Erstausgabe 1920 / Neuausgabe 2007. 352 Seiten.
- Band 2: Elfriede Rotermund: Godber Godbersen. Ein Halligroman. 1928 / 2008. 304 Seiten.
- Band 3: Albert Johannsen: Nach der Flut. 1905 / 2009. 224 Seiten.
- Band 4: Mia Munier-Wroblewski: Olaf Braren. 1948 / 2010. 228 Seiten.
- Band 5: Marie Burmester: Gottfried Rissoms Haus. 1903 / 2011. 216 Seiten.
- Band 6: Margarete Boie: Dammbau. Ein Sylter Roman. 1930 / 2012. 336 Seiten.
- Band 7: Friede H. Kraze: Die Frauen von Volderwiek. 1926 / 2013. 144 Seiten.
- Band 8: Franziska zu Reventlow: Ellen Olestjerne. 1903 / 2014. 270 Seiten.
- Band 9: Albert Petersen: Arnold Amsinck. 1921 / 2015. 344 Seiten.
- Band 10: Hans Christian Andersen: Die beiden Baroninnen. 1848 / 2017. 328 Seiten.
- Band 11: Wilhelm Lobsien: Landunter. Halligroman. 1921 / 2018. 336 Seiten.
- Band 12: Meta Schoepp: Die Leute auf Böödöla. Ein Helgoländer Roman. 1908 / 2018. 176 Seiten.
- Band 13: Margarete Böhme: Wind und Wellen. Ein Halligroman. 1919 / 2019. 240 Seiten.
- Band 14: Thusnelda Kühl: Der Inseldoktor. 1908 / 2019. 224 Seiten.
- Band 15: K. v. d. Eider: Meerumschungen. Friesischer Dorfroman. 1908 / 2020. 216 Seiten.
- Band 16: Ingeborg Andresen: Hinter Deich und Dünen. Geschichten aus Nordfriesland. 1907 / 2021. 272 Seiten.
- Band 17: Max Geißler: Inseln im Winde. Ein Halligroman. 1903 / 2022. 280 Seiten.
- Band 18: Friedrich Jacobsen. Elfe. 1898 / 2022. 208 Seiten.
- Band 19: Gustav Frenssen: Kandidat Ohland. Manuskript 1944 / 2024. 312 Seiten.
- Band 20: Uwe Herms: Das Haus auf Eiderstedt. 1985 / 2025. 224 Seiten.

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Varouxakis, Georgios: *The West. The History of an Idea*. Princeton & Oxford: Princeton University Press, 2025.

Dieter Haselbach<sup>1</sup>

Menschen, so lehrt auch die positivistische Soziologie Ferdinand Tönnies', gestalten die Welt nach ihren Vorstellungen und Interessen. Sie verwenden dabei Sprache. Sprache erwächst aus einer Vereinbarung. Die Vorstellung, dass „wir“ – der Verfasser dieser Zeilen und die Mehrzahl der Leser – im „Westen“ leben, wird fast von allen geteilt. Dabei ist der Westen keine Richtungsangabe; zu jedem Ort im Westen gibt es einen weiter im Westen. Stattdessen geht es um eine soziopolitische Vorstellung. Die Meinung, dass dieser Westen in einer Krise steckt, wird auch weithin geteilt.

Ein Blick in überregionale Zeitungen zeigt, wie wichtig der Westen als Orientierungsbegriff ist. Hier eine Auswahl aus drei Ausgaben. Die „Frankfurter Allgemeine“ stellt am 2. 12. 2025 in einem Artikel Mahmood Mamdani, den Vater des neugewählten New Yorker Bürgermeisters Zohran Mamdani vor. Die Einschätzung des New Yorker Professors wird zitiert, dass Idi Amin, ugandischer Herrscher, zwar „das Land mit Blut getränkt“ habe, aber „er habe es geeint und dem Westen die Stirn geboten.“ Wie sein Sohn vertrete auch Vater Mamdani die „postkolonialistische“ (hier: antisemitische) Ansicht, wonach Israel ein „Vorposten westlicher Kolonialherrschaft“ sei. – In der Kontroverse zur Verleihung eines Fernsehpreises an die ARD-Journalistin Sophie von der Tann ergreift die Zeitung die Partei der Kritiker dieser Verleihung und weiß zu berichten: „Wie schnell die Täter-Opfer Umkehr aber gelungen ist und wie tatkräftig sich westliche seriöse Medien daran beteiligt haben, muss selbst die Hamas überrascht haben“. Später wird erwähnt, wie „ Hamas-Fans im Westen posieren“. Das Fernsehprogramm des Tages verheißt einen Bericht über „Drohnenkrieg mit westlicher Technik“ und eine Episode aus der Serie „Wilder wilder Westen“. Nur beim letzten Eintrag ist wahrscheinlich eine Ortsbezeichnung gemeint. Geographisch ungewiss wird es wieder, wenn über die Bemühungen um eine Herstellung von Wehrhaftigkeit festgestellt wird: „Die strategische Sicherung der Versorgung mit Seltenen Erden und Industriemetallen zählt .. zu den wichtigsten Aufgaben westlicher (Verteidigungs-) Bündnisse in den kommenden Jahren.“

Das „Handelsblatt“ vom selben Tag kommentiert das Verhältnis Deutschlands zu den USA und meint: „Nun, 80 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und wo Deutschland längst ein fester Bestandteil des Westens ist, findet sich dort kaum noch jemand, den man als echten Wertepartner bezeichnen könnte – zumindest nicht unter den politisch Verantwortlichen der westlichen Führungsmacht.“ – Im Wirtschaftsteil wird ein Industrievertreter zitiert: „Deutschland sei .. ,das teuerste Pflaster für die industrielle Wertschöpfung in der westlichen Welt‘. In Amerika kostet Strom nur rund ein Viertel so viel wie in Deutschland.“

1 Dieter Haselbach ist Soziologe und der federführende Herausgeber der Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe.

Am 7. 12. 2025 untersucht die Financial Times die militärische Resilienz der Ukraine im Krieg mit Russland: Dank „western support“ bleibe sie gegen das ökonomisch weitaus leistungsfähigere Russland verteidigungsfähig, aber auch wegen ihrer Innovationsfähigkeit. Im Artikel wird darauf hingewiesen, dass die Ukraine „strengthened its integration with the west“, „western co-operation has reinforced Ukraine’s modernisation and institutional reforms.“ – Wozu anzumerken ist, dass dieser „Westen“, oder zumindest sein europäischer Teil der öffentlichen Meinung nach derzeit nicht unbedingt als ein Zentrum von Innovation gilt. – In einem Besprechungsartikel zum östlichen Mittelmeer wird vermerkt, dass Israel nach 9/11 sich als das letzte Bollwerk des Westens gegen den islamistischen Terrorismus profilieren konnte. – In einem weiteren Artikel, der sich mit der Feindschaft der US-Rechten gegen Europa beschäftigt, wird darauf hingewiesen, dass das, was westliche Standards oder „Western Civilisation“ – the words are often capitalised in conservative settings“ ausmache, den Europaskeptikern in den USA nicht immer ganz klar sei. – Für Donald Trump zählt die Financial Times bekanntlich zu den Medien, die „fake news“ produzieren.

Ist nur in den USA derzeit nicht klar, was genau der „Westen“ sei? Oder zeigt sich hier ein breites Bedeutungsfeld mit sehr unterschiedlichen Schattierungen? Das monumentale Werk des Historikers Georgios Varouxakis, der sich seit langem mit politischer Ideengeschichte befasst, gibt umfassende Auskunft, ordnet die Bezugnahmen auf den Westen mit einem großen historischen Hallraum.

Ein Unterschied von Osten und Westen beschäftigt Menschen seit der Antike. Da war Griechenland versus Rom, das hat auch eine Dimension von früher und später. Dann gleichzeitig zwei große Formen von Christentum, Byzanz und Rom, Orthodoxie gegen die Kirche des römischen Papstes, Ostkirche gegen Westkirche. Dieser Unterschied trägt bis heute, macht aber nicht das aus, was heute als Osten und was als Westen gilt. Varouxakis arbeitet heraus, dass für die Neuzeit das Thema „Westen“ von einem Protozoziologen, dem Erfinder des „Positivismus“ gesetzt wurde. Auguste Comte hoffte in der Mitte des 19. Jahrhunderts darauf, dass von den am weitesten in der Aufklärung fortgeschrittenen Staaten ein „positives“ Stadium dauerhaft begründet werden könne, in dem Gesellschaften und Staaten friedlich die Moderne entwickeln könnten. Für diese Staaten verwandte er den Ausdruck „Westen“ oder im Französischen „l’occident“. Andere Weltgegenden, so Comtes Hoffnung, würden sich, wenn sie ein entsprechendes Entwicklungsstadium erreicht hätten, diesem Westen anschließen. So verstandener Westen sollte also Vorreiter einer universellen Ordnung der Moderne sein.

Warum „Westen“? Comte erschien der Ausdruck Europa gleichzeitig zu eng und zu weit. Zu weit, weil Russland Teil von Europa ist. Russland aber sah Comte noch nicht als Teil der aufgeklärten Welt. Zu eng, weil die europäischen Kolonien und ihre Nachfolgestaaten, namentlich die Vereinigten Staaten von Amerika, außerhalb Europas liegen. Der „Westen“ war die Bezeichnung, die das zu Enge und das zu Weite vermeiden sollte.

Was immer man von Comtes Hoffnung auf eine durch das „positive Stadium“ befriedete Welt vor dem Hintergrund der Geschichte Europas, des „Westens“ und der Welt seitdem halten mag, der „Westen“ als ein Problemfeld und ein Feld ideengeschichtlicher Auseinandersetzung ist von Comte markiert. Auch ist ein Grundthema für diesen Westen gesetzt: Comtes Westen steht für den Anspruch auf eine umfassende Geltung der Prinzipien der Aufklärung, den Anspruch einer universalistischen Philosophie.

Varouxakis führt in seinem Buch durch verschiedene Zeitschichten des politischen Denkens über den Westen. Die Probleme, die dabei verhandelt werden, unterliegen immer

wieder Metamorphosen. Zwei Themen in der Diskussion um den „Westen“ erscheinen dem Rezensenten besonders bedeutsam. Das eine ist, wer zum Westen gehört und wer nicht. Das zweite, ob unter der Metapher Westen das von Comte imaginierte Programm einer Universalisierung von Aufklärung verhandelt wird oder ob der Westen sich in Abgrenzung zu anderen Kulturen verstehen möchte.

Der Reichtum des von Varouxakis zugänglich gemachten Materials kann nur angedeutet werden. Immer, wenn über den Westen verhandelt wurde, spielen diese beiden Themen eine Rolle. Varouxakis verfolgt die Diskussion über eine Zuordnung zu oder Abgrenzung Britanniens vom Westen. Er zeichnet die Diskussion des Konzepts „Westen“ in den USA bis zum ersten Weltkrieg nach: Hier sind insbesondere die Ideenflüsse zwischen den USA und Deutschland bemerkenswert. Im Weltkrieg sah sich der Westen auch in einem Krieg der Ideen mit Deutschland; dort wurden Positionen gegen den Westen formuliert. Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“ und das Gegeneinanderstellen von inniger „Kultur“ und westlich-oberflächlicher „Zivilisation“ sollten noch lange nachwirken. In der Zwischenkriegszeit wirkt mit Spenglers „Untergang des Abendlandes“ (in der englischsprachigen Welt rezipiert als „Decline of the West“) noch ein weiterer Text aus Deutschland in die internationale Diskussion hinein. Der zweite Weltkrieg endet mit einem Sieg des Westens, im sich anschließenden Kalten Krieg erscheint der Westen konsolidiert, er umfasst nun annähernd den Raum, den Auguste Comte imaginiert hatte und er stabilisiert sich mit einer eindeutigen Feinderklärung. Das Ende des Kalten Krieges bringt neue Herausforderungen, Varouxakis verfolgt Positionen wie die Fukuyamas vom „Ende der Geschichte“ über die Huntingtons vom „Clash of Civilisations“ bis in die Diskussion in Deutschland über die westliche „Wertegemeinschaft“.

Das Thema der geographischen Zugehörigkeit zum Westen ist leicht beschrieben, hat aber seine Aktualität nie verloren. Wie ist der Westen zu umgrenzen? Für Comte war Deutschland zweifelsfrei ein Teil des Westens, wenn es auch noch nicht die staatliche Form gefunden hatte wie die Staaten weiter westlich. Ob Deutschland zum Westen gehört, war lange Zeit ein Problem. Zum Beispiel, als in einigen katholischen Staaten in Europa der Begriff des „Westens“ eingeführt wird als ein Bündnis der Staaten in Europa, die vom Katholizismus geprägt sind; dann wäre auch Polen Teil des Westens und Deutschland ein unsicherer Kantonist. Oder manifest, als Deutschland Krieg mit den westlichen Mächten führte. Dann aber entstand die Schwierigkeit einer unbequemen Allianz des „Westens“ mit Russland, später mit der Sowjetunion. Seit nach dem zweiten Weltkrieg und mit dem kalten Krieg scheint diese Frage gelöst, bis 1989 wenigstens für ein westliches Teilgebiet Deutschlands.

Comtes kategorische Meinung war, dass Russland nicht zum Westen gehört. Aber er war von der Weltgeltung der westlichen Ideen überzeugt, sah die Ideen der Aufklärung als universal, konnte sich eine Ausdehnung westlicher Ideen und Regierungsformen vorstellen, ja sagte sie geradezu voraus: Wenn die Zeit reif sei. Dass der Westen ein Hort des Friedens sei, diese Illusion ging schon bald im 19. Jahrhundert verloren. Aber die Frage bleibt: Wie weit greift in Europa der Westen in den geographischen Osten? Wo schließt sich der Osten Europas dem Westen an? Seit der Zeitenwende 1989 beschäftigt sich Europa intensiv mit diesem Problem. Inzwischen ist die Frage bis zu einem Krieg zugespitzt, ein Krieg darum, ob die Ukraine zum Westen gehört, gehören darf. Noch aktueller wird die Frage der Zugehörigkeit, wo die USA sich aus der Ideenwelt des Westens zurückziehen und der Westen territorial schrumpft auf den schmalen westlichen Rand Asiens, der in den letzten Dezennien von der Europäischen Union geprägt wird. Dieser (territorial verstandene) Westen Europas will und

soll sich nun gegen die großen Mächte der Welt behaupten. Und er will und soll die Ideen der Aufklärung weiter hochhalten.

Das Thema der Zugehörigkeit zum Westen in einem nicht-geopolitischen Sinn, die Frage, ob der Westen für ein universalistisches Versprechen steht oder ob er eine eigenständige, geschlossene „Kultur“ (im englischen Sprachgebrauch eher: „civilisation“) sein möchte oder ist, ist das zweite große Thema in Varouxakis' Werk. Eine ganz besondere Stärke liegt darin, dass Gegen- und Nebendiskurse breit behandelt werden. Die Diskurse von Intellektuellen, die den Westen als Herausforderung empfinden oder empfinden mussten, sind umfassend dargestellt. Es sind dies die Nicht-Weißen in den USA und die Eliten der westlich kolonisierten Länder. Es ist faszinierend nachzuvollziehen, wie sich zwei Tendenzen herausbilden, die bis heute die Diskussion über soziopolitische Positionierungen, immer mehr aber auch der Sozialwissenschaft, in ihrem Kern prägen. Die eine ist, dass die Ansprüche des Westens weiter zu universalisieren seien, dass sie mit Recht auch von denen beansprucht werden können, dürfen und müssen, die sich als die Anderen im oder außerhalb des politischen Westens erfahren. Die zweite ist eine grundsätzliche Positionierung gegen den Westen, die sich als Postkolonialismus, Relativismus, als identitäres Denken ausprägt. Varouxakis verfolgt die Tendenzen auf solche Positionierungen hin, gibt ihnen Tiefenschärfe und trägt so dazu bei, die historische Dimension von Diskursen zu verstehen, die ohne solchen Kontext leicht nur als schroffe Ablehnung der Tradition aufgeklärten Denkens und als Befestigung von feindschaftlichen Diskursen aufgefasst werden.

Dazu kommt, dass identitäres Denken nicht nur als Gegenposition zum Westen, sondern immer mehr im Selbstverständnis des Westens eine Rolle gewinnt. Huntingtons Voraussage eines „Clash of Civilizations“ steht für eine identitäre Wendung des Denkens im Westen, er nimmt Strömungen im westlichen Denken auf, die nicht mehr auf Aufklärung und auf universelle Menschenrechte, sondern auf die Behauptung eines Unterschieds und auf existenzielle Feindschaft zielen.

Varouxakis zeichnet die Linien der Debatte um den Westen umfassend nach. Es mag sein, dass Spezialisten den einen oder anderen Namen vermissen, Varouxakis aber lässt nichts Wesentliches unbeleuchtet. Warum aber ist all dies bedeutend für die Sozialwissenschaft? Beschäftigt mit dem Bau theoretischer Begriffssysteme geht der Sozialwissenschaft nicht selten eine Fühlung dafür verloren, wie sehr ihre eigenen Denkmuster historisch geprägt sind und wie sehr sie implizite Geschichtsphilosophie enthalten. Bei aller grundsätzlichen Bedeutung: Soziologische Theorie beschäftigt sich ganz überwiegend mit Gesellschaft im (National-)Staat. Antikoloniale Theorien arbeiten sich hieran und an der Dominanz „westlicher“ Denkmuster ab. Ein umfassender Gültigkeitsanspruch vereint gleichwohl alle wissenschaftlichen Positionen, selbst wenn solcher Anspruch auf wissenschaftliche Wahrheit relativistisch formuliert wird, also in einem nicht auflösbaren performativen Widerspruch stehen bleibt. Ideengeschichtliche Rekonstruktionen, zumal so reiche wie die von Varouxakis vorgelegte, historisieren radikal, bis in die Begrifflichkeit hinein. Sie erlauben zu erinnern, dass unsere Welt so ist, und auch so war, wie wir sie uns ausdenken. Comte hatte den Mut oder die Hybris, seine geschichtsphilosophische Vision als „positive“ Wissenschaft zu präsentieren. Eine Fühlung mit der Geschichtsphilosophie hatte die Soziologie vor einhundert Jahren noch nicht ganz verloren. Eine Auseinandersetzung mit Ideengeschichte – hier ist Varouxakis' Werk ein inspirierender Text – aktualisiert die Historizität, die meist implizite Geschichtsphilosophie, der sich sozialwissenschaftliche Theorie nicht entziehen kann.

Varouxakis selbst setzt sich im letzten Kapitel seines Buches mit der Frage auseinander, wozu man eine tiefe Auseinandersetzung wie seine mit dem Konzept des „Westens“ braucht: „Why does any of this matter?“ (342). Seine Antwort enthält eine Empfehlung: „[T]he language related to ‚the West‘ will not be abandoned in the foreseeable future. What I would argue should be avoided, however, is reference to so-called ‚Western values‘ as being in any way owned by ‚Western‘ peoples.“ (343). Der aufklärerische, universale Anspruch wird hier gegen ein erschreckend immer weiter um sich greifendes identitäres Denken behauptet, aber ohne begriffliche Differenzierung zu unterlaufen.

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

## Bitte um Einsendungen

Die Redaktion lädt alle Interessierten dazu ein, Artikel und Rezensionen, die zum Themenspektrum der Kieler sozialwissenschaftlichen Revue passen, in deutscher oder englischer Sprache einzusenden. Auch Forschungs- und Tagungsberichte sind sehr willkommen. Die Kieler sozialwissenschaftliche Revue erscheint zweimal jährlich. Um eine Chance zu haben, im nächsten Heft zu erscheinen, sollten Manuskripte bis Anfang Februar bzw. Anfang August bei der Redaktion eingereicht werden. Bitte erstellen Sie zusätzlich einen Abstract zu Ihrem Beitrag (idealerweise in deutsch und englisch). Eine vorherige Kontaktaufnahme mit dem verantwortlichen Redakteur ist empfehlenswert.

Kontakt für Fragen, Vorschläge und Manuskripte:

Dr. Sebastian Klauke – verantwortlicher Redakteur  
Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V.  
Freiligrathstraße 11  
D-24116 Kiel  
klauke@ferdinand-toennies-gesellschaft.de  
+49 (0)431 551107





Frederic Vobbe

## **Angewandte Forschungsethik in der Qualitativen Sozialforschung**

Orientierungshilfe zur  
Untersuchung kritischer  
Lebensereignisse

*ISBN 978-3-8474-3183-1*

*eISBN 978-3-8474-3321-7*

Empirische Untersuchungen kritischer Lebensereignisse wie Verlust Erfahrungen, Gewalterleben oder andere biografische Störungen sind ethisch zu fundieren. Hierzu schlägt der Autor eine Brücke zwischen normativ-theoretischen Reflexionen und forschungspraktischen Anregungen. Am Beispiel typischer Herausforderungen des Untersuchungsfeldes werden für die Phasen vor, während und nach der Datenerhebung konkrete Handlungsorientierungen erarbeitet.

[shop.budrich.de](http://shop.budrich.de)





Manuel Castells

## **Die digitale Gesellschaft**

Eine kritische Einführung

*ISBN 978-3-8474-3405-4*

*eISBN 978-3-8474-3343-9*

Die Digitalisierung durchdringt nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche: Wie Menschen miteinander kommunizieren, Staaten ihre Bürger\*innen überwachen und Künstliche Intelligenz Kriegsverläufe prägt. Digitale Technologien bilden den Grundstein für wirtschaftliche, kulturelle und politische Entwicklungen in der spätmodernen Netzwerkgesellschaft. Aus präzisen empirischen Analysen heraus vermittelt der Soziologe Manuel Castells, wie sich die digitale Sozialstruktur unserer Zeit entwickelt hat und welche tiefgreifenden Auswirkungen sie mittlerweile auf das alltägliche Leben hat.

[shop.budrich.de](http://shop.budrich.de)

